MSB

<36605944010019

<36605944010019

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. U. 36 m (1

R.

1)
2) S. 433 - .

Jakob Beattie's,

Professor der Moral und Logik in Aberdeen,

neue

philosophische Versuche.

Erster Band.

Aus dem Englischen übersezt.

Mit einer Vorrede

vom

Herrn Professor Meiners.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1779.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorerinnerung
des Verfassers zum ganzen Werke.

Diese Ausgabe ist mit einigen besondern Umständen begleitet gewesen, die falsch ausgelegt werden könnten. Es sey mir also erlaubt, mich kurz darüber zu erklären.

Seit ohngefähr drey Jahren waren einige Personen von Stande in England, die mich mit ihrer Freundschaft beehret hatten, so gütig, ein Verlangen zu äußern, daß der Versuch über die Wahrheit prächtiger, als bisher, und zwar so gedruckt werden möchte, daß er dem Verfasser nicht blos Ehre, sondern auch Vortheile brächte. Man wandte sich zugleich an die Eigenthümer des Verlagrechts, die ihre Bereitwilligkeit für das Unternehmen bezeigten, daß eine neue Ausgabe zum Vortheil des Verfassers un-

ter gewissen für billig erkannten Bedingungen veranstaltet würde.

Man that daher den Vorschlag, daß eine neue Ausgabe des Versuchs in Quart, und zwar auf Subskription gedruckt werden sollte. Der Verfasser hatte aber einige Bedenklichkeiten dabey. Er fürchtete, daß das Format für eine solche Absicht unschicklich seyn möchte. Ferner, ein Buch, das schon zwey- bis dreymal aufgelegt worden war, auf eine solche Art herauszugeben, schien gewagt, weil man keine Beispiele vor sich hatte; und konnte, schien es, solche, die um die Sache nicht wußten, veranlassen, den Verfasser einer Schwachheit zu argwöhnen, die niemand, der ihn kennt, ihm zur Last legen wird: ich meine, der Geldliebe.

Man erwiederte: daß der Band selbst eine gehörige Größe erhalten könnte, wenn mit dem Versuche über die Wahrheit noch einige andere abgedruckt würden, die zwar nicht für die Pres-

se bestimmt waren, die aber einige Freunde, die sie gesehen hatten, ihrer nicht unwürdig hielten; und daß die vorgeschlagene Subskription eben deswegen, weil sie von einer ganz eigenen Art sey, auch auf eine ganz eigene Art zu Stande gebracht werden sollte. Sie soll gar nicht, (sagten die Beförderer dieser Unternehmung) Buchhändlern anvertraut oder öffentlich angekündigt, und kein Mensch soll darum angesprochen werden. Wir selbst und unsere Freunde wollen sie befördern, ohne sie weiter zu beunruhigen, als daß sie ihre Einwilligung geben, und die Materialien in Ordnung bringen. Und wenn es, wie wir Ursache zu glauben haben, viele würdige und begüterte Personen giebt, die eine solche Gelegenheit, als diese ihnen darbieten wird, wünschen, um ihnen ihre Zufriedenheit mit ihnen selbst und ihrer Schrift zu bezeugen; so würde es Eigensinn verrathen, wenn sie diese ihres Vergnügens, und sich selbst einer so großen Ehre berauben wollten.

Einem so außerordentlich großmüthigen Vorschlage konnte der Verfasser sich nicht widersezen, ohne sich selbst Airs zu geben, die sich für ihn nicht geschickt hätten. Er willigte also dankbar ein. Die Sache wurde angefangen, und ist nun auf eine Art geendigt worden, die ihm sehr viele Ehre bringt, und die gerührtesten Danksagungen gegen die gelehrten und edlen Personen fordert, die sie ausgeführt und befördert haben.

Einige unvorhergesehene Hindernisse, die aus der schlechten Gesundheit des Verfassers entstanden, haben diese Ausgabe viel länger zurückgehalten, als anfangs die Absicht war.

Vorrede
zur Uebersezung.

Ich schreibe diese kleine Vorrede nicht in der Absicht, um den schottländischen Philosophen den deutschen Liebhabern der Weisheit zu empfehlen, (denn einer solchen Empfehlung braucht Beattie wenigstens von mir nicht,) sondern um den Lesern der gegenwärtigen Versuche zu sagen, daß ich die Uebersezung nicht allein durchgesehen, sondern auch an vielen Stellen berichtigt, oder doch verändert habe. Dafür also kann ich mich allenfalls verbürgen, daß der Sinn des Originals nirgends auf eine grobe Art ist verstümmelt oder verfehlt worden. Sollten aber hin und wieder kleine Fehler stehen geblieben seyn; so muß ich freilich diese, als Durchseher und Verbesserer, entweder ganz, oder doch zur Hälfte auf mich nehmen; auch kann ich diese Sünden der Nachläßigkeit nicht anders, als durch die Bemerkung entschuldigen, daß es einem unmöglich ist, bey solchen Arbeiten seine ganze Aufmerksamkeit unzerstreut zusammen zu halten.

Beattie's Versuch über die Unveränderlichkeit der Wahrheit hat, wie es scheint, in Großbrittanien einen weit größern Beifall als in Deutschland erhalten. Ich schließe dieses nicht nur aus dem Tone, den dieser sonst bescheidene Schriftsteller in der neuen Vorrede und einigen Zusäzen annimmt, sondern auch aus dem Eifer, womit die angesehensten Männer in England die lezte prächtige Ausgabe dieses, und anderer bisher ungedruckten Versuche (Edinburgh 1776. 4to.) besorgt, endlich aus der großen Zahl der vornehmsten Personen beiderley Geschlechts, die sich unterschrieben haben. Freilich ist der Schluß von der Menge der Subskribenten auf die Größe des Beifalls, den ein Werk erhalten hat, oder erhalten wird, nicht immer sicher; denn in England werden, wie in Deutschland, nicht blos Soldaten und Matrosen, sondern auch Subskribenten gepreßt; allein diesmal beweisen Umstände und die Vorrede des aufrichtigen, rechtschaffenen Verfassers, daß man zur Werbung von Subskribenten weder an Freunden, noch an Feinden Gewaltthätigkeiten oder freundschaftlichen Zwang ausgeübt habe; und man kann also in diesem Falle mit einer ziemlichen Zuverläßigkeit annehmen, daß ein großer Theil der Edelsten seines Volks, deren Namen dem Werke vorgesezt sind, unsern Verfasser für den

gründlichsten Bestreiter der humischen Philosophie und den glücklichsten Vertheidiger der Sache der Wahrheit und Tugend, wenigstens in unserm Zeitalter, halten.

So sehr ich mich aber auch über die guten Wirkungen freue, die des Verfassers Versuch über die Wahrheit unter seinen Landsleuten hervorgebracht hat; so wenig kann ich vielen von seinen Grundsäzen, noch weniger dem heftigen polemischen Tone, womit er streitet, (aller künstlichen Rechtfertigungen ungeachtet) meinen Beifall geben. — Die übrigen Versuche hingegen sind unter allen philosophischen Werken über eben diese Gegenstände dasjenige, in welchen ich die meisten und auffallendsten Uebereinstimmungen mit solchen Gedanken gefunden habe, die ich bisher als die meinigen anzusehen Ursache hatte. Wenn es nach dieser Erklärung nicht zu viel Eitelkeit verriethe, oder wenn ich auch nicht befürchten dürfte, daß man das, was ich jezt sagen will, für die Wirkung einer Inspiration hielte; so würde ich kein Bedenken tragen, einem jeden Leser, selbst den geübtesten Denker nicht ausgenommen, zum voraus die Versicherung zu geben, daß er gewiß in einem jeden Abschnitt neue und wichtige Beobachtungen oder Räsonnements finden werde.

So lächerlich es seyn würde, wenn ich alle diejenigen Punkte, über welche Beattie und meine Meinungen zusammentreffen, mit einer eitlen Mühseligkeit aufzählen wollte; für eben so unnöthig halte ich es, alle diejenigen Urtheile des englischen Weltweisen anzuführen, die den meinigen entgegengesezt sind. — Unterdessen kann ich doch nicht unbemerkt lassen, daß viele seiner Lobreden auf den Homer und Virgil, und manche Rechtfertigungen einzelner Stellen dieser Dichter mir eben so übertrieben zu seyn scheinen, als der Tadel, womit er den Aristophanes, und besonders den Petronius stäupt. — Beattie findet im leztern gar kein Körnchen von ächtem wizigen Salze, keine treffende mahlerische Schilderungen von Sitten und Thorheiten des Zeitalters; gar keine Reize der Schreibart, sondern vielmehr einen rohen, unausgearbeiteten, oder auch gezierten Styl. Wenn man nicht wüßte, wie sehr übermäßiger Eifer, er sey von welcher Art er wolle, auch die besten, scharfsichtigsten Menschen verblenden könne; so würde man glauben müssen, daß Beattie den Petron gar nicht gelesen habe, oder auch über die schönen Werke des römischen Alterthums gar nicht zu urtheilen wisse. Wenn ich anders für Reinigkeit und Wohllaut der römischen Sprache einiges Gefühl besize; so findet sich unter allen

lateinischen Prosaisten kein einziger, (den Cicero und Livius allein, aber nur in gewissen Reden ausgenommen, wo das höchste Pathos eine reichere, prächtigere Melodie zuließ, als der Verfasser des Satyrikons bey seinem Stoffe sich erlauben durfte) der mit so viel edler Einfalt, und ungekünstelter Leichtigkeit einen so unbeschreiblich süßen, und mir fast unüberhörbar scheinenden Numerus verbände. — Auch halte ich diesen Schriftsteller bey weitem nicht für so gefährlich und sittenverderbend, als Beattie; er erregt öfterer Lachen oder Ekel, als Begierden; und an den Stellen, wo er am verführerischsten ist, kann man ihm gerade am allerwenigsten Schmuz oder Unreinigkeit vorwerfen.

Beattie's Schreibart ist durchgehends hinreissend, und an vielen Stellen schön; aber nicht immer so bestimmt, als sie seyn könnte. — Unbestimmt sind z. B. in seiner vortreflichen Abhandlung über das Lachen die wichtigsten Ausdrücke, lachenerregend und lächerlich (ludicrous, ridiculous), die er gleich anfangs auf eine sehr unzureichende Art von einander unterscheidet, und in der Folge häufig mit einander verwechselt. Die so sehr von einander verschiedenen Begriffe des lächerlichen, belachenswerthen, oder verächtlichen, des drolligten, komischen, wizigen, hat er nirgends gehörig von-

einander abgesondert, und darinn liegt der Grund einer gewissen Dunkelheit oder Verwirrung, die der größte Fehler dieser sonst schäzbaren Abhandlung ist.

Ich habe der Verlagshandlung gerathen, den Versuch über die Wahrheit nicht ganz von neuem, sondern nur die wichtigsten in der lezten Ausgabe hinzugekommenen Veränderungen und Zusäze übersezen zu lassen. Nur diese also wird man hinter dem Versuch über Musik und Dichtkunst mit Verweisung auf die 1772. in 8. herausgekommene Uebersezung finden.

Hin und wieder sind englische Wörter und Verse in der Uebersezung unverdolmetscht stehen geblieben. Dies ist aber nur alsdann geschehen, wann etwas entweder nicht übersezt werden durfte, oder auch nicht übersezt werden konnte.

C. Meiners,
Professor in Göttingen.

Versuch
über
Dichtkunst und Musik,
insofern
sie die Seele rühren.

Geschrieben im Jahr 1762.

Nachricht des Verfassers.

Die folgenden Versuche (die in einer Privatgesellschaft von Gelehrten vor vielen Jahren abgelesen worden sind) werden nun auf Verlangen mehrer Gelehrten in England, die sie gesehen, und ihnen ihren Beyfall gegeben haben, öffentlich bekannt gemacht. Indem ich sie von neuem für die Presse abschrieb, sind ansehnliche Verbesserungen und neue Beobachtungen hinzugekommen; zugleich aber haben sich ein, oder zween kleine Anachronismen eingeschlichen, gegen die zu warnen man aber deswegen für unnöthig hält, weil sie dem Sinn und der Verständlichkeit im geringsten nicht nachtheilig werden.

Die Geseze einer jeden nüzlichen Kunst können in zwo Arten abgetheilt werden. Einige sind durchaus nothwendig zur Erreichung des Endzwecks, den der Künstler sich vorgesezt hat; und diese werden daher nothwendige Geseze genannt. Andere hingegen, die man verschönernde oder mechanische nennt, haben keinen andern Grund, als das Muster oder Beispiel irgend eines großen Meisters, welchem nachzuahmen es einmal Mode geworden ist. Diese leztern kann man nur durch den Unterricht des Künstlers, oder die Beobachtung seiner Werke erfahren; die erstern hingegen können aus und nach den Grundsäzen der Vernunft und Weltweisheit aufgesucht werden.

Diese beiden Klassen von Gesezen oder Regeln sind von Kritikern sehr oft, ohne irgend einen beträchtlichen Schaden der Kunst, und ohne merkliche Nachtheile für den Künstler und dessen Schüler mit einander verwechselt worden. Denn nicht selten geschieht es, daß Mode und Philosophie zusammen treffen, und daß ein Künstler in seinem Fache Gesezgeber wird, dessen Grundsäze eben so richtig, als seine Arbeiten vortreflich sind. Dies ist besonders der Fall mit der Dichtkunst gewesen.

Homer, den wir als den Gründer dieser Kunst ansehen, weil wir keinen andern kennen, dem wir diese Ehre zueignen könnten, Homer also scheint in der Anlage seiner beiden Gedichte nach einem Plane gearbeitet zu haben, der eben so groß, als vernünftig ist; und Aristoteles also, indem er die Theorie dieser Kunst schrieb, hatte weiter nichts zu thun, als Homers Verfahren und Beispiel zu beobachten, und in Regeln zu verwandeln. Alles, was dieser große Kunstrichter über diesen Gegenstand hinterlassen hat, zeigt, daß Homer ein eben so vortreflicher Philosoph, als Dichter war, und daß er neben einer unbegränzten Phantasie und allen Zauberkräften der Sprache auch noch die schärfste Urtheilskraft besaß, wodurch er allein sich einen großen edlen Zweck vorsezte, und zugleich die besten Mittel ausfindig machte, diesen Zweck zu erreichen.

Eine Kunst, auf diese Art gegründet, kann nicht anders, als dauerhaft seyn. Das Eigenthümliche der homerischen Erfindung ist von allen Gelehrten aller Zeiten anerkannt worden; eine jede Verbesserung, die einzelne Zweige seiner Kunst seit seiner Zeit erhalten haben, sind nach seinen Grundsäzen gemacht: und Dichter, die niemals seinen Namen gehört hatten, sind von ihrem eigenen Genie auf eben den Pfad geleitet worden, den

er auf die Eingebung eben dieses innern Rathgebers betreten hatte. Wahre Dichtkunst also ist, ihrer anscheinenden Ungebundenheit ungeachtet, etwas vollkommen regelmäßiges, und auf Vernunft gegründetes; und nichts hat auf den Titel ächter Philosophie mehr Anspruch, als derjenige Theil der Kritik, der die allgemeinen Eigenthümlichkeiten aufsucht, wodurch sie sich von andern ihr verwandten Künsten unterscheidet.

Ob der folgende Aufsaz die lezte Bemerkung auf irgend eine Weise bestätigen werde, mag der Leser entscheiden. Der Verfasser desselben ringt wenig nach anderm, als dem Lobe eines deutlichen Vortrags; er verachtet alle auffallende Meinungen und künstlich abgezogene Theorien, als schimmernde Blendwerke, die zwar nicht schwer zu erfinden sind, aber nichts zur Aufklärung des menschlichen Geistes und zur Ausbreitung nüzlicher Kenntnisse beitragen, und die besonders in Untersuchungen über Gegenstände des Geschmacks, die das menschliche Geschlecht seit zweien Jahrtausenden auf das genauste geprüft hat, zur Unzeit angebracht seyn würden.

Der Gang von Gedanken, der mich in diese Untersuchungen einleitete, wurde vor vielen Jahren durch eine Unterredung veranlaßt, worinn ich

mir die Freiheit nahm, eine Meinung zu verthei-digen, die von der Meinung der übrigen Gesell-schaft abwich, aber wie ich damals glaubte, und noch jezt überzeugt bin, mit den besten Gründen und dem Ansehen der größten Männer unterstüzt ist. Man behauptete gegen mich, daß der Ge-schmack eben so eigensinnig, als die Kritik verän-derlich sey; und daß also die Geseze der Aristote-lischen Dichtkunst, die dieser Philosoph von den Beispielen des Homers und Sophokles abgezogen habe, auf Gedichte anderer Zeitalter und Völker nicht anwendbar seyen. Ich gestand dieses in An-sehung aller derjenigen Regeln zu, die sich auf ge-wisse Zeiten und Gegenden beziehen; behauptete aber auch zugleich, daß mehrere von ihnen eben deswe-gen, weil sie in der menschlichen Natur gegründet wären, unübertretlich seyen, und daß sie also nicht verlezt werden können, ohne in solche Ungereimt-heiten zu fallen, die, wenn sie auch von einigen übersehen würden, den größten Theil der Leser doch so sehr beleidigen müßten, daß dadurch der Haupt-zweck der Dichtkunst gänzlich verfehlt werden wür-de. Ich sezte hinzu, daß ein Dichter sich nicht weniger lächerlich machen würde, wenn er die we-sentlichen Geseze seiner Kunst beleidigen, und sich mit einer Appellation vom Richterstuhl des Aristo-teles rechtfertigen wolle, als ein mechanischer

Künstler lächerlich seyn würde, wenn er eine Maschine nach Grundsäzen verfertigte, die mit den Gesezen der Bewegung stritten, und dann seinen Fehltritt dadurch zu entschuldigen suchte, daß er das Ansehn von Newton verwürfe.

Die Merkmale, wodurch Dichtkunst oder Gedichte sich von andern Werken der Litteratur unterscheiden, müssen theils in dem Inhalte, theils in der Sprache gesucht werden; und die gegenwärtige Abhandlung zerfällt daher ganz natürlich in zween Theile. — Was ich von der Tonkunst zu sagen habe, gehört, wie das Folgende lehren wird, zum ersten Theile.

Erster Abschnitt.

Dichtkunst in Rücksicht auf ihren Inhalt betrachtet.

Wenn man sagt, daß eine jede Kunst, oder ein jedes Kunstwerk einen gewissen Endzweck habe, so wiederholt man blos einen identischen Saz. Wenn man ferner behauptet, daß die wesentlichen oder unübertretlichen Geseze einer Kunst diejenigen seyen, die zur Erreichung des Endzwecks des Künstlers führen, so trägt man wiederum nur eine Erklärung vor, deren Richtigkeit zu bestreiten ungereimt seyn würde. Wir müssen uns also nothwendig einen richtigen Begrif von dem Endzweck oder der Bestimmung dieser Kunst machen, bevor wir über ihre wesentliche Geseze etwas Bestimmtes sagen können.

Erstes Kapitel.

Von dem Endzwecke der Dichtkunst, oder einer jeden Dichtungsart.

Daß Vergnügen zu geben, ein Endzweck der Dichtkunst sowohl bey ihrer ersten Entstehung, als nachher in jedem Zeitalter ihres Fortgangs und ihrer Entwickelung gewesen sey, kann wohl schwerlich bezweifelt werden. Wann der Mensch sie zuerst dazu anwandte, anbetende Ehrfurcht gegen höhere und unsichtbare Wesen, oder Dankbarkeit gegen die Wohlthäter seines Geschlechts, oder Bewunderung der Vollkommenheiten des Herzens, des Geistes und Körpers, oder überhaupt seine Liebe gegen schöne Personen seines eigenen Geschlechts, oder was ihm sonst in der Natur reizend schien, auszudrücken; so muß man immer voraussezen, daß der oder die ersten Versucher die Absicht hatten, ihre Gedichte gefällig zu machen, weil diese sonst dem Endzwecke, den sie zu erreichen sich bemühten, eben so wenig, als den Empfindungen, die sie beleben wollten, entsprochen hätten. Oder wenn wir auch mit Horaz*) glau-

*) Die Ehre, das menschliche Geschlecht bezähmt und entwildert zu haben, schreiben die Dichter der Dichtkunst zu; (Hor. Ar. Poet. v. 391.) Die Red-

ben wollen, daß sie anfangs als ein Werkzeug gebraucht worden, in rohe Menschenseelen den ersten Saamen der Geselligkeit und bürgerlichen Ordnung auszustreuen; so müssen wir doch immer noch annehmen, daß ein Hauptzweck derselben dieser gewesen sey, ihr so viele Reize mitzutheilen, als nöthig waren, die Ohren und Herzen wenig denkender Haufen zu fesseln. Auch in spätern Zeiten hat der wahre Dichter, ungeachtet er in der Wahl der Materien und Gegenstände den Nuzen nie aus den Augen verlor, in ihrer Bearbeitung und Formgebung (und Form ist es hauptsächlich, was Gedichte von andern Werken oder Schriften unterscheidet) das Unterhaltende und Ergözende zu seinem Hauptzwecke gemacht. Es läßt sich auch in der That gar nicht denken, daß Menschen, unabhängig von dieser Betrachtung, sich jemals auf Künste gelegt haben sollten, die so wenig zum Le-

ner der Beredsamkeit, (Cic. de Or. I. §. 33.) und andere, der Weltweisheit. (Cic. de Or. I. §. 36. 37. Tusc. Quaest. v. 5.) Wahrscheinlich war diese Entwilderung die Wirkung von vielen zugleich wirkenden Ursachen; und ward mehr durch günstige Umstände, oder die besondern Fügungen des Himmels, als durch die Kunst und Bemühungen der Menschen veranstaltet.

ben nothwendig sind, als Dichtkunst, Mahlerey und Tonkunst. Eben so gewiß ist es, daß ein Gedicht, wenn es auch die wichtigsten Wahrheiten enthielte, doch nur eine sehr kalte Aufnahme finden würde, wenn es von allen Reizen des Wohllauts, der Erfindung und des Ausdrucks entblößt wäre, deren einzige Absicht ist, zu gefallen und Vergnügen zu geben.

Ist es aber nicht eben sowohl die Absicht dieser Kunst zu unterrichten, als zu gefallen? — Verse, die nur ergözen, ohne zu nüzen, was sind die anders, als klingende Schellen, oder Kinderspiele? Wenn ferner ein Gedicht nicht allein ergözte, sondern auch, statt zu bessern, das Herz verdürbe, würde man es alsdann nicht als ein Gift ansehen müssen, das durch seine anziehende Reize doppelt gefährlich wäre? — Alles dieses ist wahr, und doch ist Vergnügen unläugbar der unmittelbare Zweck aller derjenigen Verschönerungen und Künste, wodurch Gedichte sich von andern Arbeiten des Geistes unterscheiden, — von Harmonie, Rythmus, geschmückter Sprache, von Zusammensezung und Mannichfaltigkeit der Fabel: denn jeder wird es, glaube ich, zugeben, daß ein reizloser Aufsaz, der keine von allen diesen Schönheiten hätte, unterrichtender werden könnte, als kein Gedicht jemals gewesen ist. So wie Schreiben durch seinen

überwiegenden Nuzen vortreflicher ist, als Mahlen, und Sprache besser, als Musik; eben so kann ein Aufsaz, wenn er auch in einer rauhen Schreibart nüzlichen Unterricht enthält, blos deswegen, weil er brauchbarer ist, auch vortreflicher seyn, als irgend etwas im Homer oder Virgil; aber eine solche Arbeit würde der Dichtkunst eben so wenig verwandt und ähnlich seyn, als Sprache der Melodie, oder eine Handschrift einem Gemälde ist; so wie ein schönes Werk dichterisch seyn kann, ohne vielen oder irgend einigen Nuzen zu stiften. Unterricht ist ein Endzweck, der allen guten Schriften, einem jeden guten Gedichte, philosophischen Werken, und auch der Geschichte gemeinschaftlich ist. Allein der Hauptendzweck der leztern ist Unterricht, und wenn diese nüzige Absicht erreicht wird, so muß man es dem Geschichtschreiber sowohl als Philosophen eingestehen, daß sie ihrer Pflicht ein Genüge geleistet haben. Der Dichter hingegen muß vieles thun, blos um zu gefallen; und wenn er dieses verfehlt, so kann er freilich in andern Rücksichten Lob verdienen, aber als Dichter hat er nichts geleistet. — Allein lassen nicht Geschichtschreiber und Philosophen eben sowohl, als Dichter, es sich angelegen seyn, ihren Lesern zu gefallen? Gemeiniglich thun sie es. Allein die ersten ergözen, damit sie desto besser unterrichten mögen; die

leztern aber unterrichten, damit sie desto mehr gefallen mögen. Ein ergözendes, wenn gleich ganz unlehrreiches Gedicht, kann immer gewissen nicht ernsthaften Lesern gefallen: und selbst solche, die das Herz verderben, können dem Ruchlosen angenehm seyn; aber der wahre Dichter bestimmt sein Werk nicht für Leichtsinnige, oder Nichtswürdige, sondern für das ganze Menschengeschlecht: und wenn er dem allgemeinen Geschmack gefallen will, so muß er selbst das Unterrichtende als ein Mittel brauchen, diesen seinen Zweck zu erreichen.

Die Nothwendigkeit dieses Verfahrens entsteht aus einem gewissen Umstande oder Zuge in der menschlichen Natur, der dem Menschen zugleich Schande und Ehre macht, (wie Pope vom Erasmus sagt, daß er dem Priesterorden gebracht habe:) diesem nämlich, daß unsere Seele, wenn sie nicht von Leidenschaft oder Vorurtheilen verdorben ist, allemal die Parthey der Tugend und der Wahrheit nimmt: – eine demüthigende Betrachtung, wenn sie uns auf den Einfluß der Leidenschaften und Vorurtheile aufmerksam macht; aber auch wiederum eine tröstende, wenn sie unsern Blick auf die ursprüngliche Würde und Geradheit der menschlichen Seele hinwendet. Die Tugend zu begünstigen, Wahrheit zu reden, und diejenigen zu lieben, die beides thun, ist dem Menschen natürlich; auf

die entgegengesezte Weise handeln, erfordert eine gewisse gewaltsame Anstrengung, thut unserer Natur Gewalt, und sezt im Handelnden allemal schon einen bösen Charakter, oder schlimme Absichten voraus. Das erste ist gleich einer fortschreitenden oder vorwärts gehenden Bewegung, leicht und ungezwungen; das lezte hingegen ist wie rückwärts oder seitwärts gehen, schwer und unbehaglich. Das eine ist so gewöhnlich, daß man es nicht bemerkt, oder wenn man es bemerkt, als eine Kraftäußerung eines sittlichen und vernünftigen Wesens ansieht; das andere hingegen hat eine gewisse Fremdheit in sich, wodurch es Verwunderung und Tadel zugleich in uns hervorbringt. Eben deswegen war der tugendhafte Charakter des alten *) Chors nicht allein mit der Wahrscheinlichkeit vereinbar, sondern auch mit Wahrheit und Wirklichkeit übereinstim-

*) Actoris partes chorus, officiumque virile
Defendat — —
Ille bonis faveatque, et consilietur amice,
Et regat iratos, et amet pacare tumentes;
Ille dapes laudet mensae brevis; ille salubrem
Iustitiam, legesque, et apertis otia portis;
Ille tegat commissa, Deosque precetur et oret,
Ut redeat miseris, abeat fortuna superbis.
Hor. Ar. Poet. 195. v.

mend. — Die dramatischen Dichter von Griechenland sezten voraus, daß große und angesehene Personen, dergleichen diejenigen sind, die im Trauerspiele erscheinen, niemals eine wichtige Unternehmung anfangen oder fortsezen, ohne ein Gefolge, oder Zuschauer, oder solche Personen um sich zu haben, die auf ihr Betragen Acht geben, und Beobachtungen darüber anstellen. Sie brachten daher mit den Hauptpersonen des Stücks noch immer ein Gefolge, oder Zuschauer auf die Bühne, die durch den Mund von einem aus ihrem Mittel gelegentlich in die Unterredung einfielen, und das Chor genannt wurden. Daß dieses Kunststück, ungeachtet es vielleicht zum neuern Drama nicht passen würde, im alten Schauspiel eine sehr glückliche Wirkung gehabt, und theils die Dichtkunst verschönert, theils das Unterrichtende ins Licht gesezt, endlich die Wahrscheinlichkeit erhöht habe, dies kann meiner Meinung nach auf eine überzeugende Art dargethan werden, wie Herr Mason auch theils in seinen Briefen, theils in seiner Elfrida und Caraktakus, als musterhaften Beispielen gezeigt hat. Zween Gedichte, die der englischen Sprache und dem Genius der Neuern Ehre machen. Allein ich lasse mich jezo in diese Materie nicht weiter ein; ich redete nur allein in der Absicht davon, um zu bemerken, daß der eigenthüm-

liche Charakter des Chors sich auf den oben erwähnten Hang der menschlichen Natur gründete. Denn eine Gesellschaft von uneingenommenen Personen selbst aus dem großen Haufen als Zeugen einer wichtigen Begebenheit anzuführen, die den Unglücklichen nicht bedauerten, sich gegen Tyranney und Ungerechtigkeit nicht erklärten, den würdigen verdienstvollen Menschen nicht wohl wollten, und sich bey ihrem Glücke nicht freuten, das hieße etwas erdichten, was im wirklichen Leben sich entweder gar nicht oder nur selten zuträgt, und was deswegen in der bessern Natur, die die Dichtkunst nachahmt, niemals als möglich oder wirklich vorausgesezt werden muß. Gesinnungen, die Hartherzigkeit, ein verdorbenes Gemüth, unleidlichen Stolz, oder sonst eine Verkehrtheit des Geistes und Herzens verrathen, beleidigen allemal, wenn sie nicht als Beispiele der Besserung aufgestellt werden. Gedichte also, die gar nicht lehrreich oder unsittlich sind, können denjenigen nicht gefallen, die nur noch etwas moralisches Gefühl, oder geraden Menschensinn besizen; und müssen also dem größern Theile einer jeden wohlgeordneten Gesellschaft vernünftiger Geschöpfe zuwider seyn. Große Bosheit und außerordentliche Geistesgaben mögen in derselbigen Person vereinigt gewesen seyn; aber daran kann vielleicht gezweifelt werden, ob ein verdorbenes Herz und

ein feiner Geschmack jemals mit einander verbunden gewesen sind.

Wenn ein Schriftsteller sich so sehr vergißt, uns nur zum Argwohn einer augenblicklichen Gottlosigkeit oder Härte des Herzens Anlaß zu geben; so beschuldigen wir ihn zu gleicher Zeit eines Mangels von Gewissen und Geschmack, indem man allgemein und richtig voraussezt, daß das eine den andern in sich schließe. Cowley war ein vortreflicher und sehr geistreicher Dichter; aber wo ist der Mann, den das Geständniß nicht beschämte, daß ihm der Schluß folgender Zeilen gefallen hätte, worinn der Verfasser, aufgeblasen von der eitlen Vorstellung der Wichtigkeit des gelehrten Ruhms, nur in einem Augenblick geneigt war, mit gleicher Verachtung auf das Vieh und den gemeinen Mann herabzusehen:

Was soll ich thun, um ewig bekannt zu werden,
Und das kommende Zeitalter zu dem meinigen zu machen?
Ich werde gleich dem Vieh, und dem gemeinen Manne sterben,
Wenn ihr nicht u. s. w. *)

*) Der gelehrte und liebenswürdige Dr. Hurd hat diese Stelle aus seiner lezten Ausgabe von Cowleys

Virgil, in der Beschreibung einer Seuche unter dem Vieh, giebt uns folgende Schilderung, die alle Schönheiten hat, die die mahlende Dichtkunst nur erreichen kann, und von der Scaliger mit einem edlen Enthusiasmus sagt, daß er lieber der Verfasser derselben, als ein Liebling des Cyrus oder Crösus seyn möchte:

Ecce autem duro fumans sub vomere taurus
Concidit, et mixtum spumis vomit ore cruorem,
Extremosque ciet gemitus. It tristis arator,

Gedichten weggelassen. Ich wünschte, daß ein künftiger Herausgeber von Drydens Werken den lezten Theil der folgenden Stelle ausstreichen möchte, die so, wie sie jezt da steht, der Menschlichkeit ein Vorwurf ist. „Man sucht im Chaucer ängstlich „nach veralteten Wörtern, die niemals werden wie„der auferweckt werden, als wenn Wohllaut und „Nachdruck aus der gegenwärtigen Sprache ver„schwinden werden. Aber viele von diesen Wör„tern verdienen eine solche Erlösung auch nicht, „so wenig, als die Haufen von Menschen, die täg„lich sterben, oder sich für einige Groschen im Tref„fen todtschlagen lassen, ins Leben zurückgerufen zu „werden verdienten, wenn auch ein Wunsch sie „wieder herstellen könnte.“

Maerentem abjungens fraterna morte juvencum,
Atque opere in medio defixa relinquit aratra.

Hier übersezt Dryden das it tristis arator u. s. w. so:

»Der kummervolle Landmann löst, unter
»Fluchen gegen die Vorsehung, den trau-
»renden Genossen vom Joche ab.«

Ohne die Unrichtigkeiten in der Uebersezung der ersten jezt angeführten Virgilischen Verse zu bemerken, frage ich nur einen jeden Leser, ob nicht Dryden durch die gotteslästerliche Umschreibung der einnehmenden einfältigen Worte: it tristis arator, die ganze Schönheit dieser Stelle *) vernichtet habe? So groß ist der Gegensaz zwischen guter Poesie, und Unsittlichkeit! — So wahr ist es ferner, daß der Barde, der das Herz gefangen nehmen will, seinen Gesang mit der Stimme des Gewissens harmonisch machen müsse! — und daß Unterricht (dies Wort in einer gar nicht ungewöhnlichen oder weitläuftigen Bedeutung genommen) eins von den Mitteln seyn müsse, die Poesie gefällig und angenehm zu machen.

*) Diese Note stehet hinter diesem Kapitel.

Unter Unterricht verstehe ich, um allen Mißdeutungen vorzubeugen, nicht blos die Mittheilung physikalischer oder moralischer Wahrheiten. Alles was dazu beiträgt, diejenigen Empfindungen und Neigungen des menschlichen Herzens zu stärken und zu erhöhen, die Wahrheit und Tugend begünstigen, oder die entgegengesezten zu unterdrücken, alles dieses vervollkommt unsere Herzens- und Geisteskräfte, und kann daher in einem nicht uneigentlichen Sinn unterrichtend genannt werden. Nicht also diejenigen Gedichte allein können auf dieses Beiwort Anspruch machen, die uns Kenntnisse mittheilen, die wir vorher nicht hatten; sondern auch solche, die Mitleiden mit dem Elende unserer Nebengeschöpfe erregen, unsern Geschmack an den Schönheiten der leblosen und belebten Natur befördern, die das Laster uns als gehäßig oder lächerlich erscheinen machen, uns ein Gefühl unserer Abhängigkeit vom höchsten Wesen einflößen, unsere Seelen gegen die Beschwerlichkeiten des Lebens stärken, oder Liebe zur Tugend und Weisheit entweder dadurch ausbreiten, daß sie uns ihre ursprünglichen Reize abmahlen, oder daß sie auch die schrecklichen Folgen einer unvorsichtigen und unsittlichen Lebensart mit starken Farben schildern. Es giebt nur wenig gute Gedichte von einiger Länge, die nicht in einer oder mehrern Rücksichten die-

ser Art einen Leser von Geschmack unterrichten sollten. Selbst das Gedicht des Lukretius, ungeachtet seiner ungereimten Philosophie, (die, wenn der Verfasser sich ihr überläßt, ihm auf eine Zeitlang den Charakter eines Dichters, und selbst eines vernünftigen Mannes auszieht,) ist voll von den schönsten und würdigsten Gedanken und Empfindungen, und den reizendsten Gemählden der Natur, die nothwendig den Enthusiasmus entzünden müssen, womit ein gutdenkendes gebildetes Gemüth die Wunder und Herrlichkeiten der Schöpfung betrachtet. Wer kann die scheuslichen Entwürfe eines Jago, Macbeths Fortgang durch alle verschiedene Stuffen von Laster und Elend, das Verderben, das über den gottlosen und tyrannischen Mezentius hereinbricht, Satans und seiner Engel Gedanken und Unternehmungen im verlornen Paradiese bemerken, ohne der Tugend einen neuen Tribut von Lob und Preis zu bringen, und seinen Entschluß zu erneuern, in den Wegen der Unschuld und des Friedens zu verharren! Sogar die homerischen Götter, als epische Maschinen betrachtet, die ich freilich an vielen Stellen gar keiner Vertheidigung fähig halte, haben da, wo sie gefallen, meistens etwas lehrreiches und unterrichtendes. Ich rede jezt nicht von der Wichtigkeit

der Maschinen, als nothwendige Werkzeuge des Wunderbaren und Erhabenen in einem jeden epischen Gedichte; sondern nur von dem Gebrauche, den Homer an solchen Stellen davon gemacht hat, wo sie von vielen als unnöthig und überflüßig angesehen werden. In diesen nämlich dienen sie oft dazu, ein bloßes Faktum durch allegorische Verzierungen hervorstechender, lehrreicher und interessanter zu machen. Oft kann man sie auch für nichts weiter, als personificirte Attribute der Gottheit oder Kraftäußerungen der menschlichen Seele halten. Ueberhaupt lehren sie auf eine kräftige Art, daß die Vorsehung stets über die Angelegenheiten der Menschen walte; daß Ungerechtigkeit und Gottlosigkeit besonders die göttliche Rache nach sich ziehen; und daß eine beständige Sorgfalt in der Beobachtung aller bürgerlichen und Religionspflichten sowohl Nationen, als einzelne Menschen der göttlichen Gnade empfehle.

Wenn aber aus den Reden und Handlungen von Miltons Teufeln, aus Shakespears Macbeth, und Virgils Mezentius Unterricht gezogen werden kann; warum wird denn Cowley wegen einer Redensart getadelt, die höchstens einen leichten Ausbruch eines gleich vorübergehenden augenblicklichen Stolzes enthält? Ich antworte, daß es ganz was anders sey, im Ernst die Sprache einer un-

mäßigen Leidenschaft zu reden, — und sie nur nachzuahmen oder zu beschreiben. Im ersten Fall kann der Dichter niemals Lob oder Beifall, im andern Fall kann er nicht nur Dank verdienen, sondern auch viel Gutes stiften. In dem einen Fall empfehlen wir ungemäßigte Leidenschaften durch unser Beispiel; im andern Fall können wir sie gehäßig machen, indem wir ihre Scheußlichkeit und nachtheilige Folgen zeigen. Ein Schriftsteller kann niemals dem größern Theile seiner Leser Unterricht oder Vergnügen verschaffen, wenn er Gesinnungen als seine eigene äußert, die dem allgemeinen Gefühl der Menschheit widersprechen.

Wenn dies ist, sagt man vielleicht, wie kann denn Dryden, der an der kurz vorher angeführten und beurtheilten Stelle nicht seine eigene Gesinnungen darlegt, deswegen getadelt werden, daß er den unglücklichen Landmann gottlos macht? Der Grund ist dieser, weil er den Sinn seines Schriftstellers verkehrt und, was noch schlimmer ist, ganz wider dessen Absicht handelt. Die Absicht des lateinischen Dichters nämlich war nicht die, sich über die Strafen zu verbreiten, die Unglauben und Gotteslängnung verdienen, sondern durch die Beschreibung der traurigen Wirkungen einer so schrecklichen Seuche auf die thierische Schöpfung Mitleid zu erregen: — ein Vorwurf, den er

sehr schicklich am Ende eines Gedichts über die Kunst, Vieh aufzuziehen und zu erhalten, eingeführt und bearbeitet hat. Hätte nun Virgil gesagt, was Dryden ihn sagen läßt, daß der Landmann, der seinen Ochsen verlor, ein Gottesläugner war; so würden wir ihn im geringsten nicht bedauert haben. Allein Virgil sagt nur, daß „der bekümmerte Landmann den überlebenden Ochsen abspannte, und seinen Pflug mitten in der unvollendeten Furche stehen ließ;“ und rührt uns durch diese ausdrucksvolle und mahlerische Kürze unendlich stärker, als wenn er alle die Empfindungen des armen Landmanns in einem Selbstgespräche auseinander gesezt hätte; so wie der wirkliche Anblick der Scene, wie Virgil sie geschildert hat, mit dem ausdrucksvollen beredten Stillschweigen des Landmanns für uns gewiß unbeschreiblich rührender gewesen wäre, als wenn eben dieser eine lange Rede, ausgestopft mit vielen Betrachtungen über Tod, über getäuschte Wünsche und Hofnungen, oder endlich über die Eitelkeit menschlicher Dinge gehalten hätte. Für ein Gedicht sind bloße Sittenlehren weniger wesentlich als genaue Beschreibung; welche aber allemal in wichtigen Stellen eine moralische Wendung oder Richtung haben müssen, wenn sie nicht das Gefühl unsers Herzens empören sollen.

Man wird mich fragen, was ich denn von dem Trauerspiel, das erhaltene Venedig betitelt, urtheile, durch welches Mitleiden und andere Regungen des Wohlwollens für solche Personen erzeugt werden, die das moralische Gefühl verabscheut. Ist nicht aus diesem Grunde das Gedicht unsittlich? und doch rührend und anziehend? Wie läßt sich denn behaupten, daß ein Gedicht immer eine gewisse sittliche Richtung haben müsse, wenn es gefallen soll? — Hierauf antworte ich erstlich, daß es uns ganz natürlich ist, mit Leidenden zu leiden, selbst wenn ihre Leiden verdient sind. Sympathetischer Schmerz schließt in diesen Fällen im geringsten kein Wohlgefallen am Verbrechen, so wenig als eine gänzliche Verkehrung unserer moralischen Gefühle in sich; sondern kann uns im Gegentheil in unsern guten Gesinnungen bestärken, und unsere Empfindsamkeit dadurch erhöhen, daß er in uns das Gefühl des Elendes, das auf Schuld und Laster folgt, belebt. Zweitens sind die rührendsten und gefälligsten Stellen des ganzen Schauspiels diejenigen, die sich auf ein liebenswürdiges Frauenzimmer beziehen, mit deren Unglück, wie ihrentwegen mit dem Unglück ihres Mannes, wir ein gerechtes Mitleiden haben, das aus ihrer gegenseitigen Liebe entspringt. — Drittens geben die Verschwornen ihrer Sache ei-

nen scheinbaren Anstrich, und zeigen eine Größe der Seele, die unsere Aufmerksamkeit von ihren Verbrechen abzieht, und den zärtern Empfindungen Raum läßt, zu ihrem Vortheile zu wirken. Endlich liegt das Verdienst dieses Stücks, gleich der Waise, mehr in der Schönheit einzelner Stellen, als in dem Eindruck, den das Ganze macht; wenn hingegen der Dichter hie und da unsere wohlwollenden Neigungen für solche Personen und Handlungen zu erwecken sucht, die das Gewissen verwirft; so wird man an solchen Stellen sein Gedicht gleich wenig angenehm und lehrreich finden.

Aber können nicht angenehme Empfindungen in der Seele entstehen, die sich weder auf Tugend, noch auf Laster beziehen? dergleichen Freude, zum Beispiel, Hofnung und alle diejenigen Gefühle sind, die die Betrachtung äußerer Schönheit und Pracht erzeuget? Und wenn nun Schäfergedichte, Lieder, anakreontische Spiele diese angenehmen Empfindungen aufwecken, können denn nicht solche Gedichte ergözen, ohne lehrreich zu seyn? Dies kann ohne Zweifel geschehen. Und aus diesem Grunde sehe ich auch Unterricht nur als eine zweite oder Nebenabsicht der Dichtkunst an. Es läßt sich aber auch nur von kurzen Gedichten, dergleichen Lieder und Schäfergedichte sind, behaupten, daß sie angenehme Empfindungen, die

keine Beziehung auf Tugend und Laster haben, ohne die geringste Einmischung von andern rege machen. Moralische Gefühle sind in der menschlichen Seele so stark und überwiegend, daß nicht leicht irgend ein angenehmer oder unangenehmer Eindruck darinn fortdauern kann, ohne sich mit ihnen zu vermischen, oder aßimilirt zu werden. Es findet also auch kein Gedicht von einiger Ausdehnung statt, ohne unmittelbar oder mittelbar auf die der Tugend befreundeten Empfindungen zu wirken. Die wahre Glückseligkeit des Menschen hängt von seiner sittlichen Beschaffenheit ab; und wir können daher gar nicht annehmen, daß irgend etwas, was nicht moralische Saiten berührt, auf eine dauernde Art und allgemein gefallen könne. Wir nehmen Theil an dem Vergnügen, was jemand an einem Gastmahl genießt, wo Freundschaft und gegenseitige Gefälligkeit herrschen; aber nicht an der Schwelgerey eines Schlemmers, der ein einsames aber köstliches Mahl verschlingt. Ein anakreontisches Liedgen lesen wir gern wegen des Wohllauts und der reizenden Bilder; aber ein längeres Gedicht muß nicht allein Ohr und Einbildungskraft ergözen, sondern auch das Herz rühren.

Man kann wider die bisherigen Raisonnements noch einwenden, daß Horaz in ei-

einem bekannten Verse *) einen doppelten Endzweck annimmt, nämlich zu gefallen und zu unterrichten; da ich hingegen behaupte, daß es nur einen einzigen Hauptendzweck dieser Kunst, den zu gefallen, gebe, und daß Unterricht nur eins von den Mitteln (und nicht einmal ein nothwendiges) sey, wodurch dieser lezte Zweck erreicht werde. Diese Auslegung Horazens ist freilich von verschiedenen neuern Kunstrichtern angenommen worden; allein sie ist irrig: und wenn der Vers anders richtig verstanden wird, so wird man finden, daß er nichts mit meinen Gedanken streitendes enthalte. Der Dichter stellt nämlich hier eine Vergleichung zwischen den griechischen und römischen Schriftstellern, in Rücksicht auf die dramatische Dichtkunst, an; und nachdem er die erstern wegen ihrer Korrektheit und des edlen Geistes, der sie bey ihren gelehrten Arbeiten beseelte, gelobt, und seine Landsleute wegen ihrer Nachläßigkeit und ihres Geizes getadelt hat, fährt er auf folgende Art fort: „Die Zwecke, „die unsere dramatischen Dichter (oder Dichter „überhaupt) sich vorgesezt haben, sind, zu gefallen, „zu unterrichten oder beides zu thun. Wenn Un„terricht euer Zweck ist; so drückt eure Sitten„sprüche mit aller Kürze aus, damit sie leicht ver.

*) Aut prodesse volunt aut delectare Poetae.

„standen und lange behalten werden: ist hingegen „eure Absicht zu ergözen; so müssen eure Fiktio- „nen der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit gemäß „seyn. Die Aeltern unter euren Lesern oder Zu- „hörern finden keinen Geschmack an Gedichten, „die nur allein ergözen, ohne zu unterrichten; und „die Jüngern keinen an solchen, die blos unter- „richten, ohne zu ergözen. Derjenige also allein „kann sich allgemeinen Beifall versprechen, der „das Lehrreiche mit dem Angenehmen vermischt, „und den Leser zugleich ergözt und unterrichtet. „So sind die Werke beschaffen, die den Buchhänd- „ler bereichern, die in entfernten Ländern bekannt „werden, und des Verfassers Namen durch eine „lange Folge von Menschengeschlechtern fortdauern „machen.“ *) — Die Meinung des Dichters in dieser ganzen Stelle ist keine andere, als diese, daß zur Vollkommenheit der dramatischen Dicht- kunst, oder wenn man will, der Dichtkunst über- haupt, sowohl gesunde Moral, als schöne Dich- tung erfordert werde. Horaz hatte aber im ge- ringsten nicht die Absicht zu behaupten, daß Unter- richt sowohl als Vergnügen nothwendig wären, einem Werke des Geistes den Charakter eines Ge- dichts zu geben, oder er würde gewiß nicht an einer

*) Hor. Ar. Poet. 333-347.

andern Stelle mit so vieler Wärme die schmelzenden Verse einer Sappho und den spielenden Genius des Anakreons besungen haben: (Carmen IV. 9.) beide Dichter, die unbeschreiblich süß, aber gar nicht in einem merklichen Grade unterrichtend waren. Es ist gewiß, daß, nach Horazens Urtheil, Pathos, Harmonie, und über die gewöhnliche sich erhebende Sprache der Dichtkunst wesentlich seyen; (Sat. I. 4. v. 40.) von allen diesen Verzierungen aber wird niemand behaupten, daß Unterricht der Zweck sey, so bald man nur bedenkt, daß die unterrichtendsten Bücher in flacher Prose geschrieben sind.

Laßt es uns also als einen Grundsaz der Kritik festsezen, daß der lezte Zweck der Dichtkunst dieser sey, zu gefallen. Verse, die gefallen, können dichterisch seyn, wenn sie auch wenig oder gar keinen Unterricht geben; aber solche, deren einziges Verdienst das Unterrichtende ist, sind niemals dichterisch. Unterricht ist unterdessen, besonders in Gedichten von einiger Länge, nothwendig zu ihrer Vollkommenheit, weil sie ohne diesen nicht vollkommen angenehm seyn würden.

(Seite 31.)

*) Beispiele von schlechter Schreibart und fehlerhaftem Ausdruck von allerley Art können freilich

ohne viele Mühe aus Quarles und Blackmore angeführt werden; weil aber niemand ihre Werke liest, so kann auch keiner durch sie verführt werden. Es scheint daher zweckmäßiger zu seyn, dergleichen Beispiele aus Schriftstellern von Ansehen und Verdiensten zu nehmen, deren Schönheiten nur zu oft selbst ihren Fehlern eine gewisse Sanktion geben. Aus diesem Grunde habe ich mir an dieser und an andern Stellen die Freiheit genommen, Dryden zu tadeln.

Weil ich aber auch nicht gerne das Ansehen haben möchte, als wenn ich gegen die großen Vorzüge eines Schriftstellers, dem jeder Liebhaber der englischen Dichtkunst den größten Dank schuldig ist, unempfindlich wäre; so bitte ich mir die Erlaubniß aus, mein Urtheil über dieses große Genie ein für allemal etwas umständlich mitzutheilen.

Ich kenne keinen neuen Schriftsteller, dessen Schreibart mehr eigenthümliches hätte, als Drydens seine. Kraft und Leichtigkeit sind ihre Haupttugenden. Die erstere hat er einer glücklichen Auswahl von gleich nachdrucksvollen und bestimmten Wörtern zu danken; die leztere einer lobenswürdigen Partheilichkeit für die ursprünglichen reinen Wörter der englischen Sprache, deren angeborne Reichthümer und eigen-

thümlicher Genius vielleicht in ihm mehr, als in irgend einem andern Dichter offenbar werden. In seinen korrektesten Stücken trift man keine Wörter an, die auf eine erzwungene Art aus dem Griechischen oder Lateinischen abgeleitet wären; keinen lästigen Pomp von Beiwörtern; keine schleppende Umschreibungen; keinen eitlen Glanz von Bildern; keine Künstleien oder Schnizeleien an Sentenzen: seine Sprache ist rein und einfältig, nervigt und klar, bis zu einem Grade, den Pope nicht immer erreicht hat, und über den er niemals hinausgekommen ist. Unterdessen verleitet ihn seine schon vorher bemerkte Prädilektion für die allgemeine Volkssprache sowohl, als die Mode des Zeitalters sehr oft zu einer Niedrigkeit und selbst Pöbelhaftigkeit des Ausdrucks, die besonders in seinen Uebersezungen des Virgils und Homers, und selbst in solchen Stellen seiner Schriften bemerkbar ist, wo er Pathos und Erhabenheit zu erreichen strebt. In der That leitete ihn auch sein Genie im geringsten nicht auf das Pathetische und Erhabene hin. Es finden sich ohne Zweifel gute Züge von beiden in seinen Werken; allein sie sind nur transitorisch und scheinen fast zufällig zu seyn. Er war zu wizig für das eine, und zu gemein oder vertraulich für das andere. Daß

er für die Majestät des verlornen Paradieses keinen Geschmack hatte, muß allen denjenigen einleuchtend seyn, die seine Oper, der Stand der Unschuld betitelt, mit diesem unsterblichen Gedichte verglichen haben; und daß sein Geschmack an wahren Pathetischen sehr unvollkommen und ungebildet war, erhellt ganz offenbar aus dem herrschenden Tone seiner Trauerspiele sowohl als seiner Uebersezungen. Sein Virgil ist reich an Versen von der vollkommensten Schönheit; aber diese sind auch wieder mit andern von einem ganz verschiedenen Gepräge untermischt; und wer das Original allein nach seiner Uebersezung beurtheilt, wird niemals nur einen erträglichen Begrif von der gleichförmigen Pracht der Wohlklangs und der Sprache, der ausgesuchten Wahl von Worten und Bildern, und dem süßen Pathos des Ausdrucks und der Empfindung erhalten, die den mantuanischen Dichter charakterisiren. — In der Schilderung der gewöhnlichen Auftritte des Lebens aber, in der Einkleidung gemeinnüziger Sittenlehren, in eine leichte und reizende Versifikation, in den verschiedenen Fächern und Arten der Satyre, und in dem Geiste und Wohllaute seiner lyrischen Gedichte giebt er keinem seiner Vorgänger etwas nach. Im ersten übertrift er seinen Mei-

ster, Chaucer; in den drey übrigen wetteifert er mit Horaz, dessen Epistelstyl er in seiner religio laici und andern Lehrgedichten sehr glücklich nachgeahmt hat, und dessen lyrische Harmonie und Eleganz er, wie mehrere Proben beweisen, erreicht haben könnte, wann er es für gut gefunden hätte, diese Dichtungsart sorgfältiger zu bearbeiten. In der That, wenn wir die ganz eigenthümliche Stärke seines Ausdrucks, und die Reinigkeit seiner Sprache, die Lieblichkeit seiner lyrischen, und die Leichtigkeit und Klarheit seiner Lehrgedichte, die launichte Bitterkeit seiner Satyre und seine Talente für witzige Schriften betrachten; so scheint Dryden in Ansehung des Genies (ich sage nicht Geschmack) mit dem Horaz mehr Aehnlichkeit, als mit irgend einem andern alten oder neuern Schriftsteller zu haben. Sein Alexanderfest ist in Ansehung der Stärke des Ausdrucks, der Lebhaftigkeit der Mahlerey und der zweckmäßigen Mannichfaltigkeit des Wohlklangs einer jeden übrig gebliebenen Ode des Pindars und Horazens vorzuziehen.

Drydens Vers, ungeachtet er oft fehlerhaft ist, hat eine Annehmlichkeit und einen gewissen Geist, der ihm ganz eigenthümlich ist. Popens seiner ist korrekter, und vielleicht im Ganzen

wohlklingender; aber er ist auch im Durchschnitt matter und einförmiger. Popens Verse sind lieblich, aber ausgearbeitet; und unser Gefühl ihres Ausdrucks wird auf eine gewisse Art durch die Aufmerksamkeit unterbrochen oder geschwächt, die wir auf die große Kunst ihres Baus wenden. Drydens seine sind natürlich und ungezwungen, und indem sie ihre eigene lebhafte Bewegung den Lebensgeistern des Lesers mittheilen, ziehen sie ihn mit einer sanften und angenehmen Gewalt fort, ohne ihm Zeit zu lassen, ihre Fehler zu bemerken, oder ihre Schönheiten aufzusuchen. Pope hat den Vorzug in einer gewissen Feierlichkeit des Wohlklangs; Dryden hingegen den einer leichten Melodie und einer unbegränzten Mannichfaltigkeit des Rythmus. In diesem lezten Punkte, glaube ich, kann man beweisen, daß er alle übrigen englischen Dichter, selbst Milton nicht ausgenommen, übertreffe. Bis Dryden erschien, rühmte sich keiner unserer Dichter des lezten Jahrhunderts nur einigermaßen der Harmonie des Fairfax und Spenser. Von Waller kann man nur sagen, daß er nicht rauh sey: von Denham und Cowley läßt sich dieses nicht einmal sagen, wenn einige wenige Strophen aus ihren Werken weggenommen würden. Unter

Drydens Händen aber erhielt der englische gereimte Vers eine neue Gestalt, und er scheint kaum einer fernern Verbesserung fähig zu seyn. Einer der größten Dichter unsers Jahrhunderts, der so sehr betrauerte Gray von Cambridge, gestand mit vieler Bescheidenheit gegen mich, daß, wenn in seinen Versen etwas wäre, was Beifall verdiente, er alles dieses Dryden zu danken hätte.

Kunstrichter haben oft eine Vergleichung zwischen Dryden und Pope, als zwischen Dichter von einerley Art, die nur in Ansehung des Grades der Treflichkeit von einander verschieden wären, angestellt. Allein meinem Urtheil nach ist das Verdienst des einen von dem Verdienste des andern selbst der Art nach merklich verschieden. Beide hatten eine gesunde Urtheilskraft und einen viel umfassenden Geist. Wiz und Laune, und selbst auch Gelehrsamkeit scheinen sie in demselbigen Grade besessen zu haben; oder wenn Dryden tiefer in die Wissenschaften eingedrungen ist, so muß man Popen für einen größern Adepten in den Künsten erklären. Ich halte mich bey den Verschiedenheiten dieser Dichter in Ansehung der Korrektheit und Feinheit ihrer Schriften nicht auf, weil diese ganz allein aus ihrer verschiedenen Lebensart entstanden.

Wenn aber auch, dieses bey Seite gesezt, Dryden wegen der Eigenthümlichkeit seiner Manier einen Vorzug vor Popen gewinnt; so kann Pope mit gleichem Rechte auf einen andern Vorzug, nämlich auf die Richtigkeit und Vollkommenheit seines Geschmacks Anspruch machen. Wenn ferner die kritischen Schriften des erstern zahlreicher sind, so sind dagegen die des leztern reifer und besser gedacht. Wenn endlich Dryden mannichfaltiger und abwechselnder in seinen Erfindungen ist; so sind Popens seine dagegen auch regelmäßiger und beträchtlicher. Popens Styl hat vielleicht weniger Einfalt, weniger Feuer und unbefleckte Reinigkeit; er hat aber auch eine gleichförmigere Erhebung, und ist durch Pöbelhaftigkeit weniger erniedrigt, als der seines Meisters: die größere Abwechslung im Wohllaut des leztern wird vielleicht durch den festern und majestätischern Rythmus des erstern gleichgewogen. So weit nun scheinen beider Verdienste sich so ziemlich gleich zu seyn. — Wenn aber die Meinung derjenigen Kunstrichter wahr ist, welche glauben, daß die erhabensten Regionen des Parnasses nur dem Pathos und der Erhabenheit zukommen; so muß Dryden immer bekennen, daß er niemals so hoch gestiegen

ist, als sein großer Nachahmer. In allen Schriften des erstern findet sich nichts, was so tief rührte, als der Brief der Heloise, oder die Elegie auf ein unglückliches Frauenzimmer; nichts so gleichförmig erhaben, als sein Versuch über den Menschen oder das Schäfergedicht auf den Messias. Dies leztere Gedicht ist in der That nur eine Sammlung und Nachahmung von auserlesenen Stellen; es verräth aber ein solches Talent der Nachahmung, und einen so richtigen Geschmack in der Auswahl, als Dryden nicht scheint besessen zu haben. Zu allem diesen möchte ich noch die Bemerkung hinzuthun, daß das Pathos von Homer durch Pope häufig ist erhöht, und das Virgilische hingegen durch Dryden oft ist verdorben worden.

Drydens Schriften tragen den Stempel der Eigenthümlichkeit, aber erlangen dadurch nicht immer einen größern Vorzug. Pope ist ein erklärter und freiwilliger Nachahmer; aber er ist den meisten, die er nachahmt, gleich, und über manche von ihnen erhaben. Angenehm ist es zu bemerken, wie er immer mit seinen Mustern steigt. Wenn er Denham, Buckingham, Roskomon und Rochester in seinem Ge-

dichte auf den Windsor-Wald, auf das Stillschweigen und in seinem Versuch über die Kritik, folgt; so erhebt er sich zwar über sie, aber doch nicht sehr hoch. Wenn er Chaucer in Verse bringt; so erhascht er, wie durch einen Instinkt, die Leichtigkeit, Einfalt und den Geist von Dryden, dem er hier nachahmt. In seinem Lockenraub übertrift er Boileau eben so sehr, als die Sylphen, die Belinda umflattern, (Cant. II. v. 55.) an Behendigkeit und Schönheit die schwerfälligen Begleiter der Göttinn Weichlichkeit übertreffen, von welchen der eine Fett für Domherren knetet, und der andere rothe Farbe für die Wangen von Mönchen reibt. (Lutrin II. v.200.) Popens Heloise ist ohne allen Vergleich erhabener und interessanter, als irgend eine von Ovids briefschreibenden Heldinnen. Seine Nachahmungen des Horaz kommen ihren Originalen an Eleganz gleich, und übertreffen sie oft in Feuer und Nachdruck. Im lyrischen Styl bleibt er hinter Dryden zurück; wenn er aber Virgils Manier nachahmt, und Gedanken von Jesaias borgt; so übertrift er nicht nur sich selbst, sondern auch alle übrigen Dichter.

Zweites Kapitel.

Von dem Maaßstabe der dichterischen Erfindung.

Homers schöne Beschreibung des Himmels und der Erde, wie sie an einem sanften Abend beim Lichte des Mondes und der Sterne erscheinen, schließt sich mit folgendem Zuge: »und das »Herz des Schäfers war frölich.« (Iliade VIII. 555.) Madame Dacier scheint nach der Wendung, die sie dieser Stelle in ihrer Uebersezung giebt, zu denken, und auch Pope, vielleicht nur um seinen Vers auszufüllen, giebt zu verstehen, daß die Frölichkeit des Schäfers aus dem Gefühl des großen Nuzens dieser leuchtenden Himmelskörper entspringe. Dies mag dann und wann der Fall seyn; aber dieser Fall ist nicht im Homer, und es ist auch keine nothwendige Betrachtung. Wahr ist es, daß diejenigen Betrachter der Körperwelt, die die Ursachen und Wirkungen unterscheiden, stärker entzückt werden müssen, als andere, die weiter nichts als Form und Figur, Farbe und Bewegung wahrnehmen. Allein auch in der bloßen Außenseite der Werke der Natur, wenn ich mich so ausdrücken darf, findet sich ein solcher Glanz, eine so außerordentliche Pracht, die

auch unausgebildete Seelen nicht ohne großes Vergnügen wahrnehmen können.

Ich sage deswegen nicht, daß alle unausgebildete Menschen oder alle Philosophen dieser reizenden Eindrücke in gleichem Grade fähig sind. Befremdend ist die Gefühllosigkeit mancher Menschen, vor denen die Herrlichkeiten des Himmels und der Erde in einer täglichen Folge vorübergehen, ohne ihre Herzen zu rühren, ihre Phantasie zu erheben, oder irgend einen daurenden Eindruck zurückzulassen. Wie viele finden sich nicht, selbst unter solchen, die auf Empfindsamkeit oder ein gefühlvolles Herz Anspruch machen, denen der Glanz der auf- oder untergehenden Sonne, das blizende Gewölbe des mitternächtlichen Himmels, der im Sturme brüllende oder von allen Melodien eines Sommerabends ertönende Bergwald, die süße Mischung von Thal und Hügel, von Schatten und Sonnenschein, von Wiese, Hain und Gewässer, die eine ausgedehnte Landschaft dem Auge darbietet; denen endlich die Veränderungen des so angenehmen, so majestätischen, so furchtbaren Oceans, und alle gefällige Mannigfaltigkeiten der thierischen und vegetabilischen Schöpfung nicht so viel wahres Vergnügen geben, als der Lerm eines Tanzsaals, oder das unschmackhafte Gegeige und Gekreisch einer

Oper, und die unruhige Aufmerksamkeit eines Spieltisches.

Manche Seelen aber sind von einer ganz andern Beschaffenheit. Diese empfangen natürlich schon in den frühesten Zeiten ihres irdischen Lebens aus der Betrachtung der Natur ein solches Vergnügen, was sie schwerlich gegen irgend ein anderes vertauschen würden, und die, weil Geiz und Ehrsucht nicht Schwachheiten dieses Alters sind, mit gleicher Aufrichtigkeit und Freude ausrufen möchten:

> „Mich kümmerts wenig, Glück, was du mir versagst; du kannst mir nicht den Reiz der freien Natur rauben. Du kannst nicht die Fenster des Himmels verschließen, durch welche Aurora ihr glänzendes Licht zeigt. Du kannst meinen standhaften Fuß nicht hindern, am Abend Wälder oder bewässerte Wiesen zu betreten.“ (Das Schloß der Weichlichkeit.)

Solche Seelen haben allemal den Saamen des wahren Geschmacks und oft auch des nachahmenden Genius in sich. Wenn aber auch die enthusiastische oder schwärmerische Wendung ihrer Seelen (wie Männer von der Welt sagen würden)

sie doch nicht zur Dichtkunst oder Mahlerey hinlenkt; so kann man doch ohne Bedenken behaupten, daß ohne einen gewissen Theil dieses Enthusiasmus niemals jemand ein wahrer Dichter oder Mahler geworden ist. Denn derjenige, der die Werke der Natur nachahmen will, muß sie zuvor genau beobachten; und genaue Beobachtung kann man nur von denen erwarten, die Vergnügen daran finden.

Einer so gestimmten Person ist kein Theil der Schöpfung gleichgültig. In der lärmenden Stadt, wie in der heulenden Wildniß; in einem bebauten Lande, wie auf einer einsamen Insel; im blumichten Thale sowohl, als auf rauhen Gebirgen; in dem Rieseln eines kleinen Bachs, wie im Aufruhr des Weltmeers; in dem Glanze des Sommers, wie in der Trübheit des Winters; endlich in dem Donner des Himmels, wie im Gesäusel des Zephirs findet sie immer etwas, was ihre Phantasie entweder emporhebt oder einwiegt, ihre Empfindungen aufweckt oder auch ihren Verstand übt. Aus einer jeden geistigen Kraftäußerung aber, die nicht mit Schmerz verbunden ist, und selbst aus einigen, die es sind, wie gemäßigtes Mitleiden und Schrecken, schöpft eine gesunde Seele immer eine gewisse Befriedigung. Uebung ist der Seele eben so sehr, als dem Leibe nothwendig,

und hat für beide gleich heilsame Wirkungen von Gesundheit und Vergnügen.

Die glückliche Empfindlichkeit für die Schönheiten der Natur ist, besonders in jungen Personen, von guten Vorbedeutungen. Sie leitet sie zur Betrachtung des Schöpfers in seinen wundervollen Werken. Sie reinigt die Seele, macht sie harmonisch und bereitet sie zur Verbesserung des Herzens und Verstandes vor; sie öfnet eine unerschöpfliche Quelle von Freuden, trägt selbst zur körperlichen Gesundheit bey, und weil eine so große Verwandschaft zwischen körperlicher und sittlicher Schönheit ist, leitet sie das Herz durch einen leichten Uebergang von der einen zur andern; sie empfiehlt auf diese Art die Tugend wegen ihrer überschwenglichen Liebenswürdigkeit, und macht das Laster als einen Gegenstand der Verachtung und des Abscheus erscheinen. Eine genaue Bekanntschaft mit den besten mahlenden Dichtern, einem Spenser, Milton und Thomson, vor allen andern aber mit den göttlichen Georgicis des Virgils, verbunden mit einiger Uebung im Zeichnen, vermehrt diese liebenswürdige Empfindlichkeit in jüngern Jahren: denn in diesem Alter besizt die Natur für uns noch außer ihren übrigen Schönheiten den Reiz der Neuheit. Die Leidenschaften sind alsdann noch nicht auf andere Gegenstände

gerichtet; das Herz ist frey von Sorgen und die Einbildungskraft warm und romantisch.

Um aber nicht länger bey den starken Herzerhebungen zu verweilen, die dem enthusiastischen Schüler der Natur eigenthümlich sind, kann man nicht ohne Ausnahme von allen Menschen, oder wenigstens von dem erleuchteten Theile unsers Geschlechts behaupten, daß die Betrachtung natürlicher Gegenstände, (dies Wort den unnatürlichen entgegengesezt) Vergnügen gewähre? Monströse Dinge gefallen nur einen Augenblick, wenn sie überhaupt gefallen: denn sie borgen ihren Reiz von dem Staunen des Zuschauers, das geschwind vorüber geht. Ich habe zwar von einem vornehmen Mann in Sicilien gelesen, (Brydone's Reise nach Sicilien, 24ter Br.) daß er seine Villa mit Gemälden und Statüen von der unnatürlichsten Mißgestalt ausgezieret habe; allein dies ist ein einzelner Fall, und man würde sich nicht viel mehr wundern, wenn man hörte, daß eine Person ohne Nahrung lebte, oder vom Gebrauche des Gifts fett geworden sey. Wenn man von einer Sache oder einem Gegenstande sagt, daß er wider die Natur sey; so zeigt dies immer Ekel und Tadel im Redenden an; so wie das Beiwort **natürlich** eine gefällige Eigenschaft ausdrückt, und meistens so viel bedeutet, daß ein Ding so beschaffen sey,

als es seyn müsse, übereinstimmend mit unserm eigenen Geschmack und der Einrichtung unsers ganzen Wesens. Man denke nur daran, mit was für Empfindungen wir ein Gedicht lesen würden, in welchem die Natur gänzlich verstellt, und Triebfedern von Gedanken und Handlungen angenommen würden, die alle dem, was wir jemals gesehen oder gehört hätten, schnurstracks entgegengesezt wären; — in denen zum Beispiel, Geiz und Kälte der Jugend, und Verschwendung oder heftige Eingenommenheit dem Alter zugeschrieben würden; in welchem Männer, ganz vom Zufalle getrieben, bald ihrem Charakter gemäß, und bald ihm zuwider handelten; in welchem Grausamkeit und Neid, Liebe; Gutthätigkeit und Wohlwollen, Haß erzeugten; in welchem Schönheit ein beständiger Gegenstand des Hasses, und Häßlichkeit, des Verlangens wäre; in welchem die menschliche Gesellschaft durch Gotteslängnung und die Ausübung aller Arten von Verbrechen glücklich, Gerechtigkeit und Tapferkeit hingegen allgemein verachtet würden. Oder man denke, wie uns ein Gemälde gefallen würde, in welchem der Mahler weder Ebenmaß noch die Farben oder die Geseze der Natur beobachtet hätte; — in welchem Augen und Ohren an die Schultern von Thieren gesezt, der Himmel grün, das Gras roth, die

Bäume mit ihren Zweigen in der Erde, und mit ihren Wurzeln in der Luft wären; auf welchem ferner Männer ohne Köpfe föchten, Schiffe auf dem Lande segelten, Löwen in Spinngeweben gefangen wären, Schaafe von Aesern fräßen, Fische auf den Bäumen spielten und Elephanten auf der See einherwandelten. Könnten solche Figuren und Verbindungen Vergnügen geben, oder erhaben und schön genannt werden? Würden wir anstehen, ihre Erfindung für unsinnig zu erklären? Und sind die Ungereimtheiten wahnsinniger Personen die wahren Gegenstände des Vergnügens und der Nachahmung vernünftiger Geschöpfe?

Ungeachtet wir unsere innern Kräfte mit verschiedenen Namen belegen, weil wir sonst gar nicht auf eine verständliche Art davon reden können; so sind sie doch alle nur so viele Aeußerungen ein und eben derselbigen Seele, und es läßt sich daher gar nicht annehmen, daß etwas, was einer herrschenden Kraft widerspricht, den übrigen daurendes Vergnügen sollte geben können. Unmöglich kann etwas der Vernunft gefallen, was Gewissen und moralisches Gefühl mißbilligen; und eben so wenig kann etwas der Vernunft widersprechendes der Einbildungskraft gefallen. Glaube und Beifall ferner sind der Seele angenehm, so wie Zweifel und Ungewißheit schmerzhaft sind; und nur dasjenige also

kann ein allgemeines und solides Vergnügen geben, was einige Wahrscheinlichkeit in und für sich hat — nur etwas, wovon es sich denken läßt, daß ein vernünftiges Wesen es glauben könne. Kein vernünftiges Wesen aber kann dem seinen Beifall geben, was offenbar der Natur widerspricht, oder handgreiflich ungereimt ist

Dichtkunst also und eine jede andere Kunst, deren Endzweck ist, zu gefallen, muß natürlich seyn; muß also entweder wirkliche Dinge, oder solche, die ihnen ähnlich sind, darstellen; oder in andern Worten, muß entweder mit Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit übereinstimmen.

Ungeachtet aber ein jeder Theil der Körperwelt von schönen Gegenständen voll ist; so rührt doch in der ganzen Natur nichts unsere Herzen so mächtig, oder übt die Kräfte unsers Herzens und Verstandes so sehr, als der Mensch selbst. Menschengefühle und menschliche Angelegenheiten sind allgemein interessant. Es giebt viele, die an solchen Gedichten keinen großen Gefallen finden, die nur allein leblose oder unvernünftige Geschöpfe abmahlen; aber schwerlich findet sich jemand, der nicht mit Vergnügen und Theilnehmung solchen zuhörte, oder solche läse, die die Schicksale, Charaktere und Handlungen der Menschen schildern. Eben deswegen sieht Aristoteles die Nachahmung menschli-

cher Handlungen, als dieser Kunst ganz wesentlich an, und muß auch wirklich, als ihren gefälligsten und lehrreichsten Theilen, den dramatischen und epischen Gedichten wesentlich angesehen werden. Bloße Beschreibungen, so schön sie auch immer seyn mögen, und nicht weniger die richtigsten moralischen Betrachtungen werden auf die Länge beschwerlich, wenn unsere Empfindungen nicht durch irgend eine Begebenheit, die unsere Nebengeschöpfe angeht, aufgeweckt werden. Finden nicht alle Leser von Geschmack ein besonderes Vergnügen an den kleinen Erzählungen und Episoden, mit welchen Thompsons mahlendes Gedicht von den Jahrszeiten hin und wieder belebt ist; fühlen diese es nicht, daß das Ungewitter ohne die Erzählung von den beiden Liebenden nicht halb so interessant gewesen wäre; (Sommer v. 1171.) so wie die Herbstscene, ohne die von Palemon und Lavinia, (Herbst v. 177.) oder der zusammenrollende Schnee, ohne das herrliche Gemälde von einem Mann, der darinn umkommt, (Winter v. 276.) Zu bedauren ist es, daß Young nicht eben diesen Kunstgrif brauchte, um seine Nachtgedanken zu beleben. Gedanken und Beschreibungen müssen als die Verguldungen, Schnizwerk und andere Verzierungen des Gebäudes eines Gedichts betrachtet werden; aber menschliche Handlungen sind die

Säulen und Balken, die ihm Festigkeit und Höhe geben. Oder um die Metapher zu ändern, können wir diese als die Seele eines reizenden Körpers betrachten, wenn jene kaum etwas mehr als Puzwerk sind.

Ob das Vergnügen, was wir an natürlichen Dingen finden, und unser Mißfallen an den entgegengesezten, eine Wirkung der Gewohnheit oder unsrer ursprünglichen Einrichtung sey, ist keine Frage von Wichtigkeit. Es ist nichts Ungereimtes in der Voraussezung, daß zwischen der Seele, bey ihrer ersten Bildung und der übrigen Natur, eine gegenseitige Harmonie und Sympathie festgesezt worden sey, welche Gewohnheit zwar verstärken, aber niemals gänzlich bezwingen kann. So wie keine Art von Erziehung einen Menschen das Gegentheil von einem durch sich selbst evidenten Grundsaz glauben machen, oder ihn zu einer völligen Einsamkeit gewöhnen kann; so, denke ich, würde unsere Liebe zum Natürlichen und Regelmäßigen doch in uns, wenigstens in einem gewissen Maaße bleiben, wenn wir auch auf der oben erwähnten sicilianischen Villa gebohren und erzogen worden wären, und niemals etwas anders hätten loben hören, als was Tadel, oder tadeln, was Lob verdiente. Doch muß man gestehen, daß Gewohnheit einen starken Einfluß auf die Gesinnun-

gen und Gefühle der Menschen habe. Wir können Gegenstände, an die wir lange gewöhnt worden, lieb gewinnen; wir fassen sie leicht, und betrachten sie mit Vergnügen; und unsere alte Art zu denken und zu handeln geben wir nicht anders, als mit Schmerz und Widerwillen, auf. Daher entsteht größtentheils unsere Liebe und Anhänglichkeit an unsere Beschäftigungen, unsere alten Bekanntschaften, unser Vaterland, unsere Heimath, und selbst unsere Prädilektion für die Hügel, Ströme und Felsen in unsrer Nachbarschaft. Es wäre daher sonderbar, wenn der Mensch, der seit den ersten Jahren seiner Kindheit an die Regelmäßigkeit der Natur gewohnt ist, nicht ein Wohlgefallen an ihren Werken und Gesezen sich erwerben sollte.

Wir verlangen aber und erwarten auch nicht, daß eine jede menschliche Erfindung, deren Zweck Ergözung ist, so zu sagen eine bloße Abschrift oder Abdruck wirklicher Dinge seyn soll. Es ist genug, wenn die Seele sich dabey, als bey etwas Wahrscheinlichem und Glaublichem, beruhige, das ohne eine offenbare Verlezung der Naturgeseze entstehen oder sich zutragen könne: — oder, um bestimmter zu reden, es ist genug, daß es entweder erstlich mit der allgemeinen Erfahrung, oder zweitens mit der allgemeinen Meinung, oder drittens

endlich mit sich selbst übereinstimme, und mit wahrscheinlichen Umständen begleitet sey.

Erstlich also: wenn eine menschliche Erfindung oder Erdichtung mit der allgemeinen Erfahrung übereinstimmt; so nehmen wir sie als hinreichend wahrscheinlich an. Besondere Erfahrungen aber können leicht so ungewöhnlich und unerwartet seyn, daß wir sie gar nicht einmal für wahrscheinlich halten, wenn wir nicht von ihrer Wahrheit oder Wirklichkeit überzeugt sind. Kein verständiger Mann glaubt, daß er einige Wahrscheinlichkeit für sich habe, durch verborgene Schäze auf einmal reich zu werden: oder hält es bey dem Einkauf eines Looses in der Lotterie für wahrscheinlich, das höchste Loos zu erhalten, und doch hat schon mancher durch solche Zufälle große Reichthümer gesammlet. Wir würden sie aber doch immer in einem Lustspiele oder Erzählung für elende Kunstgriffe halten, eine günstige Veränderung des Glücks zu bewirken. Wir erwarten, daß Erdichtung dem gewöhnlichen Gange menschlicher Dinge und Angelegenheiten mehr gleichförmig, mit einem Worte, daß Wahrscheinlichkeit, nicht aber bloße Möglichkeit, der Maasstab dichterischer Erfindung sey.

Zweitens: Erdichtung wird als mit diesem Maasstab übereinstimmend angenommen, wenn sie allgemein verbreiteten Meinungen entspricht.

Diese können irrig seyn; aber sie stehen selten mit der Natur in einem scheinbaren oder auffallenden Widerspruche. Aus diesem Grunde, und weil sie uns von unsrer Kindheit an geläufig geworden sind, beruhigt sich die Seele leicht dabey, oder gesteht ihnen wenigstens so viel Glauben zu, als nöthig ist, sie gefallen zu machen. Deswegen sehen wir die Feereyen, Geister und Hexen des Shakespears als glaubliche Dinge an; und Engel behaupten in der Mahlerey einen Plaz, ungeachtet wir wissen, daß sie im gewöhnlichen Leben nicht mehr erscheinen. Selbst wenn eine Volksmeinung lange verworfen, und dem allgemeinen Glauben widersprechend geworden ist, selbst alsdann erklären wir die auf sie gebauten Erdichtungen für natürlich, weil sie von denjenigen Menschen, denen sie anfänglich bestimmt waren, für solche gehalten wurden. Wir sind geneigt, dieser leztern ihre Gesinnungen und Art, Dinge anzusehen, zu den unsrigen zu machen, wenn wir durch eine hinreissende Beschreibung in ihre Lebensart und Begebenheiten hineingeführt werden. Eben daher nehmen wir die Theologie der alten Dichter, ihr Elysium und Tartarus, ihre Scylla und Charybdis, ihre Circe und Cyklopen, und den Rest der schönen Wunder an, (wie Horaz sie nennt,) die in dem Helden-

zeitalter der Griechen geglaubt wurden; nicht weniger die Teufel und Bezauberungen des Tasso, von welchen man voraussezen kann, daß sie unter den Italiänern des sechszehnten Jahrhunderts nicht geringen Glauben gefunden haben, und die den Begriffen ziemlich entsprechen, welche seit nicht gar langer Zeit durch ganz Europa herrschend waren *). In der That, wenn ein Gedicht in den

*) Im vierzehnten Jahrhundert glaubte das gemeine Volk in Italien, daß der Dichter Dante wirklich zur Hölle hinuntergefahren sey; daß sein Inferno einen treuen Bericht von dem enthalte, was er da sah, und daß seine blaßgelbe Farbe und sein straubigter Bart, (der dem Wuchse und der Farbe nach dem Feuer zu nahe gekommen zu seyn schien) Folgen von seinem langen Aufenthalte in diesem heissen und rauchigten Gegenden seyen. Man sehe Vicende della Literatura del Sig. C. Denina, cap. 4. J. Mandevilles Reisebeschreibung, die nicht viel jünger ist, wurde nicht allein vom Pabste gebilligt, nachdem man sie vorher mit der Mappa Mundi der damaligen Zeit verglichen hatte, sondern scheint auch, was noch sonderbarer ist, von diesem abentheuerlichen Ritter selbst geglaubt worden zu seyn, ungeachtet er ein Mann von vielen Kenntnissen und gar nicht schlechtem Geschmacke war. Man sehe den Schluß des Buchs.

übrigen Rücksichten wahr ist; wenn es von solchen Theilen der Natur eine genaue Beschreibung giebt, von welchen wir wissen, daß die Menschen in allen Zeitaltern auf dieselbige Art gedacht haben, von solchen sichtbaren Erscheinungen der Schöpfung, meine ich, und solchen Empfindungen und Wirksamkeiten der menschlichen Seele, die allen Menschen gemeinschaftlich sind; — wenn ein Gedicht in allen diesen Stücken mit der Natur übereinstimmt; dann sind wir gerne nachsichtig gegen das, was darinn erdichtet ist, und geben willig einem jeden Fabel System, was der Dichter annimmt, einen augenblicklichen Beifall; vorausgesezt, daß er die Scene in ein entferntes Land oder Zeitalter legt. Diese Gefälligkeit ist im geringsten nicht tadelnswerth; wir sind sie beiden, sowohl dem Dichter als auch uns selbst schuldig. Denn ohne sie würden wir weder sein Genie recht zu schäzen, noch aus seinen Werken dasjenige Vergnügen zu empfangen im Stande seyn, welches zu geben sie bestimmt waren. Er muß indessen Sorge tragen, daß sein Fabelsystem so beschaffen sey, daß seine Zeitgenossen und Landsleute, (an welche er sein Werk unmittelbar richtet,) ihm wahrscheinlich ihren Beifall nicht vorenthalten können: (denn sonst fallen wir leicht auf den Argwohn, daß er es

nicht ernstlich meine.) Er muß es ferner mit so wahrscheinlichen Umständen, als nur möglich ist, verbinden, und es in einer Reihe von Begebenheiten erscheinen lassen, die mit sich selbst übereinstimmend sind.

Wenn aber der dritte angenommene Fall eintritt; so werden wir seine Geschichte als wahrscheinlich oder doch natürlich finden, selbst wenn sie nicht durch eine allgemeine Erfahrung beglaubigt wird, und auch von Volksmeinungen nur einen geringen Grad des Ansehens und der Glaubwürdigkeit erhält. Caliban, in Shakespears Sturm, würde uns als eine Unwahrscheinlichkeit empört haben, hätte der Dichter uns nicht mit seiner Abkunft bekannt gemacht, und seinen Charakter in einer Folge mit einander übereinstimmender Handlungen entwickelt. Wenn wir nämlich erfahren, daß er von einer Hexe und einem Teufel entsprang: eine Vermischung, die den Gesezen der Natur, wie man sie zu Shakespears Zeit ansah, im geringsten nicht zuwider war; wenn wir ferner bemerken, daß Charakter und Sitten seinem Ursprunge entsprechen; so werden wir leicht mit dieser Erdichtung ausgesöhnt. In derselbigen Bedeutung kann man Swifts Lilliputter als wahrscheinliche Wesen gelten lassen; und dieses nicht sowohl deswegen, weil wir wissen, daß der Glaube an Pygmäen

vormals im Schwange war, (denn der wahre, alte Pygmä war wenigstens dreimal so groß, als diejenigen, die Gulliver besuchte,) als weil wir finden, daß alle von ihnen erzählte Umstände mit sich selbst und ihren vorausgesezten Charakter übereinstimmen. Die Bildung dieses Volks ist es nicht allein, die verkleinert worden ist; ihr Land, ihre Seen, Schiffe und Städte sind es in gleichem Verhältnisse; selbst ihre theologischen und politischen Grundsäze, ihre Sitten, Gewohnheiten, Leidenschaften und ihr ganzes Betragen verrathen eine Leichtsinnigkeit und Kleinheit, die vollkommen zu ihrer Bildung paßt. Die Erzählung ist durchaus so ungekünstelt, und hat so sehr den Anschein von Einfalt und Aufrichtigkeit, daß es mich gar nicht wundern würde, wenn sie von einigen Personen von nicht schwachem Verstande als wirkliche Geschichte angenommen worden wäre, wie ich auch wirklich gehört habe, daß geschehen seyn soll. Aus denselbigen Gründen kann man vielleicht seinen Riesen einen gleichen Grad von Glaubwürdigkeit zuschreiben. Wenn er aber seine Erzählung auf etwas der Natur widersprechendes gründet; wenn er uns vernünftiges Vieh und unvernünftige Menschen vorführt; wenn er uns von Pferden vorerzählt, die sich Häuser bauen, Kühe melken, auf Wägen fahren, und sich über die Geseze und Staats-

verfassungen von Europa unterhalten; so ist sein ganzes Genie, was er eben hier in aller seiner Wirksamkeit aufgeboten hat, nicht hinreichend, uns mit einer so ungeheuren Erdichtung auszusöhnen. Wir lachen bisweilen über einige seiner ungereimten Uebertreibungen; wir ergözen uns an der Stärke des Ausdrucks und der Richtigkeit verschiedener Beschreibungen: ein boshaftes Herz triumphirt vielleicht auch über die Satyre; aber wir können an der Fabel, als Fabel, nie Geschmack finden, weil sie zugleich unnatürlich und widersprechend ist. Swift's Urtheilskraft scheint ihn bey dieser Gelegenheit verlassen zu haben *). Er wälzt sich im

*) Es finden sich Ungereimtheiten in dieser Erzählung, von denen man glauben sollte, daß auch die kleinste Aufmerksamkeit auf die Natur sie zurückgehalten hätte, und die, ohne die Satyre zu erhöhen, nur allein dazu dienen, die Unnatürlichkeit der Fabel zu vermehren. Houyhnhums sind vollkommne Pferde, die überdem noch Vernunft und Tugend besizen. Was also ihre Pferdevollkommenheiten mindert, ohne ihre verständlichen und sittlichen Vorzüge zu erhöhen, widersprach der Absicht des Verfassers, und sollte also in seiner Erzählung keinen Plaz gefunden haben. Und doch läßt er diese geliebten Thiere in Häusern, die sie selbst gebaut, wohnen; läßt sie warmes Essen und Kuhmilch, als

Schmuz und Brutalität; und der größte Theil der Satyre ist offenbare Verläumdung. Lucians wahre Geschichte ist ein Haufe von Ungereimtheiten, ohne Ordnung und Einheit zusammengeworfen, und selbst ohne irgend eine andere bemerkbare Absicht, als die Sprache und Manier großer Schrift-

Leckereien zu sich nehmen: ungeachtet aber diese Leckerbissen, wenn sie auch für ein Volk von Pferden erreichbar wären, nicht mehr zu ihrer Vollkommenheit beitragen würden, als Branntewein oder Einkerkerung zur Veredelung des Menschen. — Glaubte Swift ferner nicht, daß Religionsbegriffe vernünftigen Wesen natürlich, und zur Glückseligkeit sittlicher Geschöpfe nothwendig sind? Ich denke, er glaubte es. Er hat aber doch seine Houyhnhums als Muster sittlicher Tugend, als die größten Besizer und Anwender der Vernunft, und dabey als vollkommen glücklich geschildert, ohne ihnen die geringsten Religionsbegriffe oder Aussichten jenseits des gegenwärtigen Lebens zu geben. Mit einem Worte: er wollte Dummheit mit Geistesvortreflichkeit, und unnatürliche Triebe mit thierischer Vollkommenheit vereinbaren. Die angeführten aber sind nichts gegen die übrigen Ungereimtheiten dieser abscheulichen Erzählung. — Allein, wenn ein christlicher Geistlicher vorsezlich die Natur mit Füßen treten kann, von welcher er weiß, daß sie nur

stellet lächerlich zu machen. Seine Rasereien, die auf den Namen der Fabel eben so wenig Anspruch machen können, als ein Haufen von Schutt auf den Titel eines Pallastes, haben nicht den geringsten Anstrich von Wahrscheinlichkeit. Animalische empfindende Bäume, in der Luft segelnde Schiffe, Heere von Ungeheuren, die zwischen der Sonne und dem Monde auf einem Boden von Spinngewebe reisen, gegen einander kriegende Haufen von Menschen, die in Wäldern und auf Bergen mitten im Bauche eines Wallfisches wohnen, — sehen den Träumen der Bewohner eines Tollhauses ähnlicher, als den Erfindungen eines vernünftigen Mannes.

Wenn ich diesen Gegenstand weiter verfolgen wollte; so würde ich bemerken müssen, daß in einigen Dichtungsarten eine strengere oder größere Wahrscheinlichkeit, als in andern, erfordert wird. Das Lustspiel z. E., es sey dramatisch oder erzäh-

um etwas weniger vollkommen, als die der Engel, erschaffen, und von jemanden angenommen wurde, der weit über Engel erhaben ist; so dürfen wir uns nicht wundern, daß eben die verkehrte Denkart, die das Herz verhärtet, auch die Urtheilskraft verkehrt.

lend *), darf nur selten von dem gewöhnlichen Gange menschlicher Angelegenheiten abweichen, weil es die Sitten und Auftritte des wirklichen gemeinen Lebens darstellt; dem Trauerspieldichter hingegen kann man schon eine größere Freiheit zugestehen, weil er erhabnere Charaktere nachahmt, und meistens wenig bekannte oder längst geschehene Begebenheiten schildert. Er darf sich aber doch niemals an die wundervollen Erdichtungen der epischen Muse wagen, weil er sein Werk nicht allein an die Leidenschaften und Einbildungskraft der Menschen richtet, sondern auch für ihre Augen und Ohren bestimmt, die nicht so leicht getäuscht werden, und sich gegen eine jede Vorstellung sträuben, die nicht der Wahrheit nahe kömmt. Das Heldengedicht kann noch eine größere Freiheit verlangen, weil seine Erdichtungen nicht der Prüfung eines äußern Sinnes unterworfen sind, und weil es uns mit den erhabensten menschlichen Charakteren und den wichtigsten wundervollsten Begebenheiten, ja sogar mit ungesehenen Welten und hö-

*) Fieldings Tom Jones, Amalia und Joseph Andrews sind Beispiele von dem, was ich die epische oder erzählende Komödie nenne; vielleicht wäre komisches Heldengedicht ein mehr passender Ausdruck.

hern Wesen bekannt macht. Ich könnte vielleicht auch noch dieses bemerken, daß die verschiedenen Arten von komischen, epischen und tragischen Gedichten nicht auf dasselbige Maaß oder denselbigen Grad von Wahrscheinlichkeit eingeschränkt sind. Die Farce darf sich mehr erlauben, als das eigentliche Lustspiel; die Oper nicht so wahrscheinlich seyn, als die regelmäßige Tragödie; das vermischte epische Gedicht, wie die Feenköniginn, oder der rasende Roland, weniger, als die reine Epopee des Homers, Virgils und Miltons. Allein diese Seite unsers Gegenstandes scheint keiner weitern Untersuchung zu bedürfen. Ich habe genug gesagt, um zu beweisen, daß nichts Unnatürliches gefallen kann; und daß daher die Dichtkunst, deren Absicht, zu gefallen ist, mit der Natur übereinstimmen muß. — Dies vorausgesezt, muß sie entweder mit der wirklichen Natur, oder einer solchen übereinstimmen, die von der wirklichen etwas verschieden ist.

Drittes Kapitel.

Die Dichtkunst stellt ein Natursystem dar, das von der wirklichen Natur etwas verschieden ist.

Die wirkliche Natur zu schildern, ist die Pflicht des Geschichtschreibers, der, wenn er sich ganz in seine Sphäre einschränken wollte, niemals auch nicht den geringsten Umstand einer Rede oder Beschreibung oder Begebenheit erwähnen müßte, der nicht durch zuverläßige Urkunden und Zeugen beglaubigt wäre. Es war die Sprache aller Kunstrichter in allen Zeiten, daß der Geschichtschreiber nichts als wahr aufzeichnen müßte, was entweder falsch oder zweifelhaft wäre, und auch wieder nichts von dem verschweigen sollte, wovon er wisse, daß es wahr sey. Allein ich zweifle sehr, ob je ein Profan Geschichtschreiber so gewissenhaft gewesen sey. Selbst Thucydides, der seine Geschichte anfing, als der Krieg, den er beschreibt, begann; der alles sogleich nach den genausten Erkundigungen aufzeichnete, wenn es sich zugetragen hatte, scheint doch in seinen Reden und Beschreibungen, besonders in seiner Schilderung der Seuche in Athen, seiner Einbildungskraft in nicht geringem Grade freien Lauf gelassen zu haben. Eben das thaten mit noch größerer Freiheit Livius und Tacitus,

und alle beste, sowohl alte als neue, Geschichtschreiber mehr oder weniger. Sie sind auch deswegen im geringsten nicht zu tadeln. Denn eben durch diese verbesserten oder erfundenen Reden, und durch die größere Lebhaftigkeit ihrer Beschreibungen machen sie ihre Werke interessanter und schöner; niemand wird dadurch hintergangen, und die historische Treue wird auf keine merkliche oder nachtheilige Art verlezt. Man muß aber doch hier, wie in allen andern Dingen, ein gewisses Mittel beobachten. Wenn ein Geschichtschreiber eine Schilderung in ein Detail von erdichteten Begebenheiten ausdehnt, wie Voltaire in seiner Beschreibung der Schlacht bey Fontenoy gethan hat, so verliert er seinen Glauben, indem er in uns den Verdacht erregt, daß es ihm mehr um eine artige Erzählung, als um wahre Geschichte zu thun sey. Eben so werden wir durch seine Unaufrichtigkeit empört, wenn er wider alle Wahrscheinlichkeit lange ausgearbeitete Reden solchen Personen in den Mund legt, von welchen wir entweder aus den Umständen wissen, daß sie solche Reden nicht halten konnten, oder aus sicheren Nachrichten überzeugt sind, daß sie sie nicht gehalten haben. So läßt Dionysius von Harlikarnaß die Volumnia sehr umständlich zu ihrem Sohn Coriolan, und Josephus den Juda zu seinem Bruder, dem Vicekönige in

Egypten, reden. Nach diesen Geschichtschreibern zu schließen, müßte die römische Matrone zu Athen unter einem geschwäzigen Rhetor studirt haben, und der jüdische Patriarch einer der blumenreichsten Redner des Alterthums gewesen seyn. Der erdichtete Theil der Geschichte oder Geschichterzählung muß niemals viel Plaz wegnehmen; und ist höchst tadelnswerth, wenn er in Irrthümer über wirkliche Begebenheiten und Handlungen oder auch Charaktere führt.

Warum aber nehmen die Geschichtschreiber sich die Freiheit, ihre Werke auf diese Art zu verschönern? — Ein Grund ist unstreitig dieser, damit sie ihre rednerischen Talente zeigen können. Der Hauptgrund aber ist, wie ich schon vorher bemerkte, der, ihr Werk um desto angenehmer zu machen. Es scheint, als wenn etwas wohlgefälligeres, als die wirkliche Natur, oder doch ein gewisser Zuwachs zu ihren Schönheiten aus der Einbildungskraft gezogen oder von ihr hervorgebracht werden könnte. Die Erfahrung bestätigt dieses, und die Pflicht des Dichters ist es, dergleichen wirklich zu thun. Ahmt ihm der Geschichtschreiber in einem gewissen Grade nach; so wird seine Erzählung dichterisch.

Die Möglichkeit, die Natur zu verschönern, muß einem jeden einleuchtend seyn. Wenn wir

eine Landschaft ansehen; so können wir noch tausend neue Verschönerungen hinzu denken. Ohne Mühe bildet die Phantasie höhere und mehr mahlerische Berge; reichere, hellere und sich schöner windende Ströme; weichere und ausgedehntere Wiesen; Thäler mit gefälligeren Abwechslungen; dunklere und grausenvollere Höhlen und Felsen; majestätischere Ruinen; prächtigere Gebäude; Seen, die durch Eylande eine größere Mannichfaltigkeiten erhalten, oder glänzender durch Schiffe oder mehr vom Sturm bewegt sind, als alle, die wir jemals in der Natur gesehen haben. Viele Werke der Kunst und der Natur übertreffen unsere Erwartung; aber nichts sinnliches übersteigt oder erreicht die Gränzen oder den Umfang unsrer Denkkraft: — ein starker Beweis der Würde der menschlichen Seele! Das schönste Weib ist noch immer in eines jeden Augen, die Augen ihres Liebhabers vielleicht ausgenommen, einer Verschönerung fähig. Kein Wunder also, daß die Dichtkunst Begebenheiten mehr zusammengedrängt, mannichfaltigere Scenen der unbelebten sowohl reizenden als schrecklichen Natur, endlich erhabnere und ausgesuchtere, sowohl gute als böse Charaktere darstellen kann, als der Geschichtschreiber zu thun im Stande ist. Die Natur muß aber stets die Grundlagen und den Stof, wie den Maaßstab der dichterischen Erfindung

hergeben. Die geübtesten Mahler brauchen immer eine menschliche oder andere sichtbare Figur, um ihre Hand und Einbildungskraft zu leiten. Homer selbst nahm seine beiden Gedichte aus zuverlässigen Ueberlieferungen, und alle tragische sowohl als epische Dichter sind seinem Beispiele gefolgt. Die Romanenschreiber beeifern sich, wahre Begebenheiten mit ihren Fabeln zu vermischen, und wenn es füglich angeht, die Außenlinien ihres Plans aus dem wirklichen Leben zu nehmen. So gründet sich die Erzählung von Robinson Kruso auf den Vorfall eines gewissen Seefahrers, Alexander Selkirk, der mehrere Jahre ganz allein auf der Insel Juan Fernandes zubrachte. Smollet, glaubt man, hat in der Geschichte von Roderik Random einige von seinen eigenen Begebenheiten beschrieben; und die Hauptcharaktere im Tom Jones, Joseph Andrews und Pamela sollen nach wirklichen Originalen gezeichnet seyn. Das dramatische Lustspiel ist freilich größtentheils Erdichtung: denn wenn es wirkliche Begebenheiten und die Sitten der gegenwärtigen Zeit schilderte; so würde es zu persönlich werden, als daß eine wohlerzogene Gesellschaft es aushalten könnte, und die Komödie selbst in offenbaren Mißbrauch ausarten, wie der Fall im alten Lustspiele der Griechen war: (Man vergleiche Horaz Lib. I. Sat. IV. v. 1-5. mit Ar;

Poet. 281 - 285.) — Ueberhaupt aber wird man doch finden, daß gewisse Züge aus der wirklichen Natur entlehnt, auch solchen Gedichten, in denen am meisten Fiktion ist, der Erdichtung selbst nicht wenig Reiz und so zu sagen Festigkeit giebt. Diese Züge aber können durch die Einbildungskraft des Dichters verbessert und mit allen Verzierungen ausgeschmückt werden, die mit dem Inhalt und der Absicht seines Werks, oder in andern Worten, mit den Empfindungen, die er erwecken will, übereinstimmen. Denn bloße dichterische Zierrathen, wenn sie Herz und Gefühl nicht intereßiren, sind nicht allein überflüßig, sondern auch unschicklich, weil alle wahre Dichtkunst sich ans Herz wendet und dadurch ergözt, daß sie Empfindungen und Leidenschaften entweder erregt oder besänftigt: — wirklich auch der einzige rechte Weg, einem vernünftigen und moralischen Geschöpfe zu gefallen. Ich halte daher Horazens Grundsaz in der Dichtkunst für allgemein: non satis est, pulchra esse poemata; dulcia sunto. (Ar. Poet. v. 95 - 100.) Es ist nicht genug, daß Gedichte schön sind; sie müssen auch rührend seyn. Denn daß dieses der Sinn des Worts dulcia an der gegenwärtigen Stelle sey, geben die besten Ausleger zu, und ist auch aus dem Zusammenhange selbst offenbar.

Daß die Empfindungen fühlender Wesen, wenn die Dichtkunst sie ausdrückt, die unsrigen aufwecken, ist sehr natürlich; es frägt sich aber, ob auch Beschreibungen lebloser Dinge rührend, oder Gefühle erregend gemacht werden können? Dies können sie gewiß; und je mehr sie es thun, desto mehr gefallen sie, und desto dichterischer scheinen sie uns. Virgils Georgika sind ein vortrefliches, und in der That das vortreflichste Muster von dieser Dichtungsart in der Welt. Seine Bewunderung der äußern sichtbaren Natur ergreift den Leser von Geschmack so sehr, daß sie endlich in wirkliches Entzücken übergeht. Folgende Beobachtungen werden vielleicht diese Materie ins Licht sezen.

Ein jeder Gegenstand in der ganzen Natur ist mannichfaltig oder zusammengesezt, und steht in zahllosen Verhältnissen zu andern Dingen; er kann also auch aus unendlich vielen Gesichtspunkten angesehen, und auf unzählig verschiedene Arten beschrieben werden. Einige Beschreibungen sind gut, andere schlecht. Eine historische Beschreibung, die alle Eigenschaften eines Dinges aufzählt, ist gewiß gut, weil sie wahr und treu ist; aber sie kann so wenig rührend, als eine logische Erklärung seyn. In der Dichtkunst aber ist keine nicht rührende Beschreibung gut, sie mag so treu seyn, als

sie will: denn hier erwarten wir nicht eine vollständige Aufzählung von Eigenschaften, (da die Hauptabsicht dieser Kunst Ergözung ist,) sondern nur eine solche Aufzählung, die ein lebhaftes und intereßirendes Bild giebt. Es ist also nicht Gedächtniß, nicht Bekanntschaft mit Regeln, die einen Dichter zu dieser Art von Beschreibung geschickt machen kann; sondern eine ganz besondere Lebhaftigkeit der Phantasie und eine Empfindlichkeit des Herzens, deren Natur wir zwar aus ihren Wirkungen erklären, für deren Erlangung wir aber keine Vorschriften und Geseze zu geben im Stande sind.

Wenn unsere Seele auf irgend eine Art bewegt ist; so brauchen wir Wörter und denken an solche Dinge, die mit dieser Gemüthsbewegung übereinstimmen und sie unterhalten. Wenn eine Person alsdann, wenn sie verdrießlich ist, einen Brief schreibt; so wird wahrscheinlich irgend etwas von Bitterkeit oder Heftigkeit sich in den Brief einschleichen, wenn gleich die Person, an die man schreibt, nicht der Gegenstand des Verdrusses ist. — Eben das gilt von einer jeden andern heftigen Leidenschaft oder Gemüthsbewegung; so lange eine solche in der Seele herrscht, giebt sie sowohl unsern Gedanken als unsrer Stimme, Geberde und Betragen eine gewisse Eigenthümlichkeit,

Daher erwarten wir, daß eine jede Person, die die Dichtkunst einführt, alle Dinge durch das gefärbte Glas ihrer herrschenden Leidenschaft ansehen soll, und daß ihre Gedanken und Sprache eine dieser Leidenschaft entsprechende Farbe annehmen. Ein niedergeschlagener Mann, der in einem Haine wandelt, giebt auf diejenigen Dinge Acht, die seine Traurigkeit begünstigen und mit ihr harmonisch sind: auf das seufzende Gelispel der Winde in den Bäumen, auf das Gemurmel des Wassers, auf die Dunkelheit und Einsamkeit der Schatten; eine vergnügte Person hingegen findet an demselbigen Plaze viele Veranlassungen zu heitern angenehmen Betrachtungen, entweder in dem Singen der Vögel, oder in den schnellen Bewegungen des plätschernden Bachs, oder auch in der Lebhaftigkeit und Mannichfaltigkeit des Grüns. Personen von verschiedenem Charakter, wenn sie denselbigen Gegenstand, z. B. einen römischen Triumph betrachten, werden in ganz verschiedene Bewegungen gesezt, und auf ganz andere Gedanken und Gegenstände geleitet. Der eine ist voll Erstaunens über einen solchen Pomp von Macht und Reichthum; ein anderer wird durch den Gedanken der Eroberungen und des kriegerischen Ruhms entzückt; ein dritter, der durch das Geschrey betäubt und durch die grosse Verwirrung ermüdet wird, sehnt sich nach Ruhe,

Sicherheit und Einsamkeit; noch andere schmelzen vor Mitleiden mit den Ueberwundenen, und manche stellen niederschlagende Betrachtungen über die Unzuverläßigkeit weltlicher Große, und die Ungewißheit menschlicher Dinge an; während daß der Spötter, und vielleicht auch der Weltweise, das Ganze als einen eitlen Pomp betrachtet, der durch seine Feierlichkeit selbst und die Bewunderung so vieler Menschen um desto lächerlicher wird. Eine jede dieser Personen würde denselbigen Gegenstand, nach Maaßgabe ihrer eigenen Empfindungen, beschreiben, und eben diese in andern wieder zu erregen suchen. Wir sehen es in Miltons Penseroso und Allegro, welch eine große Verschiedenheit eine abweichende Stimmung der Seele in der Art dieselbige ländliche Scene zu betrachten hervorbringt. Im ersten dieser vortreflichen Gedichte führt der Verfasser einen vergnügten Mann ein, und sucht aus der ganzen äußern Natur nur diejenigen Gegenstände aus, die zu fröhlichen Vorstellungen passen, und sie zu unterhalten dienen. Im leztern ist jeder beschriebene Gegenstand feierlich, und erzeugt ruhige Betrachtung oder sanfte Schwermuth; und ich ließe mirs schwerlich übereden, daß er das erste unter dem Einflusse der Traurigkeit, und dieses, der Heiterkeit des Gemüths geschrieben hätte. — Oft sehen wir eines Schriftstellers Cha-

rakter in seinen Werken; und wenn ein jeder, indem er schriebe, es recht ernstlich meinte; so würden wir es noch oftrer bemerken können. Thomson war ein frommer menschenfreundlicher Mann, und ein warmer Bewunderer der Schönheiten der Natur; und eine jede Beschreibung in seinem reizenden Gedicht von den Jahrszeiten bringt dieselbigen lobenswürdigen Empfindungen in seinem Leser hervor. Die Theile der Natur, die seine Aufmerksamkeit an sich ziehen, sind solche, die ein hartherziger Mann entweder gar nicht oder nicht so bemerken, von denen er gar nicht oder doch anders gerührt werden würde. Im Swift sehen wir eine Wendung des Geistes, die von der des liebenswürdigen Thomson sehr verschieden ist: wenig Geschmack für das Erhabene und Schöne, und eine beständige Folge von heftigen Gemüthsbewegungen. Alle seine Gemälde des menschlichen Lebens scheinen zu beweisen, daß Häßlichkeit und Niederträchtigkeit die Hauptgegenstände seiner Aufmerksamkeit waren, und daß seine Seele unaufhörlich von Unwillen *), Unzufriedenheit und

*) Als einen Beweis eines Theils dieser Anmerkung kann man sein eigenes Ansehen oder Zeugniß sowohl aus seinen Briefen, als auch aus der lateinischen Grabschrift anführen, die er auf sich selbst machte:

andern trüben Gemüthsbewegungen genagt wurde, die aus einer solchen Art, die Dinge anzusehen, nothwendig entstehen müssen. Alle seine Schriften haben die Richtung, (ungeachtet es nicht die Absicht des Verfassers war,) eben diese Empfindungen seinen Lesern mitzutheilen; so daß es bey aller seiner Gelehrsamkeit und Kenntniß der Welt, allen seinen Fähigkeiten als eines Volksredners und Mannes von Geschäften, ungeachtet der Kraft seiner Schreibart, der Eleganz vieler seiner Verse und seines außerordentlichen Wizes, immer zweifelhaft bleibt, ob irgend ein Mensch durch das Studium seiner Werke an Empfindlichkeit des Herzens und Wohlwollen vieles gewonnen habe?

Hieraus sehen wir nun, wie die Werke eines geistreichen Schriftstellers auf das Herz des Lesers wirken können, der Gegenstand mag seyn, welcher er will. Die herrschenden Empfindungen des Verfassers leiten seine Aufmerksamkeit auf ihnen verwandte Gegenstände, geben seinen erfindenden Kräften eine gewisse Richtung, und seiner Sprache eine ganz eigenthümliche Farbe. Sein Werk also wird eben sowohl, als sein Gesicht, (wenn es anders der Natur erlaubt ist, sich frey in beiden zu

„Ubi saeva indignatio cor ulterius lacerare nequit."
Man sehe seinen lezten Willen.

äußern,) ein Gemälde seiner Seele werden, und in seinen Lesern ähnliche Empfindungen aufwecken. Wenn diese die Tugend begünstigen, (wie sie es stets thun müssen,) so wird sein Werk das süße Pathos erhalten, was Horaz in der oben angeführten Stelle andeutet; und welches wir so sehr bewundern, mit so warmer Theilnehmung selbst in denjenigen Theilen von Virgils Georgika bewundern, in welchen die unbelebte Natur besungen wird.

Horazens Meinung über die gegenwärtige Materie ist von der vorgetragenen gar nicht unterschieden. „Es ist nicht genug, (sagt er Ar. Poet. 99-111. v.) daß Gedichte schön sind; sie müssen „auch rührend seyn, und die Seelen in alle die „Bewegungen sezen, die der Dichter ihr mitthei„len will. So wie das menschliche Gesicht den„jenigen zulacht, die es anlachen; so begleitet es „die Traurenden mit sympathetischen Zähren. „Wenn ihr wollt, daß ich weinen soll; so müßt „ihr selbst zuvor Thränen vergießen; nur alsdann „werde ich von eurem Unglück gerührt werden. „Denn die Natur läßt erstlich die Empfindungen „unsers Herzens mit unsern Umständen überein„stimmen, und giest uns also bald Freude, bald „Traurigkeit und Rache ein; und dann giebt sie der „Stimme und Sprache den ächten rührenden Ton

» und Nachdruck. « — Diese Lehre, die den Redner und Schauspieler nicht weniger als den Dichter angeht, ist im strengsten Verstande philosophisch und auf eine jede Dichtungsart gleich anwendbar. Des Dichters Herz muß vor allen Dingen an seinem Gegenstande, und an allen Theilen desselben warmen Antheil nehmen: denn sonst ist seine Mühe vergebens, den Leser intereßiren zu wollen. Wenn er, wie Virgil und Thomson, die sichtbare Natur andern liebenswürdig mahlen will; so muß er selbst zuerst sich in sie verlieben. Will er seine Helden oder Heldinnen die Sprache der Liebe oder Traurigkeit, des Muths oder der Frömmigkeit, der Ehrsucht oder des Verdrusses, des Wohlwollens oder des Mitleidens reden lassen, so muß sein Herz aller dieser Empfindungen selbst fähig seyn, und sie in einem gewissen Grade wenigstens so lange fühlen, als er Wörter sucht, sie auszudrücken. Denn gewiß ist es, was Pope sagt: (Heloise v. 366.) » daß derjenige sie am be» sten mahlen kann, der sie am besten fühlt. « Der wahre Dichter muß also nicht allein die Natur studiren, und die wahre Beschaffenheit der Dinge kennen; er muß auch Einbildungskraft besizen, um Verzierungen zu erfinden; Urtheilskraft, um solche zu wählen, die wahrscheinlich sind; und Empfindlichkeit, um mit warmen Gefühl in einen jeden

Theil seines Werks einzugehen, und ihm so viel Pathos und Ausdruck einzugießen, als nöthig ist, ähnliche Empfindungen im Leser aufzuwecken.

Der Geschichtschreiber und Dichter (sagt Aristoteles Poet. S. 9.) sind darinn von einander unterschieden, daß der erstere die Dinge darstellt, wie sie sind, der andere aber, wie sie seyn sollten. — Ich seze voraus, daß er hier eine solche Vervollkommnung oder Verschönerung der Natur im Sinne hat, die noch immer wahrscheinlich bleibt, und dergleichen wir, um unsers eigenen Vergnügens willen, wünschen mögten. Wenn der Dichter bey allen den Freiheiten, die er sich mit der Natur und Wahrheit nehmen darf, doch nichts Ausgesuchteres und Vollkommneres liefern kann, als was man gewöhnlich in der Geschichte findet; so wird der Leser in seinen Erwartungen betrogen, und gewiß auch mißvergnügt werden. Dichterische Schilderungen also müssen nach einem Ideal der höchsten möglichen Vollkommenheit gebildet werden, deren der Geist eines Werks nur fähig ist: — die äußere Natur muß in ihnen mahlerischer, als in der Wirklichkeit seyn; die Handlung lebhafter und feuriger; Gesinnungen ausdrucksvoller, und der Lage der Redenden angemeßner; Personen in einem höhern Grade mit allen den Vorzügen oder Eigenschaften ausgerüstet, die Bewunde-

rung, Mitleiden, Schrecken, oder andere heftige Bewegungen erzeugen können; Begebenheiten endlich gedrängter, verständlicher in Ansehung ihrer Ursachen und Wirkungen, und mehr in einer Ordnung entwickelt, die der Phantasie schmeichelt, und die Leidenschaften intereßirt. Aber wo findet man (könnte man sagen) dies Muster von Vollkommenheit? Nicht in der wirklichen Natur: denn sonst würde die Geschichte, die diese schildert, dies Muster von Vollkommenheit auch beschreiben. Es findet sich nur in der Seele des Dichters; und seine Einbildungskraft allein, von Kenntnissen genährt und geleitet, sezt ihn in den Stand, es hervorzubringen.

In den ersten Zeiten unsers Lebens, und so lange unsere Erfahrung noch sehr eingeschränkt ist, bewundern wir fast alles, und befriedigen uns mit sehr geringen Vorzügen oder Graden von Treflichkeit. Ein Landmann sieht das Gemach seines Edelmanns als das Köstlichste auf der Erde an, hört dem herumstreifenden Volkssänger mit Entzücken zu, und bewundert den rohen Schmuck in dessen unausgearbeiteten Liedern. Ein Kind sieht sein Geburtsdorf als eine Stadt; den vorbeirinnenden Bach als einen Strom, und die benachbarten Wiesen und Hügel als die geräumigsten und schönsten der Erde an. Allein wenn eben dieses nach einer

langen Abwesenheit in seinem sinkenden Alter zurückkehrt, um noch einmal vor seinem Tode die theure Stäte wieder zu sehen, die ihm das Leben gab, und die Scenen, deren ehmälige Reizungen er stärker, als ihre Regelmäßigkeit behalten hat; wie betroffen wird alsdann der Mann oder Greis, alles so verkleinert, so erniedrigt zu finden. Die Hügel scheinen ihm alsdann in die Erde gesunken, der Bach ausgetrocknet, und das Dorf von seinen Einwohnern verlassen zu seyn. Die Pfarrkirche, aller ihrer eingebildeten Pracht beraubt, ist niedrig, dunkel und enge geworden; die Felder selbst scheinen ihm nur eine Miniatur von dem zu seyn, was sie ehmals waren. Hätte er seinen Geburtsort nie verlassen; so würden seine Vorstellungen immer dieselbigen geblieben seyn: oder hätte er sich nur in kleinen Reisen davon entfernt; so wären sie vielleicht nicht merklich verändert worden. Es scheint also, als wenn wir durch die Beobachtung vieler gleichartiger oder ähnlicher Dinge uns das Talent erwürben, uns vollkommnere Vorstellungen zu machen, als die uns umgebende Gegenstände sind; und diese Vorstellungen können wir, nach dem Verhältnisse der Lebhaftigkeit unsrer Phantasie und der Ausgedehntheit unserer Erfahrung, noch immer mehr und mehr vervollkommen, bis wir endlich einen Grad von Vortreflichkeit erreichen, unter

welchem alle Gegenstände der wirklichen Natur stehen bleiben. — In dieser Lehre kann keine Dunkelheit, kann nichts geheimnißvolles seyn; wir denken und reden alle Tage auf eine damit übereinstimmende Art. So ist nichts gewöhnlicher, als zu sagen: daß ein Künstler alles übertreffe, was wir jemals in dieser Art gesehen haben, daß wir aber immer noch etwas bessers und vollkommneres zu denken im Stande sind. Auch kann ein Sittenlehrer dadurch, daß er die einzelnen Tugenden vieler einzelner Menschen unter einem Gesichtspunkt vereinigt, ein System von Pflichten erfinden, das vollkommner ist, als was jemals der Beste unter den Sterblichen ausgeübt hat. Der Dichter mag hervorbringen wollen, was für eine Empfindung er will: Bewunderung oder Schrecken, Freude oder Traurigkeit; er mag ferner schildern wollen, welchen Gegenstand er will: es sey eine Venus oder Tisiphone, ein Achill oder Thersites, ein Pallast oder ein Haufen von Ruinen, ein Tanz oder eine Schlacht; so arbeitet er immer nach einem Bilde seiner Phantasie: er betrachtet zuerst eine jede Eigenschaft, wie sie sich in verschiedenen Individuis derselbigen Art findet, und sezt aus ihnen, der Absicht gemäß, die er zu erreichen sucht, einen mehr oder weniger vollkommenen Gegenstand zusammen.

Hieraus erhellt, daß die Begriffe oder Bilder der Dichtkunst mehr allgemeine als besondere sind; und mehr aus der Beobachtung ganzer Arten und Gattungen von Dingen zusammengesammlet, als von einem einzelnen Gegenstande abgezogen werden. Dies ist auch, nach dem Aristoteles, wirklich der Fall, wenigstens die meiste Zeit; denn diesem Kunstrichter zufolge ist die Dichtkunst etwas vollkommneres und ausgesuchteres, als die Geschichte. (Poet. S. 9.) Der Geschichtschreiber mag den Bucephalus beschreiben; der Dichter hingegen schildert ein muthiges Kriegspferd; der erstere muß das Thier, wovon er spricht, entweder gesehen oder zuverlässige Nachrichten darüber erhalten haben, wenn er es historisch beschreiben will; für den leztern ist es genug, wenn er verschiedene Thiere dieser Art gesehen hat. Der erste erzählt uns, was Alcibiades wirklich that und sagte; der leztere, was eine solche Art von menschlichem Charakter, dergleichen diejenige ist, die den Namen Achilles trägt, unter gewissen gegebenen Umständen wahrscheinlich sagen oder thun würde.

Es ist zwar wahr, daß der Dichter Gegenstände nach der Natur schildern kann, und es wirklich auch oft thut. Homer zeichnete ohne Zweifel seine Charaktere nach dem Leben, oder folgte wenigstens in ihrer Zusammensezung der Tradition so sorgfältig

und genau, als die Natur seines Werks es erlauben wollte. Er nahm sich aber auch wahrscheinlich die Freiheit, einige Eigenschaften hinzuzuthun oder zu erhöhen, und andere wegzulassen; den Achill, z. B. stärker, heftiger, ausgezeichneter durch kindliche Liebe und Zuneigung, und so auch den Hektor patriotischer und liebenswürdiger vorzustellen, als sie wirklich waren. Hätte er nicht dieses, oder etwas ähnliches gethan; so würde sein Werk mehr eine Geschichte, als ein Gedicht gewesen seyn, er würde Menschen und Gegenstände wie sie wirklich waren, nicht, wie sie hätten seyn können, geschildert haben. Achill und Hektor würden Namen von einzelnen Personen und wirklichen Helden gewesen seyn, da sie nach dem Aristoteles vielmehr als zwo Arten heroischer Charaktere anzusehen sind. — Shakespears Beschreibung der Felsen bey Dover kommt der Wahrheit so nahe, daß man gar nicht zweifeln kann, daß sie nicht von jemanden herrühre, der sie wirklich gesehen hat. Wer sie aber für eine ganz genaue historische Beschreibung hält, der wird sich nothwendig wundern, wenn er an die Stelle selbst kömmt, und sie nicht halb so hoch findet, als der Dichter sie beschrieben hat. Ein Geschichtschreiber würde wegen einer solchen Uebertreibung Tadel verdienen, weil er, wenn er uns eine gewisse wirkliche Tiefe beschreiben will, uns

genau sagen muß, wie sie ist: thut er dieses; so entspricht die Beschreibung dieser Stelle, und vielleicht keiner andern auf der ganzen Erde. Der Dichter aber schildert uns einen Absturz, wie er wohl seyn könnte; und deswegen kann seine Beschreibung vielleicht auf viele dergleichen Abgründe am Seeufer passen.

Diese Methode, nach allgemeinen Begriffen oder Bildern zu zeichnen, die der Künstler aus einer Menge einzelner Gegenstände abgezogen hat, unterscheidet die Italiänischen und alle erhabenen Mahler von den Niederländischen und deren Nachahmern. Diese geben uns die bloße nakte Natur mit allen Unvollkommenheiten und Besonderheiten einzelner Personen und Dinge; jene hingegen liefern uns eine Natur, die so sehr verschönert ist, als die Geseze der Wahrscheinlichkeit und die Absicht eines Stücks, es zu lassen wollen. Teniers und Hogarth zeichnen Gesichter, Figuren und Kleidungen nach der wirklichen Natur, und dem gegenwärtigen Leben; und ihre Arbeiten müssen daher in gewissen Graden ihre Wirkung verlieren und unangenehm auffallend werden, wenn diese Moden vorübergegangen sind. — Raphael und Reynolds nehmen ihre Muster aus der allgemeinen Natur, und vermeiden so viel als möglich (wenigstens in allen ihren großen Stücken) diejenigen

Eigenthümlichkeiten, die ihre Schönheit nur dem Geschmack und der Mode eines gewissen Zeitalters zu danken haben. Ihre Werke müssen also auch so lange Vergnügen geben und vortreflich scheinen, als Menschen im Stande sind, allgemeine Begriffe zu bilden, und nach ihnen zu urtheilen. Der leztgenannte unvergleichliche Künstler ist besonders ein großer Beobachter von Kindern, deren Blicke und Attitüden weniger unter dem Zwange der Kunst und eines Lokaldekorums stehen, und eben deswegen auch dies Alter charakteristischer ausdrücken, als die von erwachsenen Personen beiderley Geschlechts das ihrige. Dies Feld von Beobachtung hat ihm viele reizende Figuren, besonders die ausgesuchteste unter allen, die der Komödie dargebothen, die sich bemüht, (und wer konnte ihr widerstehen?) die Zuneigung von Garrick zu gewinnen: — eine Figur, die sich gewiß niemals der Einbildungskraft eines Mahlers dargeboten hätte, der nur allein auf erwachsene Personen aufmerksam gewesen wäre, welche sich unter dem Drucke aller Formalitäten der feinern Welt bewegen: — eine Figur, die in allen Zeitaltern und Ländern für natürlich und anziehend erklärt werden muß: — wenn diejenigen menschlichen Formen, die wir alle Tage sich beugend, und curtesirend, und strozend und künstlich daherretend, oder auch in Krausen und

Paruken, und Falbeln, und Fischbeinröcken, u. s. w. gekleidet sehen, nicht länger elegant scheinen können, als die Moden des gegenwärtigen Zeitalters unverändert fortdauren werden.

Ich habe oft darüber streiten hören, ob eine Person, die sich mahlen läßt, sich nach der Mode der Zeit, oder in einer der Kleidungen mahlen lassen müsse, die, wegen ihrer Zierlichkeit, oder weil sie sehr lange Mode gewesen, von großen Meistern gebraucht und deswegen mahlerisch genannt werden. Diese Frage kann nach den vorgetragenen Grundsäzen leicht entschieden werden. Will man nämlich ein Porträt seines Freundes haben, das stets gefallen, und niemals schief werden soll; so wähle man eine mahlerische Kleidung. Wenn man aber das Andenken eines besondern Anzuges erhalten will, ohne sich im geringsten darum zu bekümmern, was für eine lächerliche Figur ein Freund wahrscheinlich in hundert Jahren darinn machen wird; so lasse man ihn nach der Mode seines Zeitalters mahlen. Die Geschichte der Kleidermoden kann allerdings ihren Werth oder Nuzen haben; wer möchte sich aber in der Absicht mahlen lassen, damit das Bild mit einer Parucke

oder einem Kleide behangen werde, die die Neugierde antiquarischer Schneider oder Paruckenmacher beschäftigen könnten.

Es giebt in dem Fortgange der menschlichen Gesellschaft sowohl, als des menschlichen Lebens, einen Zeitpunkt, auf welchen die höhern Klassen der Dichter vorzüglich ihr Augenmerk richten müssen, und aus welchem es gut ist, daß sie ihre Charaktere, Sitten, und selbst ihre Begebenheiten nehmen. Dieser Zeitpunkt ist derjenige, wo Menschen sich schon über den Zustand der Wildheit erhoben, und beträchtliche Fortgänge in Künsten, Gesezgebung und Geselligkeit gemacht haben, aber noch nicht bis zu einem solchen Grade von Verfeinerung hinaufgestiegen sind, daß sie sich gewöhnt hätten, ihre Gedanken und Gesinnungen zu verstecken, und ihr Betragen nach der Einförmigkeit der Mode einzurichten. Eine solche war die Periode, welche Homer (als Dichter) das Glück hatte, zu erleben und zu besingen. Dies ist der Zeitpunkt, in welchem die Sitten der Menschen am mahlerischsten und ihre Begebenheiten am romantischsten sind; in welchem Begierden und Sitten noch nicht durch Ueppigkeit verdorben, die Kräfte noch nicht durch Weichlichkeit geschwächt, und die Gesinnungen, frey von allem

künstlichen Zwange, in Personen von ähnlichen Gemüthsarten und Lagen ohngefähr auf dieselbige Art wirken; und in welchem also auch die Charaktere einzelner Personen sich dichterischen oder allgemeinen Idealen nähern, und daher dem ganzen menschlichen Geschlecht, oder doch dem größten Theil desselben gefallen müssen, wenn sie anders gut getroffen und ausgedrückt werden. Ein Charakter hingegen, der in die Sitten und Lebensart feinerer Zeitalter eingetaucht ist, wird nicht so allgemein gefallen. Eben so würde eine menschliche Figur, die von einem Tanzmeister der neuern Zeit abgerichtet, und von einem gleichzeitigen Schneider aufgepuzt wäre, eine gute Wirkung in der Satyre, oder der Farce machen; allein eben diese, in die höhern Dichtungsarten eingeführt, würde nur von solchen Personen bewundert werden, die nichts als gegenwärtige lebende Moden zu bewundern wissen; der ganzen übrigen Welt hingegen würde sie verzerrt, uninteressant, und vielleicht lächerlich scheinen. Achilles hingegen, und Sarpedon, Diomedes und Hektor, Nestor und Ulysses, wie Homer sie gezeichnet hat, ziehen die Aufmerksamkeit und Bewunderung aller Menschen in allen Zeitaltern auf sich. Sie besizen die Eigenschaften, von denen wir alle wissen, daß sie der menschlichen Natur

angehören; wenn die feinen Herren der neuern Zeit sich durch solche Eigenschaften auszeichnen, die nur einem gewissen Zeitalter, einer gewissen Gesellschaft, oder einem gewissen Winkel der Erde eigenthümlich sind. Ich rede nicht von unsern sittlichen oder verständlichen Tugenden, die der Gegenstand der Bewunderer eines jeden Zeitalters sind; sondern nur von den äußern Vorzügen und der besondern Temperatur der Leidenschaften, die den hervorstechendsten Theil des menschlichen Charakters ausmachen. — So wie der Staatsmann oft in der Untersuchung der ursprünglichen Rechte der Menschen und Völker sich oft auf einen eingebildeten Stand der Natur berufen muß; eben so muß der Dichter, der Bewunderung, Mitleiden, Schrecken, oder andere starke Empfindungen, entweder in den meisten Menschen, oder doch in den ausgebildetsten Seelen erregen will, seine Schilderung des menschlichen Lebens und menschlicher Sitten eher aus dem Heldenzeitalter, von dem ich jezt rede, als aus den Zeiten der Verfeinerung nehmen: und er muß also, (um den Grundsaz des Aristoteles zu wiederholen,) Gegenstände darstellen, nicht wie sie sind, sondern wie sie seyn könnten oder sollten.

Wenn es also Völker giebt, die für ein gewisses System künstlicher Sitten so sehr eingenommen sind, daß sie kein anderes leiden können; müssen wir nicht daraus schliessen, daß unter solchen Völkern die epische Dichtkunst unmöglich blühen könne? In wiefern hieraus einige Besonderheiten im Geschmack und der Litteratur einer benachbarten Nation erläutert werden könne *), überlasse ich dem Urtheile des Lesers. — Wäre jemand von Natur oder durch Gewohnheit so verkehrt, daß er keine andere menschliche Gestalt reizend finden könnte, als welche von Tressen und Spizen, von Puder und Pomade, von steifer Leinwand oder Fischbein abhängt; so würde ich mich nicht wundern, wenn ihn die nakte Majestät des belvederischen Apolls, oder die fließende Einfalt des Gewandes eines Cicero und einer Flora beleidigte.

*) Je me souviens, que lorsque je consultai, sur ma Henriade, feu M. de Malezieux, homme, qui joignait une grande imagination à une litterature immense, il me dit: vous entreprenez un ouvrage, qui n'est pas fait pour notre nation; les François n'ont pas la tête epique.

Voltaire, Essai sur la Poesie epique, chap. 9.

Wenn aber eine von den Lieblingsfiguren einer solchen Person zugleich mit diesen Statüen auf der Erde herumgeführt würde; so würde, glaube ich, die allgemeine Stimme des menschlichen Geschlechts ihr Urtheil nicht rechtfertigen. Die Homerische Einfalt der Sitten mag einem Terrasson, oder Chesterfield anstößig seyn; allein sie werden immer dem allgemeinen Geschmack gefallen, weil sie an sich selbst mahlerischer sind, als irgend eine Art von künstlichen Sitten nur seyn kann, und am meisten mit den Begriffen vom menschlichen Leben übereinstimmen, die unsrer Seele am gewöhnlichsten und vertrautesten sind.

Man denke nicht, als wenn ich für die Meinungen derjenigen Philosophen partheiisch eingenommen wäre, die die Lebensart des Heldenzeitalters oder gar des Zustandes der Wildheit für moralisch besser als die unsrige halten; oder daß ich die Tugenden und die Art zu urtheilen unsers Zeitalters meinte, wenn ich von einigen Theilen und Seiten der äußern Verzierung mit Verachtung rede. Unsere Kleider und Stellungen sind vielleicht nicht so gefällig, als sie seyn könnten; das ist aber nicht unsere Schuld, sondern hängt von Ursachen ab, die wir nicht in unsrer Gewalt haben. Eben

dieses vermindert die Tugend eines rechtschaffenen Mannes so wenig, als die höchste äußere Zierlichkeit einen bösen Menschen verbessern kann: es ist auch eben so wenig ein Beweis von unserm schlechten Geschmack, als die Rauhigkeit unsrer Sprache, oder die Kälte unsers Himmelstrichs. Als Moralist schäzt man den Werth der Dinge dieses Lebens nach ihrem Einflusse in ein künftiges; allein hier rede ich als Kunstrichter, und beurtheile Dinge nach ihren Wirkungen in den schönen Künsten. Die Dichtkunst, als ein Werkzeug des Vergnügens, giebt solchen Dingen den Vorzug, die am meisten Mannichfaltigkeit besizen, und am mächtigsten auf unser Herz und unsere Gefühle wirken; und als eine Kunst, die mehr durch Beispiele als Lehren unterrichtet, muß sie sowohl schlechte als gute, sowohl tugendhafte als lasterhafte Charaktere darstellen. Ich gebe gerne zu, daß Wilde und Helden, dergleichen Homer schildert, gesunder schlafen, als wir; daß sie mit stärkerer Begierde essen und trinken, und vielleicht auch fechten, als die jezigen Bewohner von Europa; daß sie uns an Stärke, Behendigkeit und andern körperlichen Geschicklichkeiten übertreffen; mit einem Worte, daß sie in Ansehung ihrer thierischen Natur vollkommner sind, als wir; daß sie ferner eben des-

wegen, weil sie dem Zwange der Tugend und des Wohlstandes weniger unterworfen sind, ein lebendigeres Gemälde der unversteckten Kräfte und Thätigkeiten der menschlichen Seele darbieten; allein ich behaupte zugleich, daß verfeinerte Sitten und Lebensart, der Menschenliebe, Frömmigkeit und Selbstbeherrschung viel günstiger sind: Tugengenden, die die Ehre christlicher Charaktere und die höchste Vollkommenheit unsrer Natur, als vernünftiger und unsterblicher Wesen, ausmachen. Ich würde daher den ersten und ältesten Zustand der Menschheit als den besten Vorwurf der epischen und tragischen Dichtkunst vorziehen; doch muß ein jeder denkender Mann, in allem übrigen Betrachte, dem Stande der Ausbildung, sowohl wegen des größern Maaßes von Glückseligkeit, das er uns in diesem Leben verschafft, als auch in Ansehung der Folgen für eine andere Welt, den Vorzug geben.

Viertes Kapitel.

Dieselbige Untersuchung fortgesezt: von dichterischen Charakteren.

Horaz scheint zu glauben, daß eine hinlängliche Kenntniß der praktischen Philosophie einen Schriftsteller in den Stand seze, einem jeden dichterischen Charakter die ihm anpassenden Eigenschaften und Pflichten auszutheilen (Ar. Poet. v. 309-316.). Dieser Grundsaz mag wahr seyn, in so fern Unterricht und Sittenlehre die Absicht des Dichters ist; er kann aber nicht auf die Entwerfung dichterischer Charaktere überhaupt ausgebreitet werden: denn die innigste Bekanntschaft mit aller Moralphilosophie, die jemals gelehrt und erfunden worden, würde Blackmore nicht geschickt gemacht haben, solche Charaktere zu zeichnen, als Homers Achilles, Shakespears Othello, oder Satan im verlornen Paradiese sind. Zu einer gewissen Kenntniß der genannten Wissenschaft muß nothwendig eine ausgebreitete Kenntniß der Menschen, eine warme erhöhte Einbildungskraft, und das gefühlvollste Herz hinzukommen, wenn ein Genie entstehen soll, das einer so schweren Arbeit gewachsen ist. Horaz empfand die Gefahr, einen neuen Charakter in die Dichtkunst einzuführen, so sehr,

daß er selbst von einem solchen Versuch abschreckt, und dem Dichter vielmehr anräth, seine Personen entweder aus alten Schriftstellern, oder der Ueberlieferung zu nehmen. (v. 119-130.)

Das Ideal eines guten rechtschaffenen Mannes zu bilden, und einen großen dichterischen Charakter zu erfinden, sind zwey sehr verschiedene Dinge, so sehr sie auch von einigen neuern Kunstrichtern miteinander verwechselt zu seyn scheinen. Das erstere ist einem jeden leicht, der mit den Pflichten des Menschen und des Lebens gehörig bekannt ist; das leztere ist vielleicht unter allen Arbeiten des menschlichen Geistes die allerschwerste; so schwer, daß, ungeachtet sie von vielen unternommen worden, doch Homer, Shakespear und Milton fast die einzigen sind, die sie glücklich ausgeführt haben. Die vollkommensten oder tugendhaftesten Charaktere sind für und in der Dichtkunst nicht die besten. Es scheint ausgemacht zu seyn, daß die Gottheit in die Maschinerie der dichterischen Fabel nicht eingeführt werden darf. Ihr Worte und Handlungen von unsrer eigenen Erfindung zuzuschreiben, ist, meinem Urtheile nach, unschicklich: denn eine Beschreibung, von der man weiß, daß sie nothwendig unendlich weit unter dem beschriebenen Gegenstande zurückbleibt und zurückbleiben muß, kann unmöglich die menschliche Seele nur einigermaßen

befriedigen *). Dichtkunst ist, den Urtheilen der besten Kunstrichter zufolge, eine Nachahmung menschlicher Handlungen, und deswegen müssen dichterische Charaktere, so erhaben sie auch seyn mögen, immer einen gewissen Antheil von menschlichen Leidenschaften und Gebrechen haben. Ohne die Schwachheiten und Laster einiger Hauptpersonen würde die Iliade weder so interessant, noch so lehrreich seyn: — die rührendsten und handlungreichsten Theile der Aeneide sind diejenigen, worinn die Wirkungen und Folgen einer

*) Es ist eine gewissermaßen angenehme Beschäftigung, zu beobachten, was für verschiedene Begriffe unsere Dichter sich von der Art zu reden gemacht haben, die der göttlichen Natur am angemessensten wäre. Cowley, in seiner Davideis, führt die Gottheit in Alexandrinischen Versen redend ein, unstreitig in der Meinung, daß ein Vers von sechs Füßen mehr Würde, als ein fünffüßiger habe. Brown hingegen, in seiner Heilung Sauls, läßt sie in gereimten dreisylbigten Versen reden. Und der Verfasser der Proexistenz, eines Gedichts, in Dodsleys Sammlung, hält es für schicklicher, daß das höchste Wesen das Schicksal der Welt in einer Rede festseze, die majestätisch klang, und aller Hofetiquette der Fürsten der Erde entgegengesezt sey, u. s. w.

unerlaubten Leidenschaft beschrieben werden. *) — das unterrichtendste Trauerspiel, was jemals geschrieben worden, Shakespears Macbeth, gründet sich auf die scheußlichsten Verbrechen; und wenn Milton in seinen Plan nicht den Fall unsrer ersten Eltern sowohl, als ihre Unschuld aufgenommen hätte; so würde sein göttliches Gedicht vieles von seinem Pathos verloren haben, und könnte nicht, was es jezo ist, ein solcher Schaz wichtiger Kenntnisse geworden seyn, dergleichen kein andrer unerleuchteter Schriftsteller jemals in einem so kleinen Raum zusammengefaßt hat. Die Tugend ist, gleich der Wahrheit, einförmig und unwandelbar. Wir können die Parthey voraussehen, die ein rechtschaffener Mann unter gewissen gegebenen Umständen nehmen wird; und eben deswegen müssen die Begebenheiten, die von einem solchen Manne abhängen, weniger überraschend seyn, als andere, die aus Leidenschaft entspringen, deren Veränderungen zum voraus zu bestimmen, oft unmöglich ist. Aus dem Jähzorne des Achilles entstehen in der Iliade viele große Begebenheiten, die alle nicht Statt gefunden hätten, wenn er entweder, wie Ulyß, ruhig und vorsichtig, oder fromm und patriotisch, wie Aeneas, gewesen wäre. Die

*) Diese Note stehet hinter diesem Kapitel.

Verwerfung der Anerbietungen Agamemnons, im neunten Buche, entsteht aus der Heftigkeit seiner Rache: — seine Nachgiebigkeit gegen die Bitten des Patroklus, im sechszehnten Buche, aus der Heftigkeit seiner Freundschaft, (wenn ich so reden darf) die seiner Nachbegierde entgegen wirkt: — die Auslieferung des Leichnams des Hektors an den Priamus, aus der Stärke seiner kindlichen Liebe für seinen alten Vater, und der Ehrfurcht gegen den Befehl Jupiters, die beide seiner Traurigkeit über den verlornen Freund und seinem Durst nach Rache entgegenarbeiten. — Ueberdem ist es für uns zu peinlich, Leiden zu sehen, wenn wir nicht einen gewissen Grad von Laster wahrnehmen: und die Dichtkunst also würde nicht länger auf eine angenehme Art auf unsere zärtern Gefühle wirken können, wenn sie nur allein tugendhafte Charaktere darstellte. Und so wie im Leben Uebel, zu unsrer sittlichen Prüfung, und die Möglichkeit zu irren, zur Verbesserung unsers Verstandes nothwendig sind; eben so sind böse oder vermischte Charaktere nüzlich, den guten so viel Gegensaz oder Widerstand zu verschaffen, als zur Entwickelung und Uebung ihrer Tugend erfordert wird.

Unterdessen müssen alle diejenigen Personen, bey deren Schicksalen der Dichter will, daß wir uns intereßiren sollen, liebenswürdige oder große

Bewunderung erregende Eigenschaften besitzen, wodurch sie unsrer theilnehmenden Achtung empfohlen werden. Vielleicht liegt die größte Schwierigkeit der Kunst darinn, diejenigen Fehler, die der Dichter seinen Helden zu geben für gut findet, auf eine geschickte Art mit solchen sittlichen, verständlichen oder körperlichen Vollkommenheiten so zu vermischen, daß sie in uns Achtung, Mitleiden und Bewunderung erzeugen, ohne unsern Abscheu des Lasters oder Liebe der Tugend zu vermindern. In den meisten unsrer Erzählungen und Romane, und in vielen unsrer Lustspiele ist unglücklicherweise der Held des Stücks so einnehmend, daß er uns geneigt macht, gegen alle Theile seines Charakters, die guten sowohl als schlimmen, nachsichtig zu seyn. Ein großer Meister aber versteht die Kunst, unsrer Empfindlichkeit die gehörige Richtung zu geben, und ohne die geringste Verkehrung unsrer Kräfte, oder eine nachtheilige Vermischung des Rechts und Unrechts, dieselbige Person zu einem Gegenstande ganz verschiedener Rührungen, des Mitleidens und Hasses, der Bewunderung und des Abscheus zu machen. Wer bewundert und schäzt Macbeth nicht hoch, wegen seiner Tapferkeit und Großmuth? Wer bedauert ihn nicht, wenn er von allen Schrecken einer schwangern furchtbaren Einbildungskraft, einer

abergläubischen Gemüthsart, und eines erwachten Gewissens belagert wird? Wer verabscheut ihn nicht als ein Ungeheuer von Grausamkeit, Verrätherey und Undankbarkeit? Seine guten Eigenschaften, indem sie uns näher zu ihm hinziehen, machen uns gleichsam zu Augenzeugen seines Verbrechens, und erregen in uns ein Mitgefühl seiner Reue; und eben daher hat sein Beispiel einen mächtigen Einfluß sowohl auf die Erhöhung unsrer Tugendliebe als auf die Stärkung unsrer Seele gegen verbrecherische Eindrücke und Regungen; da wir hingegen, wenn er dieser guten Eigenschaften beraubt gewesen wäre, an seinen Schicksalen entweder gar keinen, oder doch nur einen geringen Antheil würden genommen haben. Sein Beispiel würde alsdann von nicht viel größerm Gewichte für uns gewesen seyn, als das eines Räubers, von dem wir weiter nichts wissen, als daß er gerichtet, verurtheilt und abgethan worden. — Satan im verlornen Paradiese ist ein Charakter, der durch die stärkste Beurtheilungskraft ist entworfen und erhalten worden. Die alten Dämonen, Hekate, Tisiphone, Alekto, Megära, sind Gegenstände eines ungemischten und ungemilderten Abscheus. Tityus Enceladus und deren Brüder sind durch nichts als Gottlosigkeit, Häßlichkeit und scheußliche ungeheure Größe merkwürdig; Pluto ist, am

gelindesten davon zu urtheilen, eine ganz unbedeutende Person; Mars, ein rauher Balger; Tassos Beherrscher der Hölle, ein häßliches Ungeheuer; allein in Miltons Satan werden wir gezwungen, die Majestät des gefallenen Erzengels in eben dem Augenblick zu bewundern, in welchem wir die unüberwindliche Bosheit des Erzfeindes verabscheuen. Unter allen dichterischen Charakteren aber scheint mir der Homerische Achill der glücklichste und vollendetste *). Die Nüzlichkeit dieses Charakters von der moralischen Seite betrachtet, ist einleuchtend; man kann ihn selbst als die Quelle alles Lehrreichen der ganzen Iliade ansehen. — Hätte

*) Ich sage, der Homerische Achilles. Neuere Schriftsteller haben den Charakter dieses Helden herabgewürdigt, indem sie alle Theile seines Leibes, die Fußsohle ausgenommen, als unverwundbar annahmen. Ich weiß nicht, wie oft ich dieses schon als eine von Homers Ungereimtheiten habe anklagen hören. Allein Homer läßt seinen Helden, wie andere Menschen, sowohl dem Tode als Verwundungen unterworfen seyn. Um allen Mißdeutungen über diesem Punkt vorzubeugen, läßt er ihn von der Lanze des Asteropäus in dem Gefechte nahe am Skamander im Arme verwundet werden. Il. XXI. v. 161-168. Wenn doch diejenigen, die ihn tadeln und anklagen, nur seine Werke lesen wollten!

nicht die edle, aber stürmische Gemüthsart des Achilles ihn bewogen, den Wahrsager Kalchas gegen den Agamemnon zu beschüzen, und nach der empfangenen Beleidigung von dem Haupte der Griechen, die gemeinschaftliche Sache dieses Heers eine Zeitlang zu verlassen; — so würden die schrecklichen Wirkungen von Uneinigkeit unter Verbündeten und eines eigensinnigen oder tyrannischen Verfahrens eines Regenten oder Befehlshabers, nicht die Hauptlehre von Homers Gedicht geworden seyn. Eben so wenig könnten Hektor, Sarpedon, Aeneas, Ulysses und die übrigen Helden Gelegenheit gefunden haben, ihre Tugenden zu zeigen, und sich der Hochachtung und Nachahmung der Leser zu empfehlen.

Diejenigen, die Achill nach der unvollkommnen Zeichnung beurtheilen, die Horaz von diesem Helden in seiner Dichtkunst gegeben hat, (v. 121. 122.) und ihn also als eine verabscheuungswürdige Zusammensezung von Jähzorn, Rachsucht, Wildheit, Eigensinn und Stolz betrachten; diese können niemals in Homers Absichten eingehen, noch auch von seiner Erzählung recht gerührt werden. Alle diese Laster finden sich unstreitig in einem gewissen Grade im Achill beisammen; sie sind aber auch mit Eigenschaften von einer ganz

andern Art verbunden, die ihn zu einem höchst interessanten Charakter, und die Iliade zu einem eben so interessanten Gedichte machen. Jeder Leser verabscheut die Fehler dieses Helden, und doch muß eben dieser Held einem aufmerksamen Leser des Homers ein Gegenstand der Hochachtung, Bewunderung und des Mitleidens seyn; er hat nämlich viele gute sowohl als böse Neigungen, und ist gleich heftig in allen: — er besizt ferner keine einzige Tugend und nicht ein einziges Laster, das der Dichter nicht auf eine bewundernswürdige Art in dem Entwurf seines ganzen Werks, und zum Fortgange und Vollendung der Handlung so gebraucht hätte, daß der Held der Iliade, als eine dichterische Person betrachtet, weder größer noch kleiner, weder besser noch schlechter, sondern gerade das wurde, was er seyn sollte. — Er zeichnet sich allenthalben durch Abscheu vor Unterdrückung, durch eine edle und erhabene Seele, durch Ruhmbegierde, Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit aus. Er ist meistens aufmerksam auf die Pflichten der Religion, und freundlich und gefällig gegen einen jeden, solche ausgenommen, die ihn beleidigt haben; seinem Pflegevater Phönix bezeugt er kindliche Liebe, und hat nicht allein mit dem Elende seines Feindes Priamus Mitleiden, sondern reicht ihm auch den linderndsten Trost dar, den des guten Homers

Religion nur geben konnte. Ungeachtet er kein Bewunderer der Sache ist, worein sein ungünstiges Schicksal ihn verflochten hatte; so hat er doch eine warme Vaterlandsliebe, und seine Ehrfurcht gegen seinen alten Vater, und seine Freundschaft für den Patroklus ist eben so feurig, als seine Rachsucht. Er ist nicht üppig, wie Paris; nicht bäurisch, wie Ajax; Sorgfalt für seine Person ist eines Fürsten, und seine Vergnügungen eines Helden würdig. Zu allen diesen füge man noch als eine Entschuldigung seines heftigen Zorns hinzu, daß die Beleidigung, die er empfing, nach den Begriffen der damaligen Zeit, die blutigste von der Welt, und nicht allein unverdient war, sondern auch von Seiten des Agamemnons die gröbste Unempfindlichkeit gegen Verdienst, und eine stolze, eigennüzige, undankbare und tyrannische Gemüthsart verrieth. Ungeachtet er oft auf eine unverzeihliche Art wüthet; so muß man ihm doch auch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er von Natur nicht grausam war *), und daß die

*) Man sehe Iliade XXI. 100. XXIV. 485-673. — In der ersten Stelle erklärt Achill selbst, daß er vor dem Tode des Patroklus oft das Leben seiner Feinde geschont, und Vergnügen darinn gefunden habe. Es ist sonderbar, daß dieses in Popens Uebersezung übergangen worden ist.

wildesten Ausbrüche seines Zorns so beschaffen sind, als man sie in jenen rohen Zeiten von einem Mann von unbezwingbarem Muth und Stärke erwarten konnte, wenn er durch Beleidigungen gereizt, oder durch Traurigkeit außer sich gesezt war. — Der Anspruch unsers Helden auf die Bewunderung der Menschheit ist außer allem Streit. Jeder Theil seines Charakters ist erhaben, und Staunen erregend; in Ansehung seiner Person ist er der stärkste, schnellste und schönste der Griechen; — ungeachtet dieser lezte Vorzug von uns nicht bemerkt wird, da er zu klein ist, als daß er die Aufmerksamkeit einer so großen Seele auf sich ziehen sollte. Das Verhängniß hatte es in seiner Gewalt gelassen, vor Endigung des Krieges in sein Vaterland zurückzukehren, oder im Lager vor Troja zu bleiben. Wählte er das erstere, so konnte er sich Ruhe und Glückseligkeit bis ins höchste Alter versprechen; wählte er hingegen das leztere, so sollte er in der Blüthe seiner Jugend fallen, die Liebe zu seinem Vater und Vaterlande, nicht weniger der Haß gegen den Agamemnon, zogen ihn mächtig zum ersten Entschlusse hin; allein die Begierde, den Tod seines Freundes zu rächen, ließ ihn das leztere mit allen seinen Folgen wählen. Hier zeigt sich zugleich die Größe seines Muths, die Wärme seiner Freundschaft, und die Heftigkeit seiner Leiden-

schaften; und eben diese sind es auch, was ihn so oft und so nachdrücklich dem Mitleiden und der Bewunderung des aufmerksamen Lesers empfehlen. — Die Größe seiner Heldenseele erhebt sich aber nicht blos über die Schrecken des Todes, sondern auch über die Schrecken von Wundern, und zwar von der fürchterlichsten Art. Ich habe hier die Rede seines Pferdes Xanthus, am Ende seines neunzehnten Buches, und sein Betragen bey dieser Gelegenheit im Sinn; und ich nehme mir hier die Freiheit, mich ein wenig über diesem Zufall auszubreiten, sowohl in der Absicht, Homeren zu rechtfertigen, als um den Charakter des Achills ins Licht zu sezen.

Der Zufall ist unstreitig wunderbar, und sogar von den Lobrednern des Homers getadelt worden: mir hingegen, der ich nicht an die Untrüglichkeit des großen Dichters glaube, scheint er nicht allein verzeihlich, sondern auch wichtig und vortheilhaft. Daß dieses Wunder wahrscheinlich genug sey, um im Homerischen Gedichte einen Plaz zu verdienen, ist von Madame Dacier hinlänglich gezeigt worden. Es ist die Wirkung der Macht der Juno, die wir hier nicht verwerfen können, wenn wir sie in andern Theilen des Gedichts anerkennen. Sowohl in der fabelhaften Geschichte der Griechen, als in der wirklichen der Römer finden sich ähnliche

Fabeln, die vormals nicht wenig Glauben fanden. Aber weder M. Dacier, noch irgend ein andrer Ausleger, der mir bekannt ist, hat die Schicklichkeit, womit es gerade an dieser Stelle eingeführt worden, oder dessen Nuzen in der Erhöhung unsers Begrifs von diesem Helden bemerkt. — Patroklus war erschlagen, und Achill, der die vom Agamemnon empfangene Beleidigung vergessen hatte und vor Rache und Traurigkeit außer sich war, eben im Begrif, in die Schlacht zu rauschen, um seine Wuth am Hektor und den Trojanern zu sättigen. Dies war der entscheidende Augenblick, von welchem sein künftiges Schicksal abhing. Er hatte es noch immer in seiner Gewalt, sich zu entfernen, und zu seinem geliebten Vater und in sein theures Vaterland mit der gewissen Hofnung zurückzukehren, ein langes, glückliches, wiewohl unrühmliches Leben zu führen; wagte er sich hingegen aufs Schlachtfeld, so konnte er seines Freundes Tod an seinem Feinde rächen, sein eigenes Leben aber war auch unvermeidlich verloren. So wollte es das Verhängniß, dessen Schluß ihm nicht unbekannt war. Es wäre aber gar nicht zu verwundern gewesen, wenn ein so heftiger Mann alles dieses, während der aufs höchste gestiegenen Wuth und Traurigkeit, vergessen hätte. Sein Pferd also, das zu diesem Endzwecke von der Juno

auf eine wundervolle Art ausgerüstet wurde, drückt erst in stummer Geberde seine zärtlichste Theilnehmung an der Lage seines Herrn aus, öfnet dann seinen Mund, und verkündigt ihm in menschlicher Sprache sein herannahendes Schicksal. Furcht des Todes und Schrecken von Wundern sind ganz verschiedene Dinge, und ein muthvoller Mann, wenn er gleich von der erstern unüberwältigt bleibt, kann doch vielleicht von den leztern niedergeworfen werden. „Ich habe," sagt Addison, „einen „Soldaten gekannt, der muthig in eine Bresche „einmarschirte, und sich vor seinem eigenen Schat„ten fürchtete: der vor einem kleinen Knarren „seiner Thüre erblaßte, und den Tag vorher „furchtlos den Feind hinter einer Batterie ange„griffen hatte." (der Zuschauer, Nr. 12.) — Achilles aber, von dem wir schon wissen, daß er nichts menschliches fürchtete, zeigt uns auch, was wir noch nicht wußten, und unsern Begrif von seiner Tapferkeit nothwendig in uns erhöhen muß, daß er weder durch die Aussicht auf einen unvermeidlichen Untergang, noch auch durch die furchtbarsten Wunder in Schrecken gesezt oder bewegt wird. Popens Uebersezung ist an dieser Stelle dem Original, wo nicht vorzuziehen, doch wenigstens gleich, auf die ich daher die Leser verweise.

Es ist ein Beweis sowohl von der reichen fruchtbaren Phantasie, als der richtigen Beurtheilungskraft des Homers, daß er in alle seine schlimme Charaktere einige gute, und in alle gute, einige böse Eigenschaften einmischt. — Agamemnon, seines Stolzes ungeachtet, ist ein geschickter Heerführer und ein tapferer Mann, der auch als ein solcher von dem größten Theile des Heers geschäzt wird. — Paris, so weibisch und eitel er auf Puz und seine Person ist, besizt dennoch Gutherzigkeit, kann Vorwürfe ertragen, ist nicht ohne Muth, und in der Musik und andern gefälligen Geschicklichkeiten sehr geübt. — Ajax ist ein riesenmäßiger Krieger; furchtlos mehr aus Unempfindlichkeit gegen die Gefahr und aus Zutrauen auf seine schweren Waffen und Rüstung, als aus irgend einem edlen Bewegungsgrunde; stolz und rauh; ein Vernachläßiger der Götter, wiewohl kein erklärter Verächter derselben *); und doch findet sich in seinem Betragen

*) Seine rohe natürliche Einfalt erhellt aus der kurzen, aber berühmten Anrede an den Jupiter, im neunzehnten Buch, als eine übernatürliche Finsterniß ihn hinderte, die Feinde und sein eigenes Volk zu sehen. Dieses Gebet scheint mehr die Wirkung des Unwillens, als der Gottesfurcht und des Patriotismus zu seyn. Pope giebt ihm eine viel feier-

eine gewisse Offenherzigkeit und ungekünstelte Aufrichtigkeit, die ihm allerdings unsere Hochachtung verdient. Er ist stets bereit, seinen Landsleuten beizustehen, denen er auch in manchen gefährlichen Vorfällen wichtige Dienste leistet. — Selbst den Charakter der Helena, ihrer Fehler und des mannichfaltigen Unglücks ungeachtet, wovon sie die strafbare Ursache ist, hat Homer unserem Mitleiden, und selbst unserer Liebe zu empfehlen gewußt. Und dieses thut er, ohne im geringsten das Verbrechen des Paris zu verkleinern, von welchem die Hauptpersonen des Gedichts mit dem verdienten Abscheu reden. Sie ist so reuig, so bereit, bey jeder Gelegenheit ihr ehmaliges Betragen zu tadeln, so liebreich gegen ihre Freunde, so empfindlich gegen jedermanns Verdienst, und übrigens ein so vollkommnes Weib, daß sie dem Leser eben sowohl, als den weisen Alten von Troja Bewunderung abzwingt. — Menelaus, so sehr er die empfangene Beleidigung auch fühlt, ist doch ein gutartiger, mäßiger und milder Mann, ein tapferer Krieger und zärtlicher Bruder. Er hat aber zugleich in seiner Zusammensezung eine gewisse

lichere Wendung, als es nach den Worten des Homers und dem Charakter des Redenden haben sollte.

Dosis von Eitelkeit, und denkt zu vortheilhaft von seinen eigenen Fähigkeiten, ohne doch die Verdienste anderer zu verkennen oder zu verkleinern. — Priamus würde unbegränzte Hochachtung und Mitleiden verdienen, wenn er nicht, bis zum äußersten Untergange seines Volks und seiner Familie, den Einfällen und Verbrechen des Unwürdigsten unter allen seinen Kindern auf eine so unverzeihliche Art nachsähe. Madame Dacier sezt voraus, daß er sein Ansehen verloren hatte, und sich in die Zeit schicken mußte; allein davon finde ich keine Spur: im Gegentheil scheint er und sein nichtswürdiger Liebling Paris die einzigen Personen von Ansehen in Troja gewesen zu seyn, die sich der Auslieferung der Helena widersezt haben. Priamus Schwachheit, (wenn man ihr anders einen so gelinden Namen geben darf,) so tadelnswerth sie auch ist, ist doch nicht ungewöhnlich, und hat im gemeinen sowohl als öffentlichen Leben schon oft mannichfaltiges Uebel erzeugt. Die Schrift giebt davon ein merkwürdiges Beispiel in der Geschichte des guten alten Eli. — Sarpedon nähert sich einem vollkommnen Charakter mehr, als irgend einer von den übrigen Helden; allein die Zeit seiner Wirksamkeit ist nur kurz. Es ist ein Charakter, den man in so rohen Zeiten schwerlich erwartet hätte: ein unumschränkter Prinz, der sich selbst als eine öffentliche

Person ansieht, die das Volk um des öffentlichen Besten willen erwählt habe, und der sich deswegen durch Ehre und Dankbarkeit verbunden glaubt, zum Muster zu dienen, und sich zu bemühen, seine Unterthanen eben so sehr an Tugend und Tapferkeit, als am Range und Ansehen zu übertreffen. — Hektor ist der Liebling eines jeden Lesers, und zwar mit Grunde. Er verbindet mit der ächtesten Tapferkeit die großmüthigste Vaterlandsliebe. Er verabscheut das Verbrechen des Paris; da er aber doch dem Kriege nicht vorbeugen kann, so hält ers für seine Pflicht, sein Vaterland, seinen Vater und König bis aufs äußerste zu vertheidigen. Er sieht eben, wie Achilles, seinen eigenen Tod vorher, und eben dieses erhöht unser Mitleiden, und die Bewunderung seiner Seelengröße. In allen Verhältnissen des häuslichen Lebens, als Sohn, als Vater, Gemahl und Bruder, ist er im höchsten Grade liebenswürdig, und er unterscheidet sich von allen übrigen Helden durch eine gewisse Zartheit seiner Empfindungen, durch ein gefälliges Betragen und durch eine fromme Beobachtung der Pflichten seiner Religion. Einen Zug seines Charakters, der eine große und empfindliche Seele sehr stark ausdrücket, lernen wir aus den Klagen der Helena über seinen Leichnam: daß er fast die einzige Person in Troja gewesen

sey, die ihr mit Freundlichkeit begegnet, und niemals das geringste beleidigende Wort gesagt habe; der endlich niemals die Vorwürfe, die andere ihr gemacht, angehört habe, ohne jene deswegen zu tadeln. Ein kleiner Hang zum Stolz, (der aber in einem Oberbefehlshaber sehr verzeihlich ist,) und vorübergehende Anwandlungen von Furchtsamkeit, sind die einzigen Flecken, die man in diesem Helden bemerkt, dessen Bild Homer mit einer vorzüglichen und theilnehmenden Aufmerksamkeit entworfen zu haben scheint. Es muß uns gewiß einen vortheilhaften Begrif von dem guten alten Barden sowohl, als von der menschlichen Natur geben, daß eben die Person, die vor drey Jahrtausenden als ein Muster von männlicher Tapferkeit und Heldentugend geliebt und bewundert wurde, noch immer der Gegenstand der Liebe und Bewunderung der aufgeklärtesten Völker ist. Dies ist ein entscheidender Beweis, daß, aller der endlosen Verwandlungen und Umwälzungen menschlicher Dinge ungeachtet, der Verstand und die moralischen Gefühle der Menschen in allen Zeitaltern ohngefähr dieselbigen geblieben sind, und daß die Kräfte, wodurch wir Wahrheit und Tugend unterscheiden, eben sowohl wirkliche Bestandtheile unsrer Natur, und eben so wenig dem Eigensinn der Mode unterworfen sind, als unsere Liebe zum Leben, oder der Sinn des

Gesichts und Gehörs, oder endlich unsere Begierde nach Speise und Trank. Richtigkeit des moralischen Sinns, und Gefühl von Menschlichkeit und Gutartigkeit sind in diesem bewundernswürdigen Dichter vorzüglich sichtbar: und seine Werke, wir mögen sie betrachten, aus welchem Gesichtspunkte wir wollen, entweder als Gemälde vergangener Zeiten, oder als einen Schaz von moralischer Weisheit, oder als einen Beweis der Größe und Kraft des menschlichen Geistes, oder als eine rührende und unterrichtende Schilderung unserer Seele, werden allemal unschäzbar bleiben.

Dadurch, daß der Dichter dem Hektor und einigen andern Trojanern so manche liebenswürdige Eigenschaften zuschreibt, intereßirt er uns für die Schicksale dieses Volks, ungeachtet er uns stets daran erinnert, daß sie die beleidigende und angreifende Parthey sind. Durch diese Mischung des Guten und Schlimmen, der Tugend und Schwachheit in der Zusammensezung aller seiner Charaktere macht er sie der wirklichen menschlichen Natur, wie wir sie sehen, annähernder und zu nüzlichern Beispielen unsrer Besserung; zu gleicher Zeit theilt er, ohne die Geseze der Wahrscheinlichkeit zu beleidigen, allen einzelnen Abschnitten seines Gedichts eine jede erforderliche Verschönerung, und

der ganzen Fabel Mannichfaltigkeit, Zusammenhang und Leben mit. Man bemerke ferner, daß, ungeachtet verschiedene seiner Charaktere sehr zusammengesezt sind, doch kein einziger aus unvereinbaren Eigenschaften bestehe: alle sind natürlich und wahrscheinlich, kurz, so beschaffen, dergleichen wir in unsern Bekanntschaften mit Menschen entweder wirklich gefunden zu haben, oder doch finden zu können glauben.

Durch eben diese ausgebreitete Kenntniß des Guten und Bösen, in allen ihren Formen und Verbindungen, ist Homer in den Stand gesezt worden, einen jeden Charakter eigenthümlich und von allen übrigen verschieden zu machen. Dies that er in einem solchen Grade, daß, wenn wir ans Ende der Iliade kommen, wir mit seinen Helden eben so genau, als mit den Gemüthsarten und Gesichtern unsrer vertrautesten Freunde bekannt sind. Virgil, indem er sich auf einige allgemeine Begriffe von Tugend und Tapferkeit einschränkte, hat aus seinen untergeordneten Helden eine recht gute Art von Leuten gemacht; sie sind aber alle von einerley Schlage, und wir kennen keinen einzigen von ihnen recht genau. Achates ist treu, und Gyas ist tapfer, und Cloanthes ist tapfer; dies ist alles, was wir davon sagen

können *). Wir sehen diese Helden in einer gewissen Entfernung, und haben einige Kenntniß von ihrer Bildung und Figuren; allein wir kommen

*) Ich kann unterdessen der Meinung derjenigen nicht beistimmen, daß gar nichts vom Charakter im Virgil sey. Turnus ist ein guter dichterischer Charakter, aber aus dem Homer entlehnt, und ein Achill in Miniatur. Mezentius ist gut gezeichnet und von des Dichters eigener Erfindung: — ein Tyrann, der zugleich mit Gottlosigkeit unerträgliche Grausamkeit und Stolz verbindet; aber unerschrocken im Felde, und mit einer liebenswürdigen Tugend geschmückt, die sich oft in den rohesten Seelen findet, mit der größten Zärtlichkeit für einen verdienstvollen Sohn. Im guten alten Könige Evander haben wir ein reizendes Gemälde von einfältigen Sitten, die durch Gelehrsamkeit geläutert, und durch Schwelgerey nicht verdorben sind. Dido habe ich schon untersucht. In der Camilla findet sich, denke ich, nichts, was man von einer weiblichen Kriegerinn nicht erwarten könnte; die Abentheuer ihres frühern Lebens sind wunderbar und interessant. Der Umstand, daß sie, als Kind, an einen Spieß gebunden, über einen Fluß geworfen worden, ist so sonderbar, daß er in der Geschichte oder Ueberlieferung gegründet gewesen zu seyn scheint. Etwas ähnliches erzählt Plutarch vom Könige Pyrrhus.

ihnen nicht nahe genug, ihre Züge zu unterscheiden, und alle Gesichter machen auf uns dieselbigen schwachen und zweideutigen Ausdrücke. Von Homers Helden hingegen wissen wir alle, auch die kleinsten Umstände. Wir essen, trinken, reden und fechten mit ihnen; wir sehen sie handeln und ruhen, im Felde, in ihren Gezelten und Häusern; — selbst mit der umliegenden Gegend von Troja scheinen wir uns so bekannt zu seyn, als wenn wir selbst da gewesen wären. Es finden sich unter diesen Helden ähnliche Charaktere, wie es in jeder Gesellschaft ähnliche Gesichter giebt; wir halten aber niemals einen für den andern. Nestor und Ulysses sind beide weise und beredt; allein die Weisheit des einen scheint die Wirkung der Erfahrung; die des andern die Wirkung des Genies zu seyn. Die Beredsamkeit des einen ist reich und einnehmend, aber nicht immer zweckmäßig, und artet bisweilen in Geschwäzigkeit aus; die des andern ist gedrungen, nachdrücklich, überredend, und mit einer besondern Bescheidenheit und Einfalt der Sitten begleitet. Homers Helden sind alle tapfer; ein jeder äußert aber seine Tapferkeit auf eine ganz eigenthümliche Art. Der eine ist tapfer aus Grundsäzen; der andere durch Temperament; dieser ist rasch, jener ist vorsichtig; einer ist heftig und eigensinnig; ein anderer auch heftig, aber

biegsam. Der eine ist milde, der andere grausam; dieser stolz und aufgeblasen, jener sanft und bescheiden; der eine ist eitel auf seine Person, ein anderer auf seine Stärke, ein dritter auf seine Abkunft. — Es würde langweilig seyn, eine vollständige Aufzählung zu machen. Fast eine jede Art von heroischem Charakter findet sich im Homer.

Das verlorne Paradies, ungeachtet es wahrhaftig episch ist, kann eigentlich kein Heldengedicht genannt werden. Die handelnden Personen nämlich sind nicht Helden, sondern Wesen einer höhern Art *). Der Plan des Dichters ließ es nicht zu, viel dergleichen in sein Gedicht einzuführen; allein die er einführt, sind vortreflich gezeichnet. Ich

*) Simson, im Agonistes, ist eine Art von heroischem Charakter, dergleichen sich nicht im Homer findet; er ist vortreflich gezeichnet, und eben so bewundernswürdig ausgeführt. Delila, in demselbigen Trauerspiel, ist vielleicht ein vollkommneres Ideal von einem reizenden, einschmeichelnden und nichtswürdigen Weibe, als irgend ein andrer Charakter in alten und neuen Dichtern.

habe schon vom Satan geredet, der das höchste gedenkbarste Ideal eines teuflischen Charakters ist. Alle übrige untergeordnete sind sehr gut vermannichfaltigt, und in jeder Verschiedenheit stark ausgezeichnet. Einer ist träge, ein anderer ist geizig, ein dritter sophistisch, ein vierter wüthend; und ungeachtet sie alle gottlos, und Gotteslästerer sind; so sind es doch einige auf eine schrecklichere und ausnehmendere Art, als andere. — Adam und Eva im Stande der Unschuld sind gut entworfene, und erhaltene Charaktere, und die verschiedenen Empfindungen und Gesinnungen, die aus der Verschiedenheit des Geschlechts entstehen, sind mit einer unnachahmlichen Feinheit und philosophischen Richtigkeit gezeichnet. Nach dem Fall läßt er sie ihre Charaktere beibehalten, solche Veränderungen ausgenommen, von denen man voraussezen kann, daß sie durch den Uebergang von Unschuld zu Schuld hervorgebracht worden. Adam behauptet immer seine vorzügliche Würde, und Eva ihre unterscheidende Liebenswürdigkeit, die wir im ersten Vater und der ersten Mutter des menschlichen Geschlechts erwarten können. — Unter den reinen heiligen Geistern sind Raphael und Michael gut charakterisirt: der eine durch Freundlichkeit und Wohlwollen gegen das menschliche Geschlecht,

der andere durch Majestät, aber eine solche, die mehr Ehrerbietung als Furcht einflößt. — Ungerne sezen wir hinzu, daß Miltons Versuch, immer noch höher zu fliegen, nur beweist, daß er sich schon so hoch erhoben hatte, als es der menschlichen Phantasie, ohne von einem höhern Lichte erleuchtet zu seyn, nur möglich ist.

Ich habe diese Materie von dichterischen Charakteren weitläuftiger untersucht, als ich die Absicht hatte, oder als es an dem gegenwärtigen Plaze nöthig war. Denn ich denke, daß es schon lange gehörig erwiesen war: — daß der Endzweck der Dichtkunst sey, zu gefallen, und daß also die gefälligste Dichtkunst die vollkommenste sey; — daß alles, was unnatürlich ist, kein Vergnügen geben kann, und daß also die Poesie mit der Natur übereinstimmen müsse; — daß, wenn sie nur allein mit der wirklichen Natur übereinstimmte, sie kein größeres Vergnügen geben würde, als die Geschichte, die eine Nachahmung oder ein Abdruck der wirklichen Natur ist; — daß wir aber größeres Vergnügen von ihr erwarten können, weil wir ihr eine größere Freiheit im Erdichten, und in der Wahl der Wörter erlauben; und daß folglich die Dichtkunst nicht mit der wirklichen, sondern mit

der bis zu einem solchen Grade verschönerten Natur übereinstimmen müsse, die aber doch immer wahrscheinlich bleibt, und den Absichten des Dichters entspricht *). — Und nur in dieser Bedeutung oder mit dieser Bestimmung nennen wie die

*) Cum mundus sensibilis sit anima rationali dignitate inferior, videtur Poesis haec humanae naturae largiri, quae historia denegat; atque animo umbris rerum utcunque satisfacere, cum solida haberi non possint. Si quis enim res acutius introspiciat, firmum ex Poesi sumitur argumentum, magnitudinem rerum magis illustrem, ordinem magis perfectum, et varietatem magis pulchram, animae humanae complacere, quam in natura ipsa, post lapsum, reperiri ullo modo possit. Quapropter cum res gestae, et eventus, qui verae historiae subjiciuntur, non sint ejus amplitudinis, in qua anima humana sibi satisfaciat, praesto est Poesis, quae facta magis heroica confingat. Cum historia vero successus rerum, minime pro meritis virtutum et scelerum narret; corrigit eam Poesis, et exitus, et fortunas secundum merita et ex lege Nemeseos, exhibet. Cum historia vera, obvia rerum satietate et similitudine, animae humanae fastidio sit; reficit eam Poesis, inexpectata, et varia et vicissitudinum plena canens. Adeo ut Poesis ista non solum ad delectationem, sed etiam

Dichtkunst eine Nachahmung der Natur. — Denn das, was wir eigentlich Nachahmung nennen, hat stets etwas in sich, was sich nicht im Original findet. Sind das Original und die Copey sich vollkommen gleich; findet sich nichts in der einen, was nicht im andern ist; so können wir jene eine Darstellung, einen Abdruck, eine Schilderung, ein Gemälde, aber niemals eine Nachahmung nennen.

ad animi magnitudinem et ad mores conferat. Quare et merito divinitatis particeps videri possit; quia animum erigit, et in sublime rapit; rerum simulacra ad animi desideria accommodando, non animum rebus, (quod ratio facit et historia) submittendo.

Baco de Augm. Scient. p. 168. *Lugd. Bat.* 1645.

(Seite 108.)

Ich ziele hier auf die Zerstörung von Troja, auf den Krieg mit dem Turnus, und auf die Verzweiflung und den Tod der Dido. Daß die erste durch eine ungesezmäßige Leidenschaft hervorgebracht wurde, ist bekannt. Ueber das Schicksal des Turnus und der Dido sey es mir erlaubt, einige Bemerkungen mitzutheilen.

1. Turnus ist ein tapferer und wackerer junger Prinz; allein sein Ungehorsam gegen den Willen des Jupiters, der ihm durch wiederholte Göttersprüche und Wunder so deutlich erklärt war, daß er ihn gar nicht verkennen konnte, (Aeneis VII. v. 104. 596.) und die daraus entstehende Hartnäckigkeit in der Behauptung seiner Ansprüche auf die Lavinia, die das Verhängniß zur Gemahlinn seines Nebenbuhlers bestimmt hatte, verwickelt ihn in einen Krieg, der sich mit seinem Tode endigt. Wir bedauren seinen Fall, von welchem er aber selbst sterbend die Gerechtigkeit anerkennt. Wäre er weniger liebenswürdig gewesen; so würden wir auch an seinem Schicksal weniger Antheil genommen haben. Wäre er noch tugendhafter gewesen; so würde der Dichter den Krieg in Italien ganz haben weglassen, oder auch durch Mittel und

Wege endigen müssen, die noch weniger wahrscheinlich gewesen wären, und den Trojanern, folglich auch Rom, noch weniger Ehre gemacht hätten. Gottesfurcht wird vom Virgil allenthalben als die erste und größte der menschlichen Tugenden empfohlen, welcher alle übrige Pflichten und Neigungen weichen müssen, wenn sie damit in Gegensaz kommen.

2. Die Liebe des Aeneas und der Dido ist von beiden Seiten tadelnswerth. Aeneas macht sich durch die Verbindung mit der unglücklichen Königinn, mit der er, wie er wußte, ohne gegen den Willen des Himmels ungehorsam zu seyn, nicht verbunden bleiben konnte, nicht nur eines Mangels von Gottesfurcht, sondern auch einer zeitigen Vernachläßigung der Pflicht schuldig, die er gegen sein Volk als Haupt und Führer zu erfüllen hatte. Dido hingegen, indem sie sich dem trojanischen Prinzen aufdringt, übertritt die heiligsten Gelübde, und handelt auf eine Art, von der sie wissen mußte, daß sie mit des Aeneas Schicksal unvereinbar war. Er hatte ihr nämlich gleich anfangs gesagt, daß er vom Verhängnisse dazu bestimmt sey, sich in Italien niederzulassen, und eine Tochter dieses Landes zu heirathen. (Aen. II. 787.) — Dido hat viele große und liebenswürdige Eigenschaften;

doch mischt der Dichter in ihren Charakter einige ungefällige Bestandtheile ein: unstreitig in der Absicht, um uns einigermaßen mit ihrem traurigen Ende auszusöhnen, hauptsächlich aber, um seinen Landsleuten eine genaue Schilderung des Volks zu liefern, das so lange der Gegenstand ihres Hasses und ihrer Eifersucht gewesen war. Ihre Liebe gegen den Aeneas ist unehrerbietig gegen die Götter, dem Aeneas und seinen Begleitern nachtheilig, und überdem noch unanständig an sich selbst. In Ansehung der Religion ist sie etwas freigeisterisch; ein beleidigender Umstand in einem Frauenzimmer, und der unserm frommen Dichter besonders anstößig gewesen seyn muß. Ihr Betragen, nachdem sie vom Aeneas verlassen war, so sehr es auch dem Charakter einer stolzen Prinzeßinn entspricht, die von einer mehr heftigen als anständigen Leidenschaft getrieben wurde, ist immer so beschaffen, als man es von der milden Natur und der Zartheit der Empfindungen nicht erwarten sollte, ohne welche ein Frauenzimmer nie wahrhaftig liebenswürdig seyn kann. Wenn wir den Wunsch für einen jungen Aeneas ausnehmen; so ist in allen ihren Drohungen und Klagen kaum eine Spur von weiblicher Zärtlichkeit zu finden. Stolz, Selbsthaß und Rache erfüllen ihre ganze

Seele, und löschen einen jeden andern Gedanken aus; und sie schließt ihr Leben mit einer Verfluchung, die sie mit einer ruhigen, aber fürchterlichen Feierlichkeit über den fliehenden Trojaner, sein Volk und alle seine Nachkommen ausspricht.

Virgil ist verschiedener Fehler wegen in der Anlage dieses Theils seines Gedichts angeklagt worden: ich weiß nicht, mit wie vielem Grunde. Er war nicht verbunden, seinen Charakteren eine untadeliche moralische Vollkommenheit zu geben. Der des Aeneas würde vielleicht, wenn er vollkommner gewesen wäre, dem Gedichte mehr Leben mitgetheilt haben; aber dann würde er nicht die Hauptabsicht des Dichters erfüllt haben, die Römer mit der Person und Regierung des Augustus auszusöhnen, von welchem man den Aeneas als ein dichterisches Vorbild ansehen muß. Dieser Held handelt durch seine Liebe und Verbindung mit der Dido allerdings auf eine Art, die seinem frommen und patriotischen Charakter widerspricht; sein Fehler ist aber ein menschlicher Fehler, und nicht ganz ohne mildernde Umstände. Wir müssen ferner den moralischen Werth oder Unwerth einer Handlung

nicht nach ihren Folgen beurtheilen, ausgenommen, wenn diese Folgen vorhergesehen sind. Aeneas wird aber nicht sobald durch den Merkur seines Fehltritts wegen getadelt, als er seiner Liebe zur Dido und dem Lande, das sie beherrschte, ungeachtet, zu seiner Pflicht zurückkehrt, und dadurch beweist, daß seine Liebe zarter und feiner, als die der Dido war. — Ist aber auch nicht der Fehltritt der Dido menschlich, und mit erleichternden Umständen begleitet? — Und wenn dies, ist alsdann ihre Strafe nicht größer, als ihr Verbrechen? — Wenn auch alles dieses zugegeben würde; so folgt hieraus noch nicht, daß Virgil zu tadeln sey. Die Dichtkunst würde, wenn sie stets die strengste vergeltende Gerechtigkeit ausübte, nicht mehr eine Nahahmung des menschlichen Lebens seyn, und würde uns, wenn alles so gienge, als wir wünschen, nicht länger rühren oder erweichen. In der That ist unerlaubte Liebe, auch zu allen Zeiten, mit schlimmern Folgen für das schwächere, als für das stärkere Geschlecht begleitet gewesen, nicht sowohl, weil sie in jenem unerlaubter ist, als in diesem, sondern damit das erstere durch die stärksten Bewegungsgründe des Interesse sowohl, als der Ehre und Pflicht dagegen ver-

wahrt; das leztere hingegen durch einen jeden Grundsaz des Gewissens, wie durch Mitleiden und Großmuth, eingeschränkt und zurückgehalten würde. Der Dichter giebt der Dido im Reiche der Schatten eine von den am wenigsten traurigen Lagen und Wohnungen in der Region des Trauerns; aus welcher sie, seinem System zufolge, (man sehe den Versuch über die Wahrheit 3ter Th. 2tes Kap.) nach den überstandenen nothwendigen Leiden oder Schmerzen der Reinigung ins Elysium übergieng, und die Seligkeiten dieser glücklichen Wohnungen tausend Jahre geniessen, und dann wieder auf die Erde zurückkehren sollte, um einen neuen Leib zu beleben, und Gelegenheit zu erhalten, sich zur Tugend und Glückseligkeit durch ihr Wohlverhalten zu erheben.

Nur solche Stellen oder Theile eines Gedichts sind tadelnswerth, die entweder der Absicht des Dichters widersprechen, oder an sich selbst unwahrscheinlich, unnatürlich, abgeschmackt und unmoralisch sind. Die Episode der Dido, wie Virgil sie ausgearbeitet hat, stimmt mit seiner Hauptabsicht vollkommen überein, weil sie seinen Helden in ein neues Licht sezt, und

seine persönlichen Vollkommenheiten in unsern Augen erhöht; — und muß den Römern besonders interessant gewesen seyn, weil sie die entfernteste Ursache der Eifersucht von Karthago, einer der wichtigsten Begebenheiten in ihrer ganzen Geschichte, anzeigt. Unnatürlich oder abgeschmackt kann man diese Episode auch nicht nennen: denn sie ist unstreitig das schönste Stück von Dichtkunst in der Welt. Die ganze Beschreibung der Liebe der Dido, in einer jeden Stuffe ihres Fortgangs, von ihrem ersten Anbeginn an bis zu ihrem kläglichen Ende, ist erhaben, harmonisch, natürlich, rührend und mahlerisch, in einem solchen Grade, der niemals erreicht worden ist, und auch niemals wird übertroffen werden. Wer endlich kann der Sittlichkeit einer Fabel Vorwürfe machen, die Gottesfurcht und Patriotism als die heiligsten Pflichten eines Beherrschers empfiehlt, und die schrecklichen Folgen weiblicher Unvorsichtigkeit, des Ungehorsams gegen den Willen des Himmels, der Verlezung der heiligsten Gelübde, und der Befriedigung unerlaubter Begierden mit den schrecklichsten Farben schildert?

Was den Antheil betrift, den Venus und Juno an der ganzen Sache haben, (wogegen

ich verschiedene Vorwürfe habe machen hören,) so muß man ihn als eine dichterische Figur ansehen, die zu den Zeiten des Virgils Wahrscheinlichkeit genug hatte, und so viel sagt, daß Dido in ihre unglückliche verliebte Verbindung mit dem Aeneas erst durch Liebe, und nachher durch Ehrgeiz verstrickt wurde. Man sehe ihre Unterredung mit der Schwester im Anfange des vierten Buchs. — Der Leser, der den Virgil so sehr liebt, als ich wünschte, daß er thun möchte, wird durch die Länge dieser Anmerkung nicht beleidigt worden seyn.

Fünftes Kapitel.

Fernere Erläuterungen, von der poetischen Ordnung und Plan.

Ich bemerkte vorher, daß die Begebenheiten der Dichtkunst mehr zusammengedrängt, in Ansehung der Ursachen und Wirkungen genauer verbunden, und in einer Ordnung dargestellt werden müßten, die der Einbildungskraft mehr schmeichelte, und die Leidenschaften stärker intereßirte, als die Begebenheiten der Geschichte gemeiniglich thun. — Dies verdient noch einige Erläuterung.

1. Einige Theile der Geschichte intereßiren uns stark, andere so wenig, daß wir geneigt seyn würden, sie ganz zu übergehen, wenn sie nicht für den Zusammenhang der Begebenheiten nüzlich wären. — Von einem Gedichte aber müssen alle Theile interessant seyn: — groß, um entweder Bewunderung oder Schrecken zu erregen; unerwartet, damit sie überraschen; rührend, um unsere zärtern Gefühle in Bewegung zu sezen; wichtig, durch die Richtung, die Fabel ins Licht zu sezen, oder einen menschlichen Charakter zu entwickeln; unterhaltend, durch die angenehmen Gemälde der Natur, die sie uns darstellen; oder wegen ihrer Wirksamkeit, unser Herz zu bessern. Und daher

muß der Dichter, wenn er ein episches oder tragisches Gedicht aus der Geschichte oder Ueberlieferung herausziehen will, einen jeden Umstand, eine jede Begebenheit weglassen, die nicht die eine oder die andere dieser Absichten befördert.

2. Einige Begebenheiten werden blos deswegen von der Geschichte aufbehalten, weil sie wahr sind, wenn auch gleich ihre Ursachen unbekannt, und ihre Folgen unbedeutend sind. Von allen dichterischen Begebenheiten aber müssen die Ursachen, der Glaubwürdigkeit wegen, offenbar, und die Wirkungen beträchtlich seyn, um ihnen Wichtigkeit zu geben.

3. Eine Geschichte kann so lang seyn, als es einem gefällt; so lange sie unterrichtend und wahr bleibt, ist sie immer eine gute Geschichte. Ein Gedicht hingegen muß nicht zu lang seyn: — erstlich, weil ein gutes Gedicht zu schreiben außerordentlich schwer ist, so schwer, daß ein sehr langes Gedicht ein zu langwieriges Werk für eines Menschen Leben, und ein zu mühsames für eines Menschen Kräfte seyn würde. Zweitens, weil man, um die Kunst des Dichters recht zu empfinden, eine deutliche Erinnerung der ganzen Fabel behalten muß, welches nicht möglich ist, wenn das Gedicht selbst zu lang ist; — und drittens, weil die Dichtkunst sich an die Einbildungskraft und Leidenschaf-

ten wendet, die nicht lange in einer heftigen Bewegung erhalten werden können, ohne die Seele in einen unangenehmen Zustand zu versezen, und selbst der Gesundheit des Körpers zu schaden. Es bedarf keines Beweises, daß durch diese drey Eigenthümlichkeiten der Dichtkunst ihre Reizungen und Kraft zu gefallen erhöhet, und folglich ihr Endzweck befördert werden.

4. Die Stärke einer Leidenschaft hängt theils von der Lebhaftigkeit des Eindrucks ihres Gegenstandes ab. Wir werden stärker von Leiden gerührt, die wir sehen, als von solchen, die wir blos hören; und unter mehrern Beschreibungen eines Gegenstandes werden wir am stärksten von derjenigen gerührt, die die lebhafteste ist. Ein jeder Gegenstand in der Dichtkunst, der auf die Leidenschaften wirken soll, muß mit lebhaften Farben geschildert, und so dargestellt werden, als wenn wir ihn mit unsern leiblichen Augen sähen; und eben deswegen muß der Dichter auf manche kleine mahlerische Umstände Acht geben, die von dem Geschichtschreiber vielleicht übersehen werden. Achill, wie er sich in seine Rüstung sezt, wird vom Homer mit einer Umständlichkeit beschrieben, welche langweilig oder unzweckmäßig scheinen würde, wenn es dem Dichter allein darum zu thun wäre, schlechtweg Fakta zu erzählen; da sie hingegen jezo eine

gute Absicht erfüllt, uns ein deutliches Bild von diesem fürchterlichen Krieger zu geben. Der Endzweck dichterischer Beschreibungen nämlich ist nicht dieser, Fakta zu erzählen, sondern zu mahlen *); nicht blos den Verstand zu unterrichten, und das Gedächtniß zu bereichern, sondern Leidenschaften zu erregen, und die Phantasie zu fesseln. Es darf deswegen nicht jede dichterische Beschreibung umständlich, oder eine jede umständliche lang seyn. Nichts hat eine schlimmere Wirkung, als zu lange, zu häufige und zu umständliche Beschreibungen. Ein Beweis davon ist die Davideide von Cowley: — und der Leser wird nie so sehr für einen Gegenstand intereßirt, als wenn er durch einige wenige gut gewählte Züge in Stand gesezt wird, eine große Anzahl anderer hinzuzudenken. Aus Virgils pulcherrima Dido, und dem darauf folgenden Gleichniß der Diana unter ihren Nymphen (Aen. I. 500.) kann unsere Einbildungskraft selbst ein vollkommneres Gemälde von weiblicher Liebenswürdigkeit und Würde zusammensezen, als Cowley oder Ovid in ihren ausgearbeitetsten Beschreibungen nicht liefern können. Ja es ist von den größten Kunstrichtern sehr wohl bemerkt worden, (Demet.

*) Diese Note stehet hinter diesem Kapitel.

Phaler. §. 266. und Burke über das Schöne und Erhabene,) daß in der Beschreibung großer Gegenstände eine gewisse Dunkelheit, nicht in der Sprache, sondern in dem Gemälde oder Bilde, das der Seele vorgehalten wird, oft eine glückliche Wirkung in der Hervorbringung von Bewunderung, Schrecken und andern Empfindungen, habe, die mit dem Erhabenen verbunden sind: so wie zum Beispiel die Hexen im Macbeth das Fürchterliche ihres Geschäfts beschreiben, wenn sie es in drey Worten ausdrücken: Eine That ohne Namen. — Aber nur ein großer Künstler weiß es zu unterscheiden, wenn er kurz und wenn er wieder umständlich in seinen Beschreibungen seyn muß; wo er seine Landschaft mit Sonnenschein erhellen, oder mit Ungewitter und Finsterniß bedecken muß. Um dieses zu thun, ohne die Erzählung in ihrem Fortgange ermatten zu lassen, oder in eine ungeheure Länge auszudehnen, — ohne uns von rührenden Gegenständen wegzureissen, ehe unsere Leidenschaften Zeit zu wirken haben, — oder unsere Aufmerksamkeit zu lange auf ihnen festzuhalten — ist es nothwendig, daß der Dichter die Handlung seines Gedichts auf eine kurze Zeit einschränke. Die Geschichte aber ist keinem andern Geseze, als dem Geseze der Wahrheit unterworfen, und kann, ohne sich einem

gerechten Tadel auszusezen, einen so langen Zeitraum umfassen, als sie will.

5. Der Ursprung der Völker, und die Anfänge oder ersten Ursachen großer Begebenheiten sind wenig bekannt, und selten interessant; man wird daher finden, daß der erste Theil einer jeden Geschichte, mit der folgenden verglichen, etwas trocken und langweilig ist. Der Dichter aber muß selbst im Anfange seines Werks seine Leser intereßiren, und große Erwartung erregen; freilich nicht durch einen affektirten Pomp der Sprache, noch weniger durch prächtige Versprechungen, sondern dadurch, daß er ihnen sogleich einen Vorfall oder eine Begebenheit darbietet, die wichtig genug ist, um die Neugierde, sowohl wegen ihrer Ursachen als Folgen, zu reizen. Er muß daher seine Geschichte nicht von ihrem Anfange, sondern in der Mitte anheben oder aufnehmen — oder, um der gar zu großen Länge des Werks vorzubeugen, so nahe am Ende als möglich, und nachher erst eine günstige Gelegenheit ergreifen, um uns entweder durch den Weg der Erzählung, oder durch die Unterredungen der eingeführten Personen, oder endlich durch kurze und natürliche Digreßionen die vorhergegangenen Begebenheiten bekannt zu machen.

Die Handlung der Iliade sowohl als der Odyssee fängt ohngefähr sechs Wochen vor ihrem

Ende an, ungeachtet die wichtigsten Begebenheiten des trojanischen Krieges, und die Abentheuer einer zehnjährigen Reise, die sich mit der Unterdrückung eines gefährlichen häuslichen Feindes schließt, in der leztern enthalten sind. Eine der ersten vom Homer in der Iliade erwähnten Begebenheiten ist eine Seuche, die der aufgebrachte Apollo unter das griechische Heer schickte, das vom Agamemnon angeführt wurde, und sich jezt vor Troja gelagert hatte. Wer dieser Agamemnon und welche diese Griechen waren; aus welchen Gründen sie diesen Zug unternommen hatten; wie lange die Belagerung daurete; was für merkwürdige Thaten während der Zeit schon waren gethan worden, und in welchen Lagen beide Partheien sich jezo befanden; — dies alles und noch weit mehr lernen wir aus gelegentlichen Winken und Unterredungen, die durch das ganze Gedicht zerstreut sind.

Die Aeneide, ungeachtet sie die Begebenheiten von sieben Jahren in sich faßt, eröfnet sich nur einige Monate vor der alles beschließenden oder endigenden Begebenheit. Uns wird zuerst der Anblick der trojanischen Flotte auf der See vorgestellt, und dann keine geringere Person als die Juno, die sich selbst bemüht, einen Sturm zu ihrer Verwüstung zu erheben. Dies erregt unsere Neugierde, noch etwas mehr zu wissen; welche diese

Trojaner waren, woher sie kamen und wohin sie bestimmt waren; warum sie ihr eigenes Vaterland verliessen, und was ihnen von der Zeit an begegnet seyn möchte. Ueber alle diese Punkte giebt der Dichter, ohne den Weg der Erzählung zu verlassen, bald nachher die vollkommenste Befriedigung. Der Sturm entsteht; die Trojaner werden an die Küsten von Afrika verschlagen, und auf das freundlichste von der Königinn des Landes aufgenommen, auf deren Bitten ihr Anführer seine und seiner Gefährten Abentheuer erzählt.

Die Handlung des verlornen Paradieses fängt nur einige Tage vor der Austreibung der ersten Eltern aus dem Paradiese an, welche Austreibung die alles beschließende Begebenheit ist. Dieses Gedicht, dessen Plan ohne alle Vergleichung erhabener und wichtiger ist, als der der Iliade sowohl als Aeneide, eröfnet sich gleichfalls mit einem weit interessantern Auftritt: es zeigt uns gleich eine Menge von Engeln und Erzengeln, in den Wohnungen der Finsterniß und der Quaal eingeschlossen, und in einem Meere von unauslöschlichem Feuer sich wälzend. Wir wünschen ganz natürlich zu wissen, welche diese Engel sind, und was sie in einen so traurigen Zustand versezt hat. Der Dichter sagt uns alles dieses zu seiner Zeit theils in den Unterredungen der bösen Geister selbst; vorzüglich

aber durch den Mund eines seligen Geistes, der vom Himmel herabgesandt wird, um den Vater und die Mutter des Menschengeschlechts gegen Verführung zu verwahren, und sie in ihren guten Entschlüssen und Vorsäzen dadurch zu bestärken, daß er ihnen die schrecklichen Folgen von Gottlosigkeit und Ungehorsam aus einander sezt.

Diese poetische Anordnung von Begebenheiten, die von der historischen so sehr verschieden ist, hat außer den Vorzügen, die aus Kürze und gedrängter Anschließung der Vorfälle entstehen, noch andere Vortheile. Sie rührt offenbar die Einbildungskraft stärker, reizt die Leidenschaften mächtiger, und ist eine genauere Nachahmung menschlicher Angelegenheiten, weil sie mehr mit der Art und Ordnung übereinkommt, worinn die Handlungen anderer Menschen unsere Sinne rühren. Ich höre einen plözlichen Lärm auf der Straße, und eile zu sehen, was vorgeht. Es ist ein Auflauf entstanden, eine große Menge Volks zusammengeflossen, und gewiß also etwas Wichtiges im Werke. Die Scene vor mir ist das erste, was meine Aufmerksamkeit reizt, und ist an sich selbst so interessant, daß ich nur auf sie allein in einigen Augenblicken mit verwunderndem Stillschweigen Acht gebe. Nach und nach, wenn ich Zeit zur Ueberlegung gewinne, fange ich an, mich nach den Ursa-

chen des ganzen Aufstandes zu erkundigen, und einer, der besser unterrichtet ist, als ich, erzählt mir die ganze Sache von ihrem ersten Anbeginn; oder ich finde es auch von mir selbst aus den Handlungen und Worten der am meisten dabey interessirten Personen. — Dies ist ein erläuterndes Gemälde der dichterischen Anordnung *) sowohl in epischen als dramatischen Gedichten; und eben diesen Plan hat man in den erzählenden Oden und Balladen der alten und neuern Zeit befolgt. — Der Geschichtschreiber arbeitet nach einer ganz andern Methode. Er fängt vielleicht mit einer Nachricht über die Sitten eines gewissen Zeitalters, oder die Staatsverfassung eines gewissen Landes an; führt alsdann eine einzelne Person ein, erzählt uns ihre Geburt, Verbindungen, Charakter, Handlungen, widrige Zufälle und Begebenheiten, die ihre Entwürfe beförderten; bringt sie mit andern ihr ähnlichen unruhigen Köpfen in Bekanntschaft, und erklärt nachher, immer der Zeitrechnung zufolge, die Ursachen, Triebfedern und den Fortgang einer Verschwörung, — wenn diese der Gegenstand war, den er ins Licht sezen wollte. Es läßt sich

*) Diese Erläuterung, oder etwas ihr ähnliches, habe ich, glaube ich, in Batteux Commentar über Horazens Dichtkunst gelesen.

nicht läugnen, daß diese leztere Methode einem ruhigen Unterrichte angemeßner sey; wenn man aber die erstere mit dieser vergleicht; so wird man finden, daß sie, außer den schon angezeigten Vortheilen, reicher an dem geistigen Vergnügen sey, was von den Leidenschaften und der Einbildungskraft abhängt.

6. Wenn ein Werk gar keinen bestimmten Zweck hat; so hat es auch gar keinen Sinn: und wenn es deren mehrere hat, so zerstreut es eben durch diese Vielheit oder Zusammengeseztheit. Einheit des Plans ist daher auf eine gewisse Art in allen Arbeiten und Werken, sowohl dichterischen als prosaischen nothwendig. Sie ist aber einigen wesentlicher, als andern: und keinen so sehr, als den höhern Dichtungsarten. In einigen Arten der Geschichte ist schon diejenige Einheit hinlänglich, vermöge deren alle erzählte Begebenheiten sich auf eine einzige Person beziehen; in andern eine solche, nach welcher alles sich auf einen Zeitraum, oder ein Volk, oder auf die Bewohner eines und desselbigen Planeten bezieht. Es ist aber nicht genug, daß der Gegenstand einer dichterischen Fabel eine Reihe von Begebenheiten einer Person sey: denn diese können von ganz verschiedenen oder gar entgegengesezten Arten und Richtungen seyn, und einen viel längern Zeitraum einnehmen,

als die Natur eines Gedichts zuläßt. — Noch weit weniger kann ein regelmäßiges Gedicht die Angelegenheiten eines ganzen Zeitalters, oder eines ganzen Volks in sich fassen: — Es muß nothwendig auf eine einzige große Handlung oder Begebenheit eingeschränkt seyn, zu deren Erläuterung alle untergeordnete Begebenheiten das ihrige beitragen; und diese müssen sowohl unter einander, als mit des Dichters Hauptabsicht so genau verbunden seyn, daß keine einzige versezt, vermindert, oder weggenommen werden kann, ohne die Festigkeit und den Zusammenhang des Ganzen zu erschüttern. (Arist. Poet. §. 8.) Eine Begebenheit kann an sich interessant, ein Charakter gut gezeichnet, eine Beschreibung schön seyn; und doch wird ein korrekter Künstler, wenn sie den allgemeinen Plan entstellt, oder die Haupthandlung hindert und beschwert, anstatt sie aufzunehmen, sie mehr als einen schwelgerischen Auswuchs, oder als eine glänzende Unförmlichkeit betrachten; sie wird ihm ein Stück Scharlach zu seyn scheinen, das auf ein Kleid von verschiedener Farbe genähet ist. (Hor. Ar. Poet. v, 15. et sq.) Es sind deswegen nicht, und können auch nicht alle Theile einer Fabel gleich wichtig seyn. Manche Beschreibungen und Gedanken; die in Rücksicht auf das Ganze oder den Plan unbedeutend sind, können der Abwechslung

wegen angebracht und geduldet werden. Der Dichter kann auch, so gut als der Geschichtschreiber und Philosoph, seinen Hauptgegenstand auf eine kurze Zeit fahren lassen, um eine rührende oder lehrreiche Abschweifung zu machen.

Die Lehre von dichterischen Digreßionen und Episoden ist von Kunstrichtern weitläuftig untersucht worden. Ich merke nur noch an, daß man, um ihre Schicklichkeit oder Zweckmäßigkeit zu beurtheilen, auf drey Dinge Acht geben müsse: — auf ihre Verbindung mit der Fabel, oder dem Hauptgegenstande; — auf ihre eigene Treflichkeit — und dann auf den Grad, worinn sie die Absichten des Dichters befördern.

1. Diejenigen Digreßionen, die aus dem Hauptgegenstande (Süjet) sowohl entstehen, als sich darinn endigen, wie die Episode vom Engel Raphael im verlornen Paradiese, und der Uebergang zu Cäsars Tod und dem bürgerlichen Kriege im ersten Buche von Virgils Georgicis, sind die allerkünstlichsten, und verdienen das größte Lob; — diejenigen, die aus dem Süjet entstehen, aber sich nicht darinn endigen, sind vielleicht der Ordnung oder dem Range nach die zweiten: wie die Geschichte der Dido in der Aeneide, und das Lob des Landlebens im zweiten Buch von den Georgicis; — auf diese folgen zunächst diejenigen, die sich in der

Fabel endigen, aber nicht daraus entstehen: wie einige im dritten Buche der Aeneide und in der Odyssee; diejenigen endlich, die weder aus der Fabel entstehen, noch sich darinn endigen, sind die am wenigsten künstlichen, und können, wenn sie lang sind, dem Tadel nicht entgehen, sie müßten denn außerordentlich schön seyn.

Allein 2. sind wir geneigt, eine schöne Episode zu entschuldigen, sie mag auch noch so sehr auf Unkosten des Hauptvorwurfs eintreten. Diejenigen, die Virgil darum tadeln können, daß er ihnen die reizende Erzählung vom Orpheus und der Euridice aufdringt, oder mit Milton über seine Apostrophe ans Licht, im Anfange des dritten Buchs, hadern, verdienen allen Anspruch auf das Lesen vortreflicher Gedichte zu verlieren: denn von solchen göttlichen Versen möchte man lieber der Verfasser seyn, als von allen kritischen Schriften in der Welt. Es ist aber immer besser, daß eine Episode das Verdienst des Zusammenhangs zugleich mit seiner innern Schönheit verbinde, als daß sie die leztere allein besize.

3. Ist es gut in der Beurtheilung der Zweckmäßigkeit der Episoden, auf die Absicht des Dichters Acht zu geben, in sofern sie von der Fabel, oder dem Vorwurf des Gedichts getrennt ist. Der große Endzweck des Virgils, zum Beispiel, war

dieser, seine Landsleute für ein Gedicht zu interessiren, das in der Absicht geschrieben war, sie mit der Person und Regierung des Augusts auszusöhnen. Was also in seinem Gedichte diesem seinen Endzweck befördert, verdient selbst alsdann, wann es auch denn Zusammenhang der Fabel auf eine gewisse Art stören sollte, nicht allein entschuldigt, sondern selbst gepriesen zu werden. Der Fortgang der Handlung in der Aeneide kann durch die Episode der Dido zu lange aufgehalten zu werden scheinen, welche zwar aus dem vorhergehenden Theile des Gedichts entspringt, aber auf die Folge weiter keinen Einfluß hat; eben dieses ließe sich an einer andern Stelle von der Episode des Cacus sagen, welche ohne den geringsten Nachtheil der Fabel ganz hätte wegbleiben können. Und doch müssen eben diese Episoden, so interessant sie uns auch zu seyn scheinen, den Römern, wegen der Beziehung auf die römischen Angelegenheiten, noch weit interessanter gewesen seyn. Die eine nämlich erläutert die entferntesten Ursachen ihrer Kriege mit Carthago, und die andere erklärt nicht nur einige von ihren heiligen Gebräuchen, sondern giebt auch ein reizendes Landschaftsgemälde von den Hügeln und Thälern in der Nachbarschaft der Tiber, auf und in denen nachher ihre majestätische Stadt stehen sollte. — Und wenn wir bedenken, daß die Absicht

Homers nicht allein war, die traurigen Wirkungen der Zwietracht unter Verbündeten zu zeigen, sondern auch sein eigenes Vaterland, und die berühmtesten Familien darinn zu verewigen; so werden wir geneigt werden, günstiger, als Kunstrichter gemeiniglich thun, von seinen Digreßionen und langen Reden zu urtheilen, welche, so unbedeutend sie uns zu seyn scheinen, seinen Landsleuten nothwendig, der darinn enthaltenen Geschlechtsregister und Specialgeschichte wegen, sehr interessant seyn mußte. — Shakespears historische Lustspiele, als dramatische Fabeln, und nach den Gesezen der dramatischen Dichtkunst beurtheilt, scheinen sehr rohe Arbeiten zu seyn. Allein wenn wir auf des Dichters Absicht Acht geben, (wie ein geschmackvoller Kunstrichter es mit gleicher Wahrheit und Schönheit bewiesen hat: Versuche über die Schriften und das Genie Shakespears, S. 55.) so müssen wir seine Beurtheilungskraft in der allgemeinen Oekonomie seiner Stücke eben so sehr, als die unerreichte Kunst bewundern, womit er ihre einzelnen Theile ausgeführt hat.

Es ist noch ein andrer Gesichtspunkt, (wie ich schon vorher bemerkte,) aus welchem diese Digressionen betrachtet werden können. Wenn sie nämlich einen wichtigen Charakter ins Licht sezen, oder eine interessante Begebenheit, die sonst nicht in den

Plan des Gedichts gefallen wäre, ausführen, oder eine vorzügliche Tugend auf eine gefälligere Art schildern; so verdienen sie nicht allein entschuldigt, sondern auch bewundert zu werden, sie mögen auch sonst mit dem übrigen Gedichte so wenig zusammenhängen, als sie wollen. Alle diese drey Absichten werden in der sehr schönen Episode des Hektors und der Andromache, im sechsten Buche der Iliade, erreicht, und die beiden leztern durch die nicht minder schöne vom Euryalus und Nisus, im neunten Buche der Aeneide.

Die Schönheiten der Dichtkunst könnten in lokale und allgemeine unterschieden werden. Die erstern können dem Dichter mehr Ehre bringen; die leztern sind aber doch an sich selbst vortreflicher; und auf diese müssen wir besonders Rücksicht nehmen, wenn wir von den wesentlichen Charakteren der Kunst reden. Eine gut erfundene Fabel ist, so wie eine von den schwersten Arbeiten des menschlichen Geistes *), so auch eine von den größten Schönheiten der Dichtkunst. Die Absicht eines Dichters, in sofern sie von der Fabel verschieden ist, kann vielleicht die Erläuterungen von Kommentatoren nöthig haben; eine gut entworfene Fabel aber ist stets allgemein verständlich, und erhält auch einen allge-

*) Diese Note stehet hinter diesem Kapitel.

meinen Beifall. Und wenn jemals ein Dichter aufstehen sollte, der mit der Kunst eines Homers und Sophokles, die Richtigkeit und Delikatesse des Virgils, und die Kraft, Mannichfaltigkeit und natürliche Farbengebung des Shakespears zu verbinden, im Stande wäre; so würde die Welt alsdann etwas vollkommners von Dichtkunst sehen, als wir jezo nur zu denken im Stande sind.

Ich habe bisher aus dem oben niedergelegten Grundsaze, daß der Hauptendzweck dieser göttlichen Kunst sey, zu ergözen, zu beweisen gesucht, daß der Dichter sowohl in der Beschreibung der natürlichen Erscheinungen, und in der Nachahmung der Werke des menschlichen Geistes und der Verschiedenheit der menschlichen Charaktere, als in der Anordnung und Verbindung der verschiedenen Theile, aus den seine Fabel besteht, — daß er in allen diesen Fällen sich dahin bemühen müsse, die Natur zu kopiren, nicht wie sie ist, sondern in einem solchen Zustande von Vollkommenheit, in welchem sie, nach den Gesezen der Wahrscheinlichkeit und dem eigenthümlichen Genie seines Werks, vorausgesezt werden kann.

So ist im Allgemeinen die Natur derjenigen Dichtkunst beschaffen, deren Absicht es ist, Mitleiden, Bewunderung und andere ernsthafte Empfindungen zu erregen. Es giebt aber in dieser Kunst,

wie in allen übrigen, verschiedene Stuffen der Vortreflichkeit, und wir haben bisher unser Augenmerk vorzüglich auf die höchsten gerichtet. Alle ernsthafte Dichter lassen es sich nicht gleich angelegen seyn, die Natur zu verbessern. Vom Euripides hat man gesagt, daß er die Menschen so geschildert habe, wie sie sind; und vom Sophokles, daß er sie besser abgemahlt habe, als sie seyn sollen oder können. (Aristoteles in seiner Dichtkunst.) Theokritus in seinen Idyllen, und Spenser in seinem Schäferkalender geben uns Sprache und Gesinnungen, die dem rus verum et barbarum (Martial) weit näher kommen, als die Schäfergedichte Virgils und Popens. Im historischen Drama müssen Charaktere und Begebenheiten mit der Wahrheit der Geschichte übereinstimmen, oder wenigstens nicht so weit davon abweichen, daß sie in irgend einen beträchtlichen Fehler in Thatsachen verführen könnten. Eben so ist in dem historisch-epischen Gedichte, dergleichen die Pharsalia von Lucan und der Feldzug von Addison sind, die historische Ordnung der dichterischen deswegen vorzuziehen, weil sie der Wahrheit näher kommt. Es wird aber doch auch selbst in diesen Gedichten die Natur etwas verbessert oder verschönert. Die Personen in Shakespears historischen Schauspielen und die Helden der Pharsalia reden in Versen,

(und doch ihrem Charakter gemäß,) mit einer Fertigkeit, Schönheit und Harmonie des Ausdrucks, dergleichen man weder im gemeinen Leben, noch auch in der Geschichte antrift; Reden sind erfunden, und um die Beschreibungen zu erhöhen, Umstände mit großer Weitläuftigkeit hinzugefügt worden. Wirkliche Begebenheiten sind dichter zusammengedrängt und in nähere Verbindung gebracht worden; andere sind erdichtet, um menschliche Charaktere zu entwickeln, und der Erzählung eine größere Mannichfaltigkeit zu geben.

Je mehr die Dichtkunst die Natur dadurch verbessert, daß sie nach allgemeinen aus einer ausgebreiteten Erfahrung gesammleten Ideen und Bildern arbeitet; desto ähnlicher wird sie, wie Aristoteles bemerkt, der Weltweisheit, destomehr Phantasie und Beobachtungsgeist erfordert sie, und desto mehr kann sie sich allgemeinen Beifall versprechen. Ein gewöhnlicher Mahler kann ein schönes Gesicht abmahlen; aber aus einer großen Anzahl solcher Gesichter sich ein Ideal von Schönheit abziehen, die alle wirkliche in der Natur übertrift, und diesem Ideal auf der Leinwand das Daseyn zu geben, (wie Xeuxis bey einem berühmten Gemälde der Helena gethan haben soll, Plin. Lib. XXXV.) dies ist eine Arbeit, die man nicht ohne großen

Erfindungsgeist, Beurtheilungskraft und Geschicklichkeit ausführen kann. Solch ein Gemälde kann nicht auf die Art entstehen, daß der Mahler die Augen von einem Frauenzimmer, die Nase von einer andern, und die Lippen von einer dritten nimmt. — Ein solches Gemisch würde wahrscheinlich lächerlich werden, weil ein gewisser Zug und eine gewisse Bildung einem Gesicht gut stehen, und ein anderes verunstalten kann: — es kann nur auf die Art entstehen, daß man z. B. verschiedene schöne Münder mit einander vergleicht, auf den eigenthümlichen Reiz eines jeden Acht giebt, und daraus eine gewisse Form abzieht, die von einer jeden einzelnen verschieden, und doch vollkommner, als sie alle, ist; daß man endlich auf diese Art die verschiedenen Theile eines Gesichts durchgeht, und zwar nicht nur mit einer beständigen Rücksicht und Aufmerksamkeit auf die Farbe, Form und Proportion eines jeden Theils, sondern auch auf die Uebereinstimmung des Ganzen. Es ist sehr selten, daß irgend ein Individuum nur in Ansehung einer Eigenschaft so vollkommen ist, als man wünschen könnte; und wenn auch einige es glaubten, so würden es doch nie alle thun. Ein Liebhaber hält vielleicht seine Geliebte für ein Muster von Vollkommenheit; sie hat vielleicht Flecken und Finnen im Gesichte, und doch hält er dieses alles

für gut stehend; allein andere sehen sie in einem ganz andern Lichte; entdecken vielleicht manche Fehler, und nur wenige Schönheiten, und halten sie entweder für zu fett oder zu mager, für zu klein oder zu groß. Was würde nun der Erfolg seyn, wenn das Porträt eines solchen Frauenzimmers auf einem Gemälde, unter dem Charakter der Helena oder Venus, erschiene? Der Liebhaber würde es bewundern, die ganze übrige Welt aber über den Geschmack des Mahlers erstaunen. Unterdessen sind große Künstler in diesen Fehler gefallen. Rubens scheint während der Zeit, daß er gewisse Stücke mahlte, nur zwey Ideale von weiblicher Liebenswürdigkeit gehabt zu haben, und diese waren von seinen beiden Frauen genommen. Alle Menschen billigen seine eheliche Partheilichkeit; aber nicht alle Menschen sind mit seinem Geschmack, in Rücksicht auf weibliche Schönheit, zufrieden.

Es giebt unstreitig einzelne Gegenstände in der Natur, die allgemeine Bewunderung verdienen und erhalten. Großbritannien schließt viele Weiber in sich, deren Schönheit die ganze Welt anerkennen würde. Es finden sich dergleichen wahrscheinlich unter jedem Volke: denn für so eigensinnig unser Geschmack und Sinn für Schönheit von neuern Weltweisen auch gehalten wird; so soll doch, wie man mich versichert hat, selten

eine Negerinn in Westindien den Negermännern schön scheinen, die es nicht wirklich auch in den Augen der Weißen wäre. Es giebt Charaktere im wirklichen Leben, die mit gar keiner, oder einer geringen Vervollkommnung, selbst im Heldengedichte, eine gute Figur machen würden: es finden sich endlich Landschaften in der Natur, über welche man fast nichts schöners denken kann. Allein dergleichen Individua sind nicht die gewöhnlichen: und wenn also auch die Regel nicht ohne Ausnahmen ist; so kann man es doch als ein Gesez annehmen, daß ein Dichter oder Mahler, der dem allgemeinen Geschmack gefallen will, auch nach allgemeinen Ideen schildern müsse, die durch eine ausgebreitete Beobachtung der Natur abgezogen und gebildet worden. Meistens sind die Eigenthümlichkeiten von Individuis wiederum nur andern einzelnen Individuis angenehm: die Lebensart und das Betragen eines Franzosen, nur einem andern Franzosen; die Kleidung der Jahrszeit, den Stuzern und Stuzerinnen, die sich nach ihr richten; die Gesinnungen und Sprache von Newmarket, den Spielhelden und ihren Bewunderern. Es lassen sich aber Kleidungen und Gesichter, Gesinnungen und Sprache erdenken, die allen denjenigen gefallen, die ein Recht haben, ergözt zu werden; und

solche muß der nachahmende Künstler erfinden und darstellen.

Allein auch Porträte sind nützlich und angenehm, und auch Poesie kann selbst alsdann, wann sie unter dieser philosophischen Vollkommenheit zurückbleibt, doch noch als ein Werkzeug des Vergnügens und Unterichts vortreflich seyn. Gewisse Seelen sind gar nicht für und zu abgezogenen Spekulationen gestimmt; und werden vielleicht mehr durch das Bild eines Individuums, als durch eine allgemeine Idee *) einer Art vergnügt; oder

*) Idee, nach dem Sprachgebrauch der griechischen Philosophen, von denen wir dies Wort erhalten haben, bedeutet einen Gedanken der Seele, der durch einen allgemeinen Ausdruck bezeichnet wird. Notion wird von manchen englischen Schriftstellern von Ansehen, für einen Gedanken der Seele gebraucht, der durch ein besonders individuelles, oder partikulares Wort ausgedrückt werden kann. So habe ich also eine Notion von London, aber eine Idee von einer Stadt; eine Notion von einem einzelnen Helden, aber eine Idee von Heroism. Diese beiden Ausdrücke sind lange von den besten Schriftstellern verwechselt worden; es wäre aber zu wünschen, daß, so wie die Dinge und Begriffe gänzlich verschieden waren, die Wörter es gleichfalls gewesen wären. In diesem Falle würde ein großer

ergözen sich in einem historischen Gemälde oder epischen Gedichte mehr an solchen Porträten und Charakteren, die ihnen bekannt, oder denen, die sie kennen, ähnlich sind, als an eben diesen Gesichtern und Seelen, wenn sie bis zu Idealen verschönert worden *). Den meisten Menschen ist zu gewissen Zeiten und in gewissen Werken des Genies die einfältige, ungeschmückte Natur angenehmer, als die ausgearbeitetsten Verschönerungen der Kunst. (So giebt eine ungeschmückte kurze Periode, ohne Wohllaut oder Numerus, einer Rede eine gefällige

Theil der Verwirrung vermieden worden seyn, die der neuern Philosophieneigenthümlich ist, und aus dem unbestimmten, fast unbegränzten Gebrauch des Worts Idee entstanden ist.

*) Ein historisches Gemälde, dergleichen Wolfs Tod von West ist, in denen alle Gesichter Porträte von wirklichen Helden, und die Kleidung der Mode der jezigen Zeit angemessen ist, kann jezo viel interessanter seyn, als wenn die leztern mahlerischer gewesen wären, und die erstern verschiedene Arten von Heroism ausdrückten. Hat man aber nicht Ursache zu fürchten, daß in künftigen Zeitaltern, wenn die Kleidungen aus der Mode gekommen, und die Gesichter nicht länger, als Porträte, bekannt sind, dies herrliche Stück etwas von seiner Wirkung verlieren werde.

Mannichfaltigkeit.) Dergleichen Schilderungen der ungeschmückten einfältigen Natur finden sich viele in den untergeordneten Theilen der Virgilischen und Homerischen Gedichte; sie haben eine vortrefliche Wirkung, (wie ich schon oben im dritten Kapitel bemerkt habe,) weil sie theils der Erdichtung Wahrscheinlichkeit geben, und theils auch die Einbildungskraft des Lesers mit lebhaften, gut abgeschnittenen und leicht zu fassenden Bildern ausfüllen. Die historischen Schauspiele Shakespears erregen in uns Mitleiden und Schrecken, nicht in einem solchen Grade, als Lear, Macbeth und Othello; aber sie unterrichten und intereßiren uns doch außerordentlich. Die rohesten Eklogen des Theokrits, oder selbst Spensers sind von einigen über die Virgilischen erhoben worden, weil sie dem wirklichen Leben näher kommen. Man weiß sogar vom Corneille, daß er die Pharsalia der Aeneide vorgezogen hat, vielleicht auch aus dem Grunde, weil sie der Wahrheit näher kommt, oder auch vielleicht deswegen, weil die erhabenen Grundsäze der stoischen Sittenlehre auf eine gezwungene und prahlerische Art darinn angebracht sind.

Dichter können an der Natur zu viel, wie zu wenig, künsteln: denn Zierrerey und Rohheit sind gleich weit von der wahren Eleganz entfernt. — Die Sprache, Gedanken und Gesinnungen des

Lustspiels müssen ohne Zweifel richtiger und geschärfter seyn, als sie selbst in der feinsten Gesellschaft sind; aber aus einem jeden Bedienten einen witzigen Kopf, und aus einem jeden Frauenzimmer oder Mann von Erziehung einen Epigrammatisten zu machen, wie Congreve gethan hat, ist eine übertriebene und fehlerhafte Raffinerie. Die rechte Mittelstraße ist von Menander und Terenz, von Shakespear in seinen glücklicheren Scenen, und von Garrick, Cumberland und einigen andern bekannten neuern Dichtern gezeigt worden. Es würde unverzeihlich seyn, die Liebe mit so wenig Feinheit oder Delikatesse zu schildern, als einige davon zu reden pflegen; aber sie auch in bloße platonische Anbetung zu verwandeln, heißt wiederum in anderes Aeußerstes fallen, das zwar weniger tadelnswerth, aber doch von der allgemeinen Wahrheit zu weit entfernt ist, als daß es interessant seyn könnte. Ovid neigt sich zu dem erstern, und Petrarca und seine Nachfolger zum andern Extrem. Virgil hat beides glücklich vermieden; Milton aber hat diese Leidenschaft, als von allen übrigen verschieden, mit so viel Wahrheit und Reiz gemahlt, daß man Voltairens Lobspruch nicht für übertrieben halten kann, wenn er sagt, daß die Liebe in allen andern Gedichten nur eine Schwachheit, und in Milton allein eine Tugend zu seyn

scheine. — Es sind manche gute Naturzüge in Ramsays Schäfer; allein des Verfassers Neigung für das rus verum, hat ihn dann und wann zu einigen Ungezogenheiten verführt *); — ein Tadel, der noch stärker auf den Theokrit fällt, der oft ganz unanständig ist. Die italiänischen Schäfergedichte von Tasso und Guarini, und die französischen von Fontenelle, fallen (ungeachtet sie an einigen Stellen einfältig schön sind) in den entgegengesezten Fehler, und zeigen uns ländliche Sitten, die so gezwungen und geziert sind, daß sie alle Geseze der Wahrscheinlichkeit beleidigen. Ich würde einigen großen Männern widersprechen, wenn ich behauptete, daß Virgil uns das Schäfergedicht in seiner größten Vollkommenheit geliefert hat; und doch kann ich diese Meinung nicht aufge-

*) Man hat die Sprache dieses Gedichts wegen ihrer Gemeinheit getadelt. Der schottische Dialekt ist selbst in seiner größten Vollkommenheit noch immer bäurisch genug; allein in den genannten Gedichten ist er oft zu Wörtern und Redensarten erniedrigt worden, die man nirgends als unter dem gemeinsten und unwissenden Pöbel antrift. Schäferdichter haben nicht immer sorgfältig genug unter Grobheit und Einfalt unterschieden; und doch sind ein einfaches Kleid und ein Haufen von Lumpen nicht weiter von einander abstechend.

ben, ungeachtet ich hier keine Zeit habe, meine Gründe auszuführen. — Ungeachtet Mittelmäßigkeit in der Dichtkunst den Fluch verdient, den Horaz darüber ausgesprochen hat; (Ar. Poet. v. 373.) so ist es doch nichts desto weniger von dieser, wie von andern Künsten, wahr, daß der Punkt oder die Linie der Vollkommenheit zwischen zweien Extremen liegt, und nur von denjenigen ist erreicht worden, die die Natur so weit zu verbessern suchten, als der Genius ihrer Werke es erlaubte, und die sich von baurischer Rohheit auf der einen, und von übertriebenen Künsteleien auf der andern Seite, gleich weit entfernt hielten.

Wenn man mich früge, was für eine Wirkung eine verhäßlichte und verunvollkommte Natur in der Dichtkunst hervorbringen würde; so würde ich antworten, gerade dieselbige, die Karikatur in der Mahlerey hervorbringt: — sie würde ein Gedicht lächerlich machen. Fast in einem jedem Gesichte giebt es gewisse fehlerhafte Züge, die, wenn man ihre Verkehrtheit oder Mißgestalt nur ein wenig erhöhte, selbst einem guten Gesichte ein lächerliches Ansehen geben würden. Und in den meisten Menschen finden sich gewisse Gebrechen entweder des Geistes und Herzens, oder des Körpers, die, wenn sie bis zu einem gewissen Grade vergrößert würden, einen lächerlichen Charakter bilden

würden; so wie man durch die Erhöhung von Geistes Fähigkeiten, Tugenden und äußern Vorzügen, epische und tragische Charaktere bildet. Ich sage mit Fleiß: bis zu einem gewissen Grade; denn wenn Menschen durch ihre Laster, Mangel des Verstandes, oder körperliche Schwachheiten, Ekel, oder Mitleiden oder sonst eine ernsthafte Empfindung erregen; so sind sie nicht länger Gegenstände des Lachens, und es wäre ein großer Fehler in einem Schriftsteller, wenn er sie dazu machen wollte. (Man sehe nachstehenden Versuch über das Lachen, im dritten Kapitel.) Es wäre deswegen ein Fehler, weil es anzeigt, daß seine Urtheilskraft verkehrt worden, und eine Richtung hat, die Gesinnungen und Gefühle der Menschen zu verderben.

Ist aber die Natur in komischen Stücken stets verunvollkommt? Ich antworte: nein; so wenig, als sie im ernsthaften Gedicht stets verbessert und verschönert wird. Einige menschliche Charaktere sind so wahrhaftig heroisch, daß sie Bewunderung erwecken, ohne der Erhöhungen der Dichtkunst zu bedürfen; und einige sind so sehr lächerlich, daß der komische Schriftsteller weiter nichts zu thun braucht, als sie zu schildern, wie sie sind. Ferner

ist die Erregung des Lachens nicht immer der Zweck des epischen *) oder dramatischen Lustspiels: erhabene Leidenschaft und Charaktere werden dann und wann eingeführt; und diese können so sehr erhöhet werden, als der Dichter es zweckmäßig findet, vorausgesezt, daß er in seiner Schreibart keine heroische Größe affektire; und daß seine Handlungen und der Rang seiner Personen so beschaffen sind, wie sie im gemeinen Leben gefunden werden, oder werden können. Was die Ordnung der Begebenheiten und die Fabel betrift; so erfordert oder erlaubt das Lustspiel wenigstens eine eben so große Vollkommenheit, als die epische Dichtkunst.

*) Von der epischen Komödie, die vielleicht besser komische Epopee genannt werden könnte, sind Thomas Jones und Amalia Beispiele.

(S. 145.)

*) Homers Dichtkunst ist durchgehends mahlerisch. Algarotti nennt ihn nach Lucian den Fürsten der Mahler. Er stellt uns das ganze äußere Ansehen der Gegenstände, die er beschreibt, so zu sagen, vor Augen, so daß der Mahler fast nichts weiter zu thun hat, als nach seiner Zeichnung zu arbeiten. Er hat mehr Farben bezeichnende Beiwörter, als irgend ein andrer mir bekannter Dichter: schwarze Erde, weinfarbigter Ocean, und sogar weiße Milch, u. s. w. Dies ist für die Einbildungskraft derjenigen Leser, die die Schattirungen der Natur studiren, im höchsten Grade ergözend, so beleidigend es auch für den überfeinen Geschmack gewisser Kunstrichter seyn mag. Wollten wir dieser ihre Geseze über den Gebrauch von Beiwörtern annehmen; so müßten wir Homern, Virgiln und Milton den Preis der Dichtkunst ab, und ihn den nackten Reimern zusprechen, die, weil sie kein anderes Verdienst haben, wegen der Unfruchtbarkeit ihrer Einbildungskraft, und um der Armuth ihrer Sprache willen bewundert werden müssen. — Ein unschicklicher Gebrauch von Beiwörtern ist allerdings ein großer Fehler, und diesen Fehler haben Beiwör-

ter, 1) wenn sie zum Sinn oder zum Gemälde nichts hinzuthun; und noch mehr, wenn sie 2) sogar etwas davon wegzunehmen scheinen; 3) wenn sie durch ihre Gemeinheit den Gegenstand selbst verkleinern oder herabwürdigen. Beispiele von allen diesen dreien Fehlern enthalten folgende Zeilen:

The chariot of the King of Kings,
Which *active* troops of angels drew,
On a strong tempest's *rapid* wings,
With *most amazing* swiftness flew.

Tate and Brady.

»Der Waagen des Königs der Könige, den »wirksame Schaaren von Engeln auf den »schnellen Schwingen eines starken Gewitters »zogen, flog mit einer entsezlichen Geschwin»digkeit.«

4) Sind Beiwörter alsdann unschicklich, wenn sie, statt zum Sinn etwas hinzuzuthun, bloß den Schall vermehren. Homers πολυφλοισβοιο θαλασσης enthält sowohl einen nachahmenden Ton, als ein lebhaftes Bild; Thomson aber giebt uns nichts, als ein lärmendes Geräusch, wenn er in der Beschreibung eines Ungewitters sagt:

Follows the loosen'd aggravated roar,
Enlarging, deepening, mingling, peal on peal,
Crush'd horrible, convulsing heaven and
earth. «

Summer.

Die folgende Zeile von Pope verdient vielleicht eben diesen Vorwurf:

Then rustling, crakling, crashing, thunder
down.

Iliad. 23.

5) Epitheta sind fehlerhaft, wenn sie die Harmonie des Verses stören, oder seinen Gang schwerfällig machen. 6) Wenn sie den Sinn verdunkeln, indem sie zu viele Gedanken auf einander häufen. Beide Fehler finden sich in folgender Stelle:

Her eyes in liquid light luxurious swim,
And languish with unutterable love;
Heaven's warm bloom glows along each
brightening limb
Where fluttering *bland* the veil's *thin mantlings* rove.

»Ihre Augen schwimmen in einem feuchten
»wollüstigen Glanze, und schmachten vor un-

„aussprechlicher Liebe; des Himmels Mar-
„morglanz glüht in jedem scheinenden Gliede,
„das des Gewandes sanft flatternde dünne
„Bedeckungen umschwärmen.“

Endlich sind Beiwörter fehlerhaft, wenn sie zu häufig wiederkommen, als der Genius einer Sprache, oder eines Werks es erlaubt. Einige Sprachen sind freigebiger mit Epithetis als andere: die Italiänische z. B. mehr, als die Englische; einige Arten von Versen erfordern auch eine größere Einfalt, als andere, solche z. B., die eine Niedergeschlagenheit oder Sammlung des Gemüths ausdrücken, mehr, als diejenigen, in denen Entzücken, Unwillen oder andere heftige Empfindungen sich äußern.

Im Ganzen muß man Beiwörter, die den Sinn verstärken und die Harmonie vermehren, für ächte Zierrathen gelten lassen, wenn sie nicht zu häufig sind. Eben so wenig kann man wider solche etwas einwenden, welche dem Ausdruck mehr Feinheit oder Würde geben. Und weil diese Eigenschaften nicht immer von denselbigen Ursachen abhängen, da sie auf eine gewisse Art durch die Mode eines jeden Zeitalters bestimmt werden; hat man denn nicht einigen Grund vorauszusezen, daß die am wenigsten zu entschuldigenden Epitheta des Homers, diejenigen

nämlich, die er seinen Personen giebt, in jenen entfernten Zeiten eine gewisse Schicklichkeit oder Nachdruck hatten, die wir jezt nicht mehr wahrnehmen? Die Epitheta, die die morgenländischen Könige sich beilegen, scheinen uns Europäern lächerlich, und mögen vielleicht denjenigen ausdrucksvoll und feierlich scheinen, die sie in den Ursprachen selbst hören. Man bemerke ferner, daß Homer sein unsterbliches Werk zu einer Zeit verfertigte, worinn Schreiben noch nicht gewöhnlich und allgemein war; wo Menschen also mehr Hörer als Leser von Gedichten waren, und selbst das Vergnügen, sie zu hören, nicht oft genießen konnten; wo folglich die häufige Wiederholung gewisser Wörter und Redensarten, als eine Hülfe des Gedächtnisses, und als ein Mittel, den Sinn des Dichters recht zu fassen, eher für eine Schönheit, als einen Fehler angesehen werden mußte. Eben dieses gilt von einigen unserer alten Balladen.

(Seite 158.)

*) Die Schwierigkeit, eine epische oder dramatische Fabel zu entwerfen, kann man aus den unglücklichen Versuchen selbst großer Schriftsteller schließen. Von dramatischen Fabeln giebt es freilich verschiedene, von denen man sagen kann, daß sie der höchsten Vollkommenheit sehr nahe gekommen sind. Die Schönheit der homerischen ist bis auf diesen Tag unerreicht geblieben. Virgil und Tasso haben sie nachgeahmt, aber lange nicht erreicht. Die des verlornen Paradieses ist künstlich, und zeugt meistens von großer Urtheilskraft; ich bin auch überzeugt, daß ihr Urheber hier Homern würde erreicht haben, wie er ihn in einigen andern Punkten übertroffen hat; -- allein die Natur seines Plans ließ nicht so viele Begebenheiten zu, als wir in der Iliade finden, und die alle zu demselbigen Zwecke mitwürken. — Von der komischen Epopee haben wir zwey ausgesuchte Muster im Englischen, die Amalia und den Thomas Jones von Fielding. Die Einleitung des leztern folgt zwar wirklich der historischen Methode, auf eine Art, die den Prologen des Euripides ähnlich, oder

wenigstens eben so gut zu entschuldigen ist; allein dieses ausgenommen, könnte man dreist behaupten, daß beide Fabeln selbst die Prüfung des Aristoteles aushalten, und, mit der Homerischen verglichen, nicht viel verlieren würden. Dieser Schriftsteller hat nämlich einer erstaunlichen Mannichfaltigkeit von wahrscheinlichen Begebenheiten und gut gezeichneten Charakteren, die alle vortreflich erhalten und fein kontrastirt sind, die vollkommenste Einheit gegeben, und sie zu ein und eben demselbigen lezten Endzweck zusammenwirken lassen. Man wird auf eine angenehme Art überrascht, wenn man in der Entwickelung seiner Knoten, besonders im Thomas Jones bemerkt, wie manche Zufälle, auf die wir ~~während der~~ Erzählung, ihrer anscheinenden Geringfügigkeit wegen, wenig oder gar nicht Acht gaben, doch am Ende wesentliche Theile der ganzen Geschichte waren. Was ferner unsere Vorstellung von des Dichters Kunst noch erhöht, ist dieses, daß alles durch natürliche Mittel und menschliche Kräfte, ohne Maschinerie, bewirkt wird: — da sein großer Meister Cervantes gezwungen ist, seinen Don Quixotte durch ein Wunder zu heilen. — Läßt sich wohl ein Grund angeben, warum der

unnachahmliche Fielding, der in der epischen Fabel so meisterhaft und vollkommen war, in der dramatischen so wenig Glück hatte? Was muß man hier aus der Eigenthümlichkeit seines Genies, oder aus seiner Lage erklären? Liegt die Ursache etwa in der Natur dramatischer Werke überhaupt, oder in dem besondern Geschmack des dramatischen Lustspiels, den Vanbrugh und Congreve eingeführt hatten, und nach welchem er sich bequemen mußte.

Sechstes Kapitel.

Bemerkungen über die Tonkunst.

Erster Abschnitt.

Von Nachahmung. Ist die Tonkunst eine nachahmende Kunst?

Der Mensch ist von seiner Geburt an zur Nachahmung geneigt, und findet Vergnügen darinn. Zu einer Zeit, wenn er noch zu jung ist, Regeln zu verstehen, oder auf sie zu merken, lernt er blos indem er andere nachahmt, reden, gehen und viele andere Geschäfte verrichten, die zum Leben und Glücklichseyn eben so nothwendig sind. Die meisten Spiele der Kinder sind nachahmend, und viele von ihnen dramatisch. Nachäffung erregt Lachen; und eine richtige Nachahmung des menschlichen Lebens auf dem Theater ist für Menschen von allen Ständen und Fähigkeiten ergözend.

Unser natürlicher Hang zur Nachahmung enthält schon einigermaßen den Grund, warum sie ergözt: denn das ist allemal angenehm, was einen natürlichen Trieb befriedigt; gefallen und befriedigen sind meistens gleichgeltende Ausdrücke. Unterdessen kann der eigenthümliche Reiz der Nachahmung aus andern Gründen erklärt werden. Eine

Kopey mit dem Original zu vergleichen, und ihre Aehnlichkeiten sowohl als ihre Verschiedenheiten aufzusuchen, ist an sich selbst eine angenehme Beschäftigung des Geistes. Wenn diese nun gar mit Bewunderung des nachgeahmten Gegenstandes, und der großen Fähigkeiten des Nachahmers verbunden ist; so giebt sie ein sehr lebhaftes Vergnügen, das durch die angenehmen Eigenschaften des Werkzeugs der Nachahmung noch erhöht werden kann: in der Mahlerey, z. B. durch die Schönheit der Farben, in der Dichtkunst durch die Harmonie der Sprache, und in der Musik durch die Süßigkeit, die Fülle, das Pathos, und andere gefallende Abwechslungen der Töne, die die menschliche Stimme, und musikalische Instrumente hervorbringen. Wenn man zu allen diesen noch das Verdienst eines moralischen Endzwecks hinzufügt; so erscheint die Nachahmung in ihrer liebenswürdigsten Gestalt, und das entzückte Herz erkennt ihre Macht zu gefallen für unwiderstehlich.

Das Vergnügen, was wir an Nachahmung finden, ist so groß, daß etwas, was in der Natur weder Vergnügen noch Schmerz hervorbringt, blos durch die Nachahmung schön wird. Wir sehen viele Gesichter und andere uns bekannte Gegenstände ohne die geringste Bewegung oder Rührung; ein Gemälde aber selbst von einem Steine, oder

einer gemeinen Pflanze, wird nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet. Kein Wunder also, wenn das, was für sich schon angenehm ist, durch das Medium einer glücklichen Nachahmung angesehen, in einem sehr hohen Grade schön wird. Ein gutes Porträt von einem sauren mürrischen Gesichte gefällt schon; ein anderes aber von einem schönen noch weit mehr. Ja sogar, ungeachtet ein Mann im Zustande einer heftigen Leidenschaft, ein ungeheures wildes Thier, oder ein von Schmerz verzückter Körper, ein höchst unangenehmes Schauspiel ist; so wird doch ein Gemälde oder dichterische Beschreibung davon mit Vergnügen angesehen und gelesen. (Arist. Poet. S. IV. Gerard über den Geschmack I. Th. 4. Abschn.) Das Vergnügen nämlich, was uns des Künstlers Geschicklichkeit verschaft, verbunden mit dem Bewuſstseyn, daß der Gegenstand, den wir vor uns haben, nicht wirklich sey, ist mehr als hinreichend, einer jeden unangenehmen Empfindung das Gleichgewicht zu halten, die durch die Häßlichkeit des Gegenstandes erregt wird *). Selbst menschliche Laster, Gebrechen

*) Unterdessen können auch Gemälde, die als Nachahmungen und wegen ihres moralischen Zwecks außerordentlich schäzbar sind, doch zu scheußlich seyn, als daß man sie mit Vergnügen betrachten könnte.

und Leiden geben uns, wenn sie auf der Bühne gut vorgestellt werden, ein sehr interessantes Schauspiel. So groß ist der Reiz der Nachahmung.

Man erzählt, daß ein gewisser Räuber, der in eine Todtenbehausung einbrach, um einen Leichnam eines reichen Schmucks zu berauben, von dem fürchterlichen Schauspiel der Sterblichkeit so sehr gerührt worden ist, daß er unter Zittern und Weinen fortgeschlichen, ohne sein Vorhaben auszuführen. Ich habe einen herrlichen Kupferstich über diesen Gegenstand gesehen; bin aber niemals im Stande gewesen, ihn nur eine halbe Minute hinter einander anzusehen. Zu viele Gegenstände dieser Art trift man im Hogarth's Fortgang der Grausamkeit an. — Es giebt noch eine andere Klasse von beleidigenden Vorstellungen und Bildern, die Dichter nicht immer sorgfältig genug vermieden haben. Juvenal, Swift und selbst Pope haben Gegenstände beschrieben, deren bloße Vorstellungen schon den Magen umkehren. Und ich muß gestehen, daß ich, des Ansehens von Atterbury und Addison, und der übrigen Schönheit der ganzen Stelle ungeachtet, mich doch niemals mit gewissen ekelhaften Bildern habe versöhnen können, die Milton, zum unaussprechlichen Vergnügen von Voltaire, aus Versehen, in seine berühmte Allegorie vom Tode und der Sünde hineingebracht hat.

Kein anderes Vergnügen hat so geheimnißvoll geschienen, als dasjenige, was wir in der tragischen Vorstellung menschlicher Handlungen finden, selbst alsdann, wann sie uns zum Mitleiden und zur Wehmuth bewegen. Hier scheinen mehrere Ursachen zugleich zu wirken. 1) Es verschaft der Seele eine angenehme Bewegung, wenn sie stark bey einer Begebenheit intereßirt wird, die weder für uns selbst noch andere mit wirklichem Unglück begleitet ist. Ja, gewisse höchst traurige oder schreckliche Vorfälle scheinen gewissen Seelen eine gewisse düstere Unterhaltung zu verschaffen; warum eilten Menschen sonst so eifrig, Schiffbrüche, Hinrichtungen, Balgereien und selbst blutige Schlachten und Schlachtfelder zu sehen? Das Unglück auf dem Theater aber ist weder wirklich, noch wird es auch dafür gehalten; und eben daher ist die angenehme Beschäftigung, die es der Seele verschaft, durch keine bittere Betrachtungen vermischt, sondern wird vielmehr durch den Gedanken erhöht, daß alles blos erdichtet sey. Solchen Personen, die das Unglück auf dem Theater für wirklich halten, wie Kinder dann und wann thun sollten, giebt es kein Vergnügen, sondern vielmehr sehr lebhaften Schmerz. 2) Während der ganzen Vorstellung bewundern wir das Genie des Dichters, wie es sich in Sprache und Gesinnungen, in

der geschickten Fortführung der Fabel, in der Vermannichfaltigung und Erhaltung der Charaktere, und in der Erfindung von Episoden und Begebenheiten zeigt, die an sich schon rührend sind, und zugleich zur Hauptabsicht mitwirken. 3) Muß die Geschicklichkeit der Schauspieler als eine Hauptursache des Vergnügens angesehen werden, was wir bey der Vorstellung von Tragödien sowohl als Komödien empfinden. Ein schlechtes Schauspiel, wenn es gut vorgestellt wird, kann gefallen, und gefällt wirklich oft; ein gutes Stück hingegen, wenn es schlecht gespielt wird, ist unerträglich. 4) Wir sympathisiren mit den Rührungen der übrigen Zuschauer und Hörer, und dieses erhöht unsere eigene Empfindungen. Ich bin überzeugt, daß keine nur irgend empfindliche Person die einzige Zuschauerinn eines Drama seyn möchte, wenn es in ihrer Macht stünde, es zugleich mit einer großen Anzahl anderer Menschen zu sehen. Wenn wir ganz allein eine angenehme Erzählung so oft gelesen haben, bis sie allen Reiz der Neuheit für uns verlohren hat; so können wir die für uns erstorbenen Reize derselben wieder erneuern, wenn wir sie in einer Gesellschaft vorlesen, und alsdann oft noch mehr Vergnügen, als bey der ersten Durchlesung, daraus ziehen. 5) Die Verzierungen des Theaters, die Musik, die Veränderungen

der Dekoration, die glänzende Gesellschaft, selbst die Kleidungen der Schauspieler, tragen alle das ihrige zu unsrer Ergözung bey: (warum würden sonst die Direkteurs von Schauspielergesellschaften so viel Geld an Dekoration wenden?) Endlich muß man bemerken, daß in der Natur des Mitleidens sich etwas ganz besonderes finde. Der Schmerz, selbst der lebhafteste, der diese liebenswürdige Seelenrührung begleitet, ist so beschaffen, daß ein Mann von edler Seele sich nicht gegen ihn abhärten würde, auch alsdann nicht, wenn er es auch könnte; und gewiß ist die Schwelgerey in Pein, von der die Dichtkunst redet, nicht blos eine poetische Figur, sondern eine wirkliche Empfindung, die jede gefühlvolle Person aus häufigen Erfahrungen kennt. Mitleiden bringt eine Zartheit oder Weichlichkeit des Herzens hervor, die allen tugendhaften Eindrücken sehr günstig ist. Es macht uns geneigt zur Vorsicht und Behutsamkeit, und läßt uns die Ungewißheit menschlicher Dinge, und unsere Abhängigkeit von dem großen Urheber unsers Daseyns fühlen. Da hingegen Freude und Glück das Herz hart, und Menschen stolz, unaufmersam, und irreligiös machen. Salomon hatte also Ursache zu behaupten, daß ein getrübtes Gesicht das Herz bessere. Die Uebung des Mitleidens, selbst durch erdichtetes Unglück, muß nothwendig Vergnü-

gen gewähren, wenn es, wie es immer ist, von Vernunft und Gewissen gebilligt wird, die es für eine tugendhafte Empfindung erklären, welche nicht allein der menschlichen Gesellschaft erspießlich, und unserm Zustande angemessen ist, sondern auch unserer Natur Ehre macht, und uns die Liebe unserer Nebengeschöpfe zuwendet *).

Da also die Nachahmung eine so reiche Quelle von Vergnügen ist; so darf man sich gar nicht wundern, daß die nachahmende Dichtkunst und Mahlerey in allen aufgeklärten Zeitaltern so sehr ist geschäzt worden. Die Nachahmung selbst, das Werk des Künstlers, ist angenehm; die nachgeahmten Gegenstände, die Natur nämlich, sind es auch; und ist nicht eben dieses von dem Werkzeuge der Nachahmung wahr? Oder zweifelt jemand daran, daß harmonische Sprache dem Ohr, und eine gewisse Ordnung von Farben dem Auge angenehm sey?

Soll ich diese und die vorhergehenden Betrachtungen auch auf die Tonkunst anwenden, die ich vorher eine nachahmende Kunst genannt habe,

*) Nachdem ich diese Bemerkungen schon niedergeschrieben hatte, hatte Doktor Campbell eine vortrefliche Abhandlung über diesen Gegenstand bekannt gemacht. Man sehe seine Philosophie der Rhetorik, im ersten Bande.

und die auch allgemein dafür gehalten wird? Soll ich sagen, daß gewisse Melodien gefallen, weil sie die Natur nachahmen, und daß andere eben deswegen, weil sie dieses nicht thun, auch nicht gefällig sind? — daß, zum Beispiel, eine Arie, die Andacht ausdrückt, deswegen angenehm sey, weil sie diejenigen Töne nachahmt, wodurch die Andacht sich in der Natur ausdrückt? — Eine solche Behauptung würde schwerlich den Beifall der Leser erhalten, der Wahrscheinlichkeit ungeachtet, die ihr aus der genauen Analogie aller schönen Künste unter einander zuzuwachsen scheint. Der Leser würde fragen, welcher ist denn der natürliche Ton der Andacht? Wo und wann hörte oder hört man ihn? Was für eine Aehnlichkeit findet sich zwischen Händels Te Deum, und dem Ton der Stimme einer Person, die ihre Ehrfurcht gegen die Gottheit und Vorsehung durch artikulirte Wörter ausdrückt? — In der That fürchte ich, daß Kunstrichter sich in ihren Behauptungen über diesen Gegenstand ein wenig geirrt haben, und zwar wegen der Meinung, daß Musik, Mahlerey und Dichtkunst alle nachahmende Künste seyen? Ich kann wenigstens, denke ich, ohne Aegerniß zu geben, versichern, daß, so lange diese Meinung die meinige war, ich mir immer einer unerklärlichen

Verwirrung von Gedanken bewußt war, so bald ich sie andern umständlich erklären wollte.

Wenn ich aber zu verstehen gebe, daß die Musik keine nachahmende Kunst sey, so habe ich im geringsten nicht die Absicht, die schuldige Ehrfurcht gegen den Aristoteles zu verlezen, der im Anfang seiner Dichtkunst das Gegentheil zu sagen scheint. Nicht die ganze Tonkunst, sondern nur den größten Theil derselben, nennt dieser Philosoph nachahmend; und ich stimme darinn mit ihm überein, daß ich eben dieses von gewissen musikalischen Kompositionen, nicht aber von allen behaupte. Er aber redet von der alten Tonkunst, und ich von der neuern; und einem jeden, der weiß, wie wenig wir die erstere kennen, wird es kein Widerspruch zu seyn scheinen, daß die eine nachahmend gewesen seyn kann, ungeachtet die andere es nicht ist.

Ich habe auch eben so wenig die Absicht, die Musik selbst herabzuwürdigen, wenn ich sie aus der Zahl der nachahmenden Künste ausstreiche. Ich gebe zu, daß sie eine schöne Kunst sey, und einen großen Einfluß auf das menschliche Herz habe: ich gestehe ein, daß sie durch ihre Macht, eine große Mannichfaltigkeit von Empfindungen im Hörer zu erregen, ihre Verwandtschaft mit der Dichtkunst darthut, und daß sie nie von ihrer vortheilhaftesten

Seite erscheint, als wenn sie die Dichtkunst zur Dollmetscherinn hat. Ich bin ferner überzeugt, daß, ungeachtet musikalisches Genie ohne Dichtergeschmack, und dichterisches Genie ohne Tonkünstlergeschmack statt finden kann; doch die Vereinigung dieser beiden Talente edlere und stärkere Wirkungen hervorbringe, als ein jedes einzeln thun könnte. Ich gebe endlich zu, daß die Grundsäze und wesentlichen Regeln dieser Kunst eben so sehr in der Natur gegründet sind, als die der Dichtkunst und Mahlerey. Wenn ich aber gefragt werde, was für ein Theil der Natur in einem guten Gemälde oder Gedichte nachgeahmt sey; so finde ich, daß ich eine bestimmte Antwort geben kann. Wenn man mich hingegen frägt, was für ein Theil der Natur, z. B. in Händels Wassermusik, oder Corelli's achtem Koncerte, oder in irgend einem englischen und schottischen Liede nachgeahmt sey; so finde ich, daß ich keine bestimmte Antwort geben kann: — ungeachtet ich vielleicht etwas nicht ganz unwahrscheinliches vorbringen könnte, oder auch, nach vielen Grübeleyen, im Stande wäre, zu zeigen, daß die Musik von der einen oder andern Seite eine nachahmende Kunst sey, vorausgesezt, daß man mir eine jede Bedeutung erlaubte, die es mir gefallen würde, dem Worte nachahmend zu geben.

Die Musik ist nachahmend, wenn sie uns wirklich auf den nachgeahmten Gegenstand hinleitet. Wenn eine Erklärung nöthig ist, und es selbst nach dieser Erklärung noch schwer wird, eine genaue oder merkliche Aehnlichkeit zu entdecken; so würde ich eine solche Aehnlichkeit nicht für eine Nachahmung der Natur halten, sondern sie vielmehr in Ansehung der Aehnlichkeit mit denen Gemälden vergleichen, deren Handlung man ohne einen Zettul, der aus dem Munde irgend einer Person herausgeht, nicht entziffern, oder auf denen man das Geschlecht der gemalten Thiere ohne die untergeschriebenen Namen nicht verstehen kann. Zwischen Nachahmung in der Mahlerey, und Nachahmung in der Musik, ist dieser einzige wesentliche Unterschied: — ein schlechtes Gemälde ist allemal eine ungeschickte Nachahmung der Natur; ein gutes Gemälde aber nothwendig eine vollkommene Nachahmung derselben: Musik hingegen kann auf das treffendste nachahmend und doch elend, und gar nicht nachahmend und doch vollkommen gut seyn. Ich habe gehört, daß das Pastorale in dem achten Koncerte von Corelli (das, der Ueberschrift zufolge, für die Nacht der Geburt unsers Heilandes komponirt ist,) eine Nachahmung des Gesangs der über den Gefilden von Bethlehem schwebenden

und sich allmälich gen Himmel erhebenden Engel seyn sollte. Unterdessen ist die Musik nicht von der Art, daß sie von selbst auf diesen Gedanken führte; und selbst mit Hülfe des Kommentars verlangt es eine sehr lebhafte Einbildungskraft, die verschiedenen Gänge und Melodien des Stücks mit den Bewegungen und Schwingungen der himmlischen Heerscharen zu verbinden; wie sie bald emporfliegen und wieder zurückkommen; bald in einer Gegend des Himmels, bald in einer andern; bald in einer oder zween Abtheilungen, bald im vollen Chor singen. Es leuchtet nicht von selbst ein, daß der Verfasser eine solche Nachahmung im Sinne hatte; er mag aber eine solche Absicht gehabt haben, oder nicht; so thut das nichts zur Sache. Seine Musik wird noch gefallen, wenn die angeführte Ueberlieferung sich schon verloren haben wird. Die Harmonien dieses Pastorale sind so außerordentlich und so entzückend süß, daß es fast unmöglich ist, nicht an den Himmel zu denken, wenn man sie hört. Ich möchte sie nicht nachahmend nennen; ich halte sie aber für schöner, als alle nachahmende Musik, die jemals erfunden worden.

Töne können eigentlich und unmittelbar nichts, als Töne, nachahmen; und durch ihre Bewegungen

nichts, als Bewegungen, ausdrücken. Nun giebt es aber nur wenige natürliche Töne und Bewegungen, die die Musik nachahmen darf. Denn solche müssen erstlich mit den Grundgesezen der Kunst vereinbar seyn, und weder der Melodie noch Harmonie widersprechen. Die Grundlage aller wahren Musik aber, und das vollkommenste unter allen musikalischen Instrumenten ist die menschliche Stimme, die man daher als das Vorbild der musikalischen Leiter, und als den Maaßstab musikalischer Töne ansehen muß. Geräusch also und unharmonische Laute von einer jeden Art, die eine gute Stimme nicht ohne eine gewaltsame Anstrengung hervorbringen kann, müssen aus dieser gefälligen Kunst gänzlich verbannt werden: denn es ist unmöglich, daß solche Töne, die eine unnatürliche Anstrengung entweder des Sängers, oder des Redenden erfordern, dem Hörer jemals ein daurendes Vergnügen geben könnten. Ich sage mit Fleiß: dauernde Befriedigung: denn ich läugne nicht, daß das unnatürliche Gekreisch italiänischer Sänger nicht Ueberraschung, oder eine augenblickliche Unterhaltung, verschaffen sollte; aber solche Schreys sind nicht Musik: man bewundert sie nicht wegen ihrer Angemessenheit oder ihres Pathos, sondern, wie Seiltanzen und Feuerfressen, blos deswegen, weil sie ungewöhnlich und schwer sind. —

Ueberdem ist der Endzweck aller ächten Musik, in der menschlichen Seele gewisse Empfindungen hervorzubringen, oder zu gewissen Empfindungen vorzubereiten; nun aber sind alle Empfindungen und Leidenschaften, über welche die Musik einige Gewalt hat, von der angenehmen Art. Und also müssen in dieser Kunst keine andere Nachahmungen natürlicher Töne und Bewegungen Plaz finden, als solche, die angenehme Empfindungen einflößen oder erregen. Der Gesang gewisser Vögel, das Gemurmel eines Bachs, die Zurufungen einer Volksmenge, das Brausen eines Sturms, das Brüllen des Donners, oder das Geläute von Glocken, sind Töne, die mit angenehmen oder erhabenen Empfindungen verbunden, und sowohl mit Melodie, als Harmonie vereinbar sind. Sie können also nachgeahmt werden, wenn sich dem Künstler Gelegenheiten darzu darbieten; aber das Krähen von Hähnen, das Gebell von Hunden, das Mauen von Kazen, das Grunzen von Schweinen, das Geschnatter von Gänsen, das Gekakel von Hennen, das Geschrey eines Esels, das Gekreisch einer Säge und das Geknarre eines Wagenrades würde die vortreflichste Musik lächerlich machen. Die Bewegung eines Tanzes, oder der langsame Gang einer Legion ins Treffen, kann nachgeahmt werden;

aber die nachgeahmte Bewegung eines trottirenden Pferdes würde unerträglich seyn.

Es giebt noch eine andere Nachahmung durch Töne, die niemals in der Musik gehört werden sollte. Die Höhe oder Erhöhung von Gegenständen durch hohe, und ihre Senkung durch niedrige oder tiefe Noten auszudrücken, ist eben so wenig schicklich, als irgend ein unglückliches Wortspiel nur seyn kann. Noten werden hoch oder tief nach ihrer Lage auf der geschriebenen Tonleiter genannt. Es wäre gar keine Ungereimtheit gewesen, wenn man die höchsten Noten durch Charaktere ausgedrückt hätte, die unten an der musikalischen Leiter wären gesezt worden, und die tiefsten Noten durch andere an ihrer Spize, wenn Gewohnheit oder Zufall es so gewollt hätten. Und man hat wirklich Ursache, zu glauben, daß so etwas in der musikalischen Leiter der Alten Statt gefunden habe. Wenigstens ist es wahrscheinlich, daß der tiefste Ton von den Römern summa, und der schärfste ima genannt wurde: welche Benennungen vielleicht aus dem Bau und der Einrichtung ihrer musikalischen Leiter entstanden, indem die Saite, die den ersten von sich gab, den höchsten, und die, von welcher der leztere erklang, den niedrigsten Plaz einnahm. — Und doch würden manche

einen Gesang für fehlerhaft halten, wenn das Wort Himmel in eine niedrige Note, und das Wort Hölle in eine hohe gesezt würde.

Alle diese Arten von unerlaubter Nachahmung sind gebraucht, und zwar von Männern gebraucht worden, von denen man etwas beßres hätte erwarten können. Dieser Mißbrauch einer edlen Kunst entwischte Swift's Satyre nicht, welcher zwar taub gegen die Reize der Musik, aber gegen die Ungereimtheiten der Tonkünstler deswegen nicht blind war. Er ersuchte den Dr. Ecclin, einen geistvollen und angesehenen Mann in Irrland, eine Kantate zu sezen, um diese kindische Aefferey lächerlich zu machen. In dieser sind die unharmonischsten Bewegungen nachgeahmt, die mit den Empfindungen der menschlichen Seele gar nicht in Verbindung stehen: als das Trottiren und Gallopiren des Pegasus; Töne, die nicht unmusikalischer seyn könnten, Geknarre, z. B., Schneuzen und rauhes bäurisch brüllendes Geigen; die Wörter hoch und tief sind in hohe und tiefe Noten gesezt; eine Reihe kurzer Noten von gleicher Länge drücken Schaudern und Erschüttertwerden aus; eine unregelmäßige Folge flüchtiger Töne, herumirren; ein plözliches Steigen der Stimme, das Fliegen über den Himmeln; und außer diesen finden sich noch andere schnakische Stellen und

Nachahmungen mehr darinn. Mit einem Worte: Swifts Kantate muß einen jeden überzeugen, daß eine alles und stets nachahmende Musik lächerlich seyn würde. — Ich bemerke im Vorbeigehen, daß diese Satyre nicht allein gegen ungeschicktes Nachahmen, sondern auch gegen andere Ungereimtheiten in der Musik gerichtet ist: z. B. gegen die unnüzen Wiederholungen derselbigen Wörter, das unermeßliche Ausschweifen in langen Abtheilungen auf demselbigen Worte, und das Sezen unbedeutender Wörter in Musik.

Wenn ich einiges Recht hätte, in dieser Kunst Geseze zu geben; so würde ich unmaßgeblich vorschlagen, (und ein großer Tonkünstler und vortreflicher Schriftsteller ist derselbigen Meinung. Avison über den musikalischen Ausdruck, S. 57. 60. der zweiten Ausgabe,) daß in bloßer Instrumentalmusik Nachahmung niemals gestattet werden sollte. In Vokalmusik wird der Ausdruck durch die Dichtkunst angezeigt und bestimmt, oder kann es doch wenigstens; der Ausdruck der besten Instrumentalmusik hingegen ist immer zweideutig und ungewiß. In dieser ist also nichts, was die Seele des Zuhörers zur Auffindung der Nachahmung leiten könnte, und diese kann daher, wenn sie auch noch so erlaubt und treffend ist, doch immer übersehen werden. Wäre sie hingegen so außerordentlich

treffend, daß sie unsere Gedanken sogleich auf den nachgeahmten Gegenstand hinlenkte; so würden wir nur allein auf die Nachahmung Acht geben können, und gegen den Totaleindruck des ganzen Stücks unempfindlich bleiben. Mit einem Worte, ich bin geneigt zu glauben, daß Nachahmung in einem Instrumentàlkonzert entweder gar keine, oder eine üble Wirkung hervorbringen würde. Dieselbige Ursache schließt sie von Instrumental Solos aus; vorausgesezt, daß sie so beschaffen sind, daß sie den Namen Musik verdienen; — sind sie bloß dazu bestimmt, die Fertigkeit des Künstlers zu zeigen; so können Nachahmungen und alle nur möglichen Mannichfaltigkeiten von Tönen nach Gutdünken darinn angebracht werden. Alles ist alsdann gut, was die Zuhörer in Verwunderung sezen kann; aber einem solchen Gegeige, oder einer solchen schnellen Fingerbewegung möchte ich eben so wenig den ehrenvollen Namen der Musik geben, als ich Swifts Ode auf Ditton und Whiston den Namen der Dichtkunst geben möchte.

In wahrer Vokalmusik bestimmen die Worte den Ausdruck und Sinn, und heften die Aufmerksamkeit des Hörers darauf. Hier also können erlaubte Nachahmungen angebracht werden, sowohl deswegen, weil der Inhalt des Gesangs sie bemerklich macht, als weil die Aufmerksamkeit des

Hörers nicht in Gefahr ist, von der Hauptsache abgeleitet zu werden. Aber auch hier müssen die Nachahmungen in das Akkompagnement der Instrumente gelegt, nicht aber dem Sänger aufgedrungen werden, ausgenommen, wenn sie ausdrucksvoll und musikalisch sind, und von der Stimme leicht können erreicht werden. Im Gesange, der immer der Haupttheil ist, muß Ausdruck herrschend seyn, und Nachahmung niemals Statt finden, als wenn sie den Ausdruck begünstigt. Ueberdem sind die Töne der menschlichen Stimme, ungeachtet sie die rührendsten unter allen sind, den Sprüngen der nachahmenden Melodie nicht angemessen, und diese erscheint daher auf einem Instrumente immer von der vortheilhaftesten Seite. In dem ersten Theile des vortreflichen Liedes: Hide me from day's gairish eye, u. s. w. ahmt Händel das Geräusch von Gebüschen und Gewässer im Akkompagnement nach. In einer andern Arie desselbigen Oratorio: On a plat of rising ground, u. s. w. läßt er den Baß die Abendglocke nachahmen. In einem andern schönen Gesange: Hush, ye pretty warbling choir, — begleitet er die Singstimme mit einem Flageolet, das das Singen der Vögel nachahmt. In dem „Sweet Bird, that shun'st the noise of folly“ ist das Hauptakkompagnement eine deutsche Flöte, die gelegentlich die Töne der Nachtigall

ausdrückt. Dann und wann macht er den Gesang selbst nachahmend, wenn nämlich Ausdruck und Nachahmung zusammentreffen, und die leztere der menschlichen Stimme erreichbar ist. So läßt er in dem Liede: Let the merry bells ring round, die Singstimme anfangs das Geläute von Glocken, und am Ende die Bewegung und Munterkeit eines Tanzes nachahmen.

Das Schickliche solcher Nachahmungen wird nicht leicht jemand streitig machen. Und doch ist Händel, ungeachtet seiner unerschöpflichen Erfindungskraft, und seiner bewundernswürdigen Talente für das Erhabene und Rührende, Anwandlungen von lächerlicher Nachahmung ausgesezt, und irrt häufig in ihrem Gebrauch. Wenn er in dem Liede: What paſſion cannot muſic raiſe and quell, an die Worte kommt: his liſtening brethren ſtood around, and wondering on their faces *fell*, so fällt das begleitende Violoncell plözlich von einer schnellen und hohen Bewegung in eine tiefe und lange Note herab. So wohl in diesem Liede, als noch mehr in den übrigen Werken dieses großen Meisters, finden sich noch viele Beispiele von dieser Art *).

*) Das niedliche Schäferlied von Shakespear, „When Daiſies pied, and violets blue" ist von

Das bisher Gesagte kann dazu dienen, sowohl die Gränzen und den Umfang, als den Werth der nachahmenden Musik zu bestimmen *). Sie erstreckt sich allein über diejenigen natürlichen Töne und Bewegungen, die an sich selbst angenehm sind, mit Melodie und Harmonie bestehen, und mit angenehmen Empfindungen und Eindrücken begleitet sind. Ihr Verdienst ist so unbeträchtlich, daß bloße Instrumentalmusik ehe dabey verliert, als gewinnt; und Vokalmusik braucht sie blos als eine Hülfe und Verstärkung des Ausdrucks: einige seltene Fälle ausgenommen, wo die Nachahmung selbst eben so ausdruckvoll als angenehm ist, und von der menschichen Stimme erreicht werden kann.

Herr Leveridge in Musik gesezt worden, der die Singstimme nicht allein den Ton des Kukuk, (welches noch geduldet werden kann, da er leicht nachzumachen, und vollkommen musikalisch ist,) sondern auch das Geschrey der Eule nachahmen läßt.

*) Unter nachahmender Musik verstehe ich stets die Nachahmung natürlicher Töne und Bewegungen. Von Fugen und andern ähnlichen Kunststücken, die, gleich dem Wiederhall, besondere Theile der Melodie wiederholen, oder nachahmen, rede ich an diesem Orte nicht.

Die größten Meister sehen es als einen Grundsaz an, daß Melodie und Harmonie nicht einmal um des Ausdrucks willen beleidigt werden dürfen. (Avison über den musikalischen Ausdruck, S. 56.) Ausdruck, der mit diesen unvereinbar ist, ist nicht musikalischer Ausdruck, und ein Komponist, der sie nicht zu vereinigen weiß, stößt gegen die wesentlichen Geseze seiner Kunst an *). Wenn wir aber

*) Harmonie und Melodie sind der wahren Musik so wesentlich, als die Perspektive es der Mahlerey ist. So sorgfältig ein Mahler auch seyn mag, seinen Figuren im Hintergrunde Ausdruck zu geben; so muß er doch ihre Farben nicht so erhöhen, und ihre Umrisse nicht so abschneiden, daß er darüber die Geseze der Perspektive beleidigt, und die Figuren selbst zu nahe bringt. Eben so fehlt ein Tonkünstler, wenn er die Harmonie eines Stücks verlezt, um den Ausdruck zu verstärken. In der Dichtkunst findet etwas diesem ähnliches Statt. In solchen Gedichten, die eine regelmäßige und gleichförmige Versifikation verlangen, kann es dem Dichter vielleicht in einigen seltnen Fällen erlaubt seyn, sich über die Regeln seiner Versart wegzusezen, um den Wohllaut seines Verses destomehr Nachdruck zu geben. Milton wenigstens ist berechtigt, sich eine solche Freiheit zu nehmen:

Nachahmung mit Ausdruck vergleichen; so muß der Vorzug der leztern einem jeden einleuchten. Nachahmung ohne Ausdruck ist nichts: Nachahmung, die dem Ausdruck schadet, ist fehlerhaft: Nachahmung ist unerträglich, wenn sie nicht Aus-

— Eternal Wrath
Burn'd after them to the bottomless pit.

Par. Lost.

und Virgil:

Proluit insano contorquens vortice Sylvas
Fluviorum rex Eridanus. —

Georg I.

und Homer:

Δια μεν ἀσπιδος ἠλθε φαεινῆσ ὀμβριμον ἐγχοσ.

Iliad. III.

Aber dergleichen Freiheiten müssen nicht zu auffallend seyn; und ich weiß daher nicht, ob Dyer nicht Tadel verdient, wenn er in der Absicht, seinen Vers nachahmend zu machen, einen trochäischen Vers von vier und einem halben Fuße, statt eines fünffüßigen Jamben braucht:

The pilgrim oft
At dead of night, midst his oraison hears
Aghast the voice of Time; disparting Towers
Tumbling all precipitate, down dash'd,
Rattling around etc.

Ruins of Rome.

druck befördert und verstärkt. Wenn also die höchste Vollkommenheit in Instrumentalmusik ohne Nachahmung erreicht werden kann; und wenn sie selbst in der Vokalmusik nur ein geringeres Verdienst hat; so folgt, daß die Nachahmung der Natur dieser Kunst nicht wesentlich sey, ungeachtet sie bisweilen, wenn sie mit Geschmack angebracht wird, ein Zierrath derselben werden kann.

Verschiedene Leidenschaften und Empfindungen geben freilich der menschlichen Stimme verschiedene Töne und Accente. Läßt sichs aber deswegen behaupten, daß die Töne der rührendsten Musik mit der Stimme einer Manns- oder Frauensperson eine Aehnlichkeit habe, die unter der Erschütterung einer heftigen Leidenschaft redet. Der flache Schlüssel ist einem melancholischen Gegenstande angemessen; und wenn ich über die nachahmenden Eigenschaften dieser Kunst raffiniren wollte; so würde ich folgenden Grund davon angeben, daß nämlich Schwermuth, indem sie die Lebensgeister niederschlägt, die Stimme schwächt, und sie durch kleinere Terzen steigen macht, die nur aus vier Semitonien bestehen, als durch größere Terzen, die aus fünfen zusammengesezt sind. Ist aber dieses nicht mehr ein Schein, als ein wirklicher Grund? Giebt es nicht melancholische Arien in dem scharfen, und muntere in dem flachen Schlüssel? Ja, trift

man nicht sogar oft in derselbigen Arie Uebergänge von einem Schlüssel in den andern, ohne merkliche Veränderung des Ausdrucks, an.

Muth äußert sich gemeiniglich durch eine starke Stimme, oder durch einen starken Ton der Stimme; kann aber deswegen keine andere, als eine sehr tönende und rauschende Musik Tapferkeit einflößen? Die Lacedämonier dachten nicht so; sonst würden sie nicht die Musik sanfter Flöten gebraucht haben, wenn sie in die Schlacht giengen. (Aul. Gell. I. c. 11.) Wenn man den Einwurf machte, daß der feste entschlossene Muth, den die spartanische Musik einflößen sollte, sich nicht in einem lärmenden, sondern vielmehr in einem gefälligen Accente oder Tone äußere; so würde ich demjenigen, der dieses einwürfe, den Vorschlag thun, aus allen den Arien, die er kennte, diejenige auszusuchen, von welcher er glaubte, daß sie seinen Muth am meisten erwecken müßte, und dann Acht zu geben, in wiefern eine solche befeurende Komposition der Stimme eines Heerführers ähnlich genannt werden könnte, der seine Krieger entweder nach dem Siege bewillkommte, oder sie dazu aufmunterte. Shakespear redet von der »die Lebensgeister erweckenden Trommel,« und man muß gestehen, daß das Beiwort nachdrücklich ist. Aber warum erweckt die Trommel den Muth? Etwa

weil ihr Schall die Stimme eines tapfern Mannes nachahmt, oder weil die Bewegung der Trommelstöcke den Bewegungen seiner Glieder und Arme ähnlich ist?

Viele Christen (und ich wünschte sagen zu können, alle,) wissen es aus ihren eigenen heilsamen Erfahrungen, daß die Töne der Orgel eine bewundernswürdige Macht in der Erregung und Verstärkung andächtiger Empfindungen haben. Kann man aber deswegen sagen, daß zwischen den Tönen dieses vortreflichen Instruments, und der Stimme eines Gottverehrenden Menschen, irgend eine Aehnlichkeit sey?

Eine von den rührendsten Stylen in der Musik ist das Pastoral. Einige Arien erinnern uns an das Land, an »ländliche Aussichten und Schälle,« und stimmen das Herz zu der heitern Ruhe, der gefälligen Schwermuth, den »Frühlingsfreuden,« die Haine und Bäche, Heerden, Hügel und Thäler einflößen. Aber was ahmen diese Schäferarien nach? Etwa das Gemurmel von Bächen, die Gesänge der Vögel, das Brüllen und Blöcken der Heerden, oder den Wiederhall der Thäler und Berge? Viele Schäferarien ahmen nichts von allem diesen nach. Was aber suchen sie denn nachzuahmen? — Vielleicht die Gesänge der Ackerleute, Milchmädchen oder Schäfer? Ja:

sie sind so, als wir glauben, von den Landleuten gehört zu haben, oder gehört haben könnten. Dann müßten sie den Liedern des Landvolks ähnlich seyn, und wenn dies der Fall wäre; so müßten die lezteren im Schäferstyl seyn. Aber was ahmen denn die Gesänge des Landvolks, die vorausgesezten Vorbilder der Pastoralmusik, nach? Wieder andere Gesänge des Landvolks? Diese Antwort schiebt also die Schwierigkeit nur um eine Stuffe weiter hinauf, hebt sie aber im geringsten nicht. Ahmt die Schäfermusik ländliche Töne nach, die belebte oder unbelebte Wesen von sich geben? oder ländliche Bewegungen — von Menschen, Thieren, Vögeln? von Winden, Wäldern, Gewässern? — Mit einem Worte, eine Arie kann eine Schäferarie, und im höchsten Grade gefallend seyn, und doch weder Töne, noch Bewegungen, noch sonst etwas nachahmen.

Man muß aber dennoch zugeben, daß sich zwischen gewissen musikalischen Noten, und gewissen Gemüthsbewegungen eine gewisse Analogie oder Verhältniß, wo nicht Aehnlichkeit finde. Sanfte Musik kann sanften Empfindungen verwandt oder ähnlich angesehen werden: laute Musik, wenn die Töne süß sind, und nicht zu schnell auf einander folgen, erhabenen; und eine plözliche Folge von lärmenden Noten, wie die einer Trommel sind,

scheinen mit heftigen und ungestümen Leidenschaften in einem gewissen Verhältnisse zu stehen. Ferner findet sich bisweilen von Natur, bisweilen durch die Gewohnheit, eine gewisse Verbindung zwischen gewissen musikalischen Instrumenten, und gewissen Pläzen und Gelegenheiten. So sind eine Flöte, Hoboe und Sackpfeiffe einer ländlichen Musik angemeßner, als eine Geige, Orgel oder ein Flügel, weil jene leichter können fortgebracht werden, und den Wirkungen einer schlimmen Witterung weniger ausgesezt sind. Aus eben dieser Ursache muß eine Orgel, sowohl ihrer Größe als ihres lauten Tons wegen, entweder in einer Kirche, oder in einem sehr großem Zimmer aufgestellt werden. Violinen und Violoncellen, die von Feuchtigkeiten leiden könnten, werden zu häuslichen musikalischen Ergözungen gebraucht, da Trommel und Trompeten, Pfeiffen und Waldhörner sich besser in freier Luft und auf offnem Felde ausnehmen. Daher rührt es, daß gewisse Töne und Arten von Musik mit gewissen Pläzen, Gelegenheiten und Empfindungen so innigst verbunden werden, daß wir in eben dem Augenblicke, in welchem wir die erstern hören, an die leztern denken, und, nach Verschiedenheit der Umstände, mehr oder weniger von ihnen gerührt werden. Der Ton einer Orgel, zum

Beispiel, erinnert einen jeden an eine Kirche, und an die Empfindungen, die dieser Stätte entsprechen; kriegerische Musik, an kriegerische Gegenstände; Flöten und Hoboen, an Gedanken und Bilder des Landlebens. Hieraus kann man wenigstens einen Theil des Ausdrucks und der Gewalt der Musik erklären; erklären, woher es komme, daß durch gewisse Arten von Musik gewisse Empfindungen erregt, und gewisse Gedanken aufgeweckt werden. Hieraus folgt aber nicht, daß die Musik eine nachahmende Kunst in der Bedeutung sey, worinn Dichtkunst und Mahlerey es sind. Zwischen einem Porträt und seinem Original; zwischen den Bildern und Gedanken, die eine dichterische Beschreibung aufweckt, und zwischen den beschriebenen Gegenständen, ist die genauste Aehnlichkeit; allein zwischen einer sanften Musik und einer ruhigen Gemüthsverfassung findet sich keine solche. Eben so ist die Verbindung zwischen den Tönen einer Orgel oder Trommel und zwischen Muth und den Empfindungen der Andacht: zwischen Flötenmusik und Schäferleben ist nur eine zufällige Verbindung, die durch die Gewohnheit gemacht worden, und sich vielmehr auf die Natur der Instrumente, als auf die der Musik gründet.

Man könnte vielleicht denken, daß die Menschen ursprünglich durch die Nachahmung der Vögel singen lernten; und, weil Vokalmusik für das Muster von Instrumentalmusik allgemein anerkannt wird, daß folglich auch die ganze Kunst ursprünglich nachahmend gewesen sey. Wenn man auch das Faktum zugäbe; so würde daraus nur folgen, daß die Musik in ihrem Angebinn nachahmend war, nicht aber, daß sie es noch immerfort ist. Es läßt sich nicht behaupten, daß unsere Musik dem Gesange der Vögel gleiche, oder daß unsere Komponisten sich den leztern zum Muster vorsezten. Allein es ist vergebens, aus solchen Hypothesen zu schließen; das angenommene Faktum, ungeachtet es von verschiedenen Schriftstellern als richtig zugegeben worden, hat nicht die geringste Beweise vor sich, und ist im Grunde eine Ungereimtheit. Wie läßt es sich nur denken, daß die Menschen durch die Nachahmung der Vögel singen lernten? Ich möchte eben so gern voraussezen, daß die Menschen reden lernten, indem sie das Wiehern der Pferde nachahmten, oder das Gehen durch die Beobachtung und Nachahmung des Schwimmens der Fische: oder daß die Staatsverfassung von Großbritannien nach dem Plan eines Ameisen Hügels entworfen wurde. Ein jeder

Tonkünstler, der nur einigermaßen in den Grundsäzen seiner Kunst unterrichtet ist, weiß es, und kann es beweisen, daß, wenigstens in der scharfen Reihe, die Eintheilungen der diatonischen Leiter, die der Maaßstab unsrer Musik ist, nichts künstliches, sondern in der Natur selbst gegründet sind. Das Singen der Vögel, wenn wir den Kukuk und einen oder ein Paar andere ausnehmen, kann gar nicht auf diese oder irgend eine andere von Menschen erfundene Tonleiter zurückgebracht werden. Denn Vögel wechseln ihre Töne nach solchen Intervallen ab, die die menschlichen Organen ohne unnatürliche Anstrengungen gar nicht nachahmen können, und von denen es sich also auch gar nicht voraussezen läßt, daß die menschliche Kunst jemals hätte versuchen können, sie in geschriebenen Zeichen auszudrücken. Es ist also offenbar, daß die Natur für den Menschen eine andere Art von Musik, als für die Vögel bestimmte, und wir haben nicht mehr Ursache zu glauben, daß die erstere aus einer Nachahmung der leztern entstand, als daß Dohlennester die Muster der gothischen Baukunst, oder die Zellen in einem Bienenkorbe die Ideale der Griechischen gewesen sind.

Musik also gefällt, nicht, weil sie nachahmend ist, sondern weil gewisse Melodien und Harmonien

eine Fähigkeit (aptitude) haben, in der Seele gewisse Empfindungen und Leidenschaften zu erregen. Die Vergnügungen, die Melodie und Harmonie uns verschaffen, können selten oder niemals in diejenige Ergözung aufgelöst werden, die unsere Seele aus der Nachahmung der Natur empfängt.

Alles dieses (sagt man vielleicht) ist nur ein Wortstreit. Wenn diesem auch so wäre; so ist der Streit doch immer, in Rücksicht auf Kunst und Wissenschaft, von einer gewissen Erheblichkeit. In den Wissenschaften ist es wichtig, daß Philosophen ihre Wörter in einem bestimmten Sinn nehmen, und daß Dinge unter ihre gehörigen Klassen gebracht werden. Eben so ist es für eine jede Kunst wichtig, daß man ihren Zweck recht erkenne, und daß Künstler nicht veranlaßt werden, etwas als ihrer Kunst wesentlich anzusehen, was doch nur zufällig, oft unzweckmäßig, meistens unnöthig, und höchstens nur ein Zierrath ist.

Zweiter Abschnitt.

Aus welchen Gründen läßt sich das Vergnügen erklären, was die Tonkunst uns giebt?

Ich sagte vorher, daß gewisse Harmonien und Melodien eine Fähigkeit haben, gewisse Empfindungen und Leidenschaften in der menschlichen Seele hervorzubringen. Ich will jezo diese Fähigkeit etwas genauer untersuchen, und aus allgemein für wahr erkannten Grundsäzen über die menschliche Natur, die Ursachen des Vergnügens der Musik zu erklären suchen. Ich kenne die Schwierigkeit der Frage, und meine Unfähigkeit, ihr Genüge zu leisten, sehr wohl; aber eben deswegen verspreche ich keine vollständige Untersuchung, noch sonst etwas, als einige abgerissene Bemerkungen. Weil ich keine Theorie zu verfechten habe, und der Gegenstand, ungeachtet er amüsiren kann, von keiner großen Wichtigkeit ist; so werde ich weder in meinen Behauptungen entscheidend, noch in meinen Raisonnements sehr abstrakt seyn.

Der gemeine Mann sowohl, als Sprachgebrauch, unterscheiden unter dem Sinn des Gehörs, und demjenigen Vermögen, wodurch wir aus der Musik Vergnügen genießen, und was gemeiniglich das **musikalische Ohr** genannt wird. Ein jeder

weiß es, daß Hören, und Vergnügen an Melodie finden, zwey ganz verschiedene Dinge sind, und daß viele Menschen das erstere in der größten Vollkommenheit besizen, die doch des leztern beraubt sind. Das leztere ist in der That, wie das erstere, eine Gabe der Natur; und kann, wie andere natürliche Gaben, schwach bleiben, wenn man es vernachläßigt, und außerordentlich verbessert werden, wenn man es übt. Und ungeachtet eine jede Person, die hört, durch Unterricht und lange Erfahrung gegen die musikalischen Eigenschaften der Töne in so weit empfindlich gemacht werden kann, daß sie auf eine gewisse Art durch gute Musik ergözt, und durch eine schlechte beleidigt wird; so werden doch immer ihre Vergnügungen und unangenehme Empfindungen, sowohl dem Grade als der Art nach, sehr von denjenigen verschieden seyn, die Personen von einem wahrhaftig musikalischen Ohr zu Theil werden.

1. Hängt nicht ein Theil des Vergnügens, was Melodie und Harmonie geben, von der Natur der Noten oder Töne ab, die sie hervorbringen? Gewisse unartikulirte Töne wirken, besonders wenn sie fortgesezt werden, auf eine sehr gefällige Art auf die Seele. Sie scheinen die Aufmerksamkeit von den lärmenderen Beschäftigungen des Lebens abzuziehen, und, ohne die Seele heftig zu bewegen,

eine Reihe sanfterer Vorstellungen in ihr zu erzeugen, die ihre Kräfte dann und wann einwiegen, zu andern Zeiten aber die Empfindlichkeit erhöhen, und die Phantasie reizen. Es ist gar keine ungereimte Voraussezung, wenn man annimmt, daß der Körper auf eine mechanische Art von ihnen afficirt wird. Wenn man in der Kirche bey gewissen Tönen den Boden und die Stühle zittern hört; wenn eine Saite vibrirt, indem eine andere von gleicher Länge, Dicke und Spannung berührt wird; wenn eine Person, die in der Nachbarschaft eines Flügels niest, oder laut redet, die Saiten dieses Instruments oft denselben Ton nachhallen hört; so dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß einige von den feinern Fibern in eine zitternde Bewegung versezt werden, wenn sie mit gewissen Tönen, die äußere Gegenstände von sich geben, einstimmig sind. Daß gewisse körperliche Schmerzen von gewissen Tönen besänftigt werden könnten, glaubten Römer und Griechen; und wir wissen es aus dem unverwerflichsten Zeugniß, daß wenigstens eine Art von Wahnsinn einst durch Melodie geheilt werden konnte. (1 Buch Sam. 16 Kap. 23 V.) Diese und andere ähnliche Fakta können nicht leicht erklärt werden, wenn man nicht voraussezt, daß gewisse Töne einen physischen Einfluß auf gewisse Theile des Körpers haben. —

Dies mag sich aber verhalten, wie es will; so ist es außer allem Zweifel, daß die Seele durch bloße Töne, in denen weder Ausdruck noch Modulation ist, angenehm gerührt werden kann: nicht allein durch die Töne der Harfe und anderer musikalischen Instrumente, sondern auch durch das Gemurmel von Winden, Gebüschen und Wasserfällen *), ja sogar durch die Zurufungen des Volks, durch das Geheul des Oceans im Sturm, und, wenn jemand ihm ohne Furcht zuhören kann, durch die »tiefe und furchtbare Orgelpfeiffe,« den Donner selbst.

Nichts wird in einem musikalischen Instrumente oder Spieler mehr geschäzt, als Süßigkeit, Fülle und Mannichfaltigkeit der Töne. Schälle sind unangenehm, wenn sie entweder durch ihre Schärfe, oder durch eine die Aufmerksamkeit ermüdende Feinigkeit, das Ohr beleidigen. Volle und markigte Töne aber, wie die des Donners, des Sturms, oder der Orgel, erheben die Seele durchs Ohr; so wie außerordentliche Größe, die wir mit

*) Quae tibi, quae tali reddam pro carmine dona?
Nam neque me tantum venientis sibilus austri,
Nec percussa juvant fluctu tam littora, nec quae
Saxosas inter decurrunt flumina valles.

Virgil. Eclog. 5.

den Augen wahrnehmen, in ein angenehmes Erstaunen versezen. Sie erregen dadurch, daß sie die Vorstellungen einer großen Macht, und bisweilen auch einer großen Ausdehnung in uns hervorbringen, eine ergözende Bewunderung, und scheinen mit der geistigen Natur der Seele übereinzustimmen, deren größtes Verlangen auf Wahrheit, Tugend und Unsterblichkeit gerichtet ist, und für die das größte und beste aller Wesen der Gegenstand der entzückendsten Betrachtungen wird. Süßigkeit des Tons, wie Schönheit der Form und Farben, bringen eine ruhige Behaglichkeit des Geistes hervor, die mit einem gewissen Grade von Freude verbunden ist, welche in einem sanften Lächeln auf den Gesichtern der Zuhörer oder Zuschauer spielt. Gleichförmige Töne gefallen, wie glatte und ebene Flächen, im Ganzen immer mehr, als rauhe, ungleiche oder unterbrochene. Ja, wie die fließende Kurve, die der Schönheit der Form so wesentlich, und in den Umrissen schöner Thiere so bemerkbar ist, das Auge ergözt; eben so bringen allmälich steigende und fallende Töne angenehme Wirkungen im Ohre und in der Seele hervor. Die erstern erwecken unsere Kräfte, die andern beruhigen sie; die einen befördern eine sanfte Beschäftigung, die andern Ruhe.

Unter allen Arten von Tönen aber gehen keine unmittelbarer ans menschliche Herz, als die menschliche Stimme; und alle Instrumente, die sich ihr am meisten nähern, sind in Ansehung des Ausdrucks die rührendsten, und in Ansehung des Tons die vollkommensten. Die Noten einer männlichen Stimme, wenn sie gut angestimmt und gebraucht werden, haben eine Fülle, Abwechslung und Ausdruck, die kein Instrument erreichen kann; und eine schöne weibliche Stimme, die von einem gefühlvollen Herzen geleitet wird, ist ohne alle Vergleichung der süßeste und schmelzendste Ton in der Kunst und Natur. Ist es ist nicht sonderbar, daß das musikalischste Volk auf der Erde, unzufrieden, wie es scheint, mit allen beiden, sich den schändlichsten Vorwürfen ausgesezt hat, bloß um eine dritte Art von Stimme einzuführen, der die Vollkommenheit von beiden vorhergehenden fehlt? Kann man es nicht mit Wahrheit behaupten, daß keine Person von unverdorbenem Geschmack, die Musik, auf die ich hier deute, zum erstenmale ohne eine Art von Schauder und Abscheu hörte, die nicht allein aus den unangenehmen Vorstellungen dessen, was ein jeder vor sich sah, sondern auch aus der schmetternden Schärfe des Tons entstand, der das Ohr traf? Man sage nicht, daß durch dieses verabscheuungswürdige Mittel Chöre vollständiger

gemacht, und Melodien ausgeführt werden, die vorher ganz unausführbar waren. Nichts, was die Menschlichkeit beleidigt, sollte in menschlicher Kunst Statt finden; auch kann kein gutes Ohr durch einen unnatürlichen Ton, und kein guter Geschmack durch eine zu verwickelte Komposition befriedigt werden. Gewiß, ein jeder Freund der Musik und des menschlichen Geschlechts muß ein Verfahren abgeschaft wünschen, was beiden zur Schande gereicht, und seiner Folgen wegen so wenig wünschenswerth ist, daß man mit Wahrheit sagen kann, es leiste weiter nichts, als eine edle Kunst zu Künsteleien und Grimassen herabzuwürdigen, und die menschliche Stimme in ein Vehikel, nicht von menschlichen Empfindungen, sondern von bloßen leeren Gekreisch zu verwandeln.

2. Einige Noten, wenn sie zusammentönen, haben eine angenehme, andere eine unangenehme Wirkung. Die erstern sind Konsonanzen, die andern Dissonanzen. Wenn die Zitterungen der Luft, die durch zwo oder mehrere gleichzeitige Noten hervorgebracht werden, zusammenfließen, so ist die Wirkung angenehm; wenn sie sich gegenseitig zurückstoßen, so ist die Wirkung unangenehm. Diese Uebereinstimmungen sind nicht alle gleich vollkommen, so wenig, als die Zurückstoßungen gleich heftig sind. Nicht alle Konsonanzen sind

daher gleich süß; nicht alle Dissonanzen gleich beleidigend. Es könnte sich vielleicht jemand, der in der Musik unerfahren ist, vorstellen, daß die angenehmste Harmonie *) durch die süßesten Konsonanzen, ohne die geringste Einmischung von Dissonanzen, hervorgebracht werde; so wie ein Kind sich vielleicht einbildet, daß das köstlichste Gastmahl aus lauter Zuckerwerk bestehen müsse. Allein beide würden sich in gleichem Grade hintergehen. Dieselbige Konsonanz kann nach ihrer Stellung mehr oder weniger angenehm seyn; und die süßesten Konsonanzen bringen oft die besten Wirkungen hervor, wenn sie neben andern weniger lieblichen, oder selbst Dissonanzen angebracht werden. Sie sind alsdann am angenehmsten, weil sie sich am meisten heben; so wie Gesundheit nach Krankheit, Freiheit nach Gefangenschaft, und ein süßer Geschmack nach einem bittern doppelt angenehm sind. Dissonanzen sind daher zur Vollkommenheit der Harmonie nothwendig. Aber Konsonanzen müssen herrschend seyn, und zwar in einem solchen Grade, daß, seltene Fälle ausgenommen,

*) Melodie ist in der Kunstsprache die angenehme Wirkung einer einzelnen Reihe von Tönen; Harmonie die angenehme Wirkung zwoer oder mehrer gleichzeitiger Reihe von Tönen.

die Dissonanzen selbst einem feinem Ohr kaum bemerkbar sind.

Tonkünstler haben sich bemüht, die Geseze zu entdecken, nach welchen Konsonanzen und Dissonanzen so geordnet werden müßten, daß sie die vortheilhaftesten Wirkungen hervorbringen; und haben auf diese Art die ganze Kunst der Harmonie unter gewisse Regeln gebracht, von denen einige mehr, andere wenig nothwendig oder übertretlich sind. Diese Regeln können nicht strenge bewiesen werden: denn ungeachtet einige davon aus der Natur des Schalls auf eine wahrscheinliche oder vernünftige Art abgeleitet werden könnten; so bleibt doch immer das menschliche Ohr der höchste Richter ihres Werths und ihrer Wahrheit. Sie sind unterdessen auf so genaue und richtige Beobachtungen gegründet, daß kein Künstler es sich jemals hat einfallen lassen, sie bezweifeln zu wollen. Rousseau giebt zwar hin und wieder zu verstehen, daß Erziehung und Gewohnheit uns vielleicht an einem ganz verschiedenen System von Harmonie ein gleiches Vergnügen finden machen könnte: ein Gedanke, den ich nicht von einem Schriftsteller erwartet hätte, der meistens ein unbedingtes Zutrauen zu unsern natürlichen Empfindungen verräth und empfiehlt, der die menschliche Natur sehr gut, und die Musik besser, als irgend

ein anderer Philosoph kennt. Daß ein Baß von Septimen, oder Quarten, oder auch von Quinten, einem menschlichen Ohre jemals so angenehm werden sollte, als ein anderer, der den Gesezen der Kunst gemäß ist, scheint mir eben so unbegreiflich, als daß Virgil noch immer eben so sehr gelesen und bewundert werden sollte, wenn er in die holperichste Prose übersezt würde. Rousseau konnte nicht die Absicht haben, seine Bemerkung über das ganze System, sondern nur über einige der mechanischen Geseze auszubreiten; und freilich muß man gestehen, daß es in der Musik, wie in andern Künsten, Geseze gebe, die keinen andern Grund, als die Gewohnheit oder das Beispiel irgend eines großen Komponisten vor sich haben.

Natürliche Empfindlichkeit ist noch nicht Geschmack, ungeachtet sie dazu nothwendig erfordert wird. Ein Mahler entdeckt in einem Gemälde Schönheiten und Fehler, die ein ungeübtes Auge nicht finden kann. In der Dichtersprache, in der Wahl und Stellung der Worte giebt es viele Feinheiten, die nur diejenigen kennen, die selbst einige Versuche in der Dichtkunst gemacht, und die Werke großer Dichter sowohl, als die Geseze der Kunst studirt haben. Auf eben die Art muß Harmonie selbst in ihren Grundsäzen ein wenig von allen denen studirt werden, die ein wahres Vergnügen

daran finden wollen; und nur allein Uebung kann jemanden die schnelle Empfindlichkeit des Ohrs verschaffen, die ihn in den Stand sezt, den Werth musikalischer Stücke auf eine ihnen angemessene Art zu schäzen, und ihren Unwerth auf eine vernünftige Art zu tadeln. Wenn er einmal den Fortgang und die Beziehungen der verschiedenen Theile bemerken, und in eben dem Augenblicke, in welchem er das gegenwärtige wahrnimmt, sich des Vergangenen erinnern, und das Künftige vorstellen: wenn er endlich die Kunst des Komponisten, und die Geschicklichkeit des Spielers recht empfinden kann; — so wird ein regelmäßiges, gut ausgeführtes Konzert, ihm ein großes Vergnügen geben, wenn auch Regelmäßigkeit sein größtes Verdienst seyn sollte. Das Vergnügen, was ein ungeübter und ununterrichteter Hörer erhält, ist viel geringer; und doch ist in Harmonie etwas, was jedem Ohr gefällt, und in Disharmonie etwas, was jedem Ohr mißfällt. Und wenn ein Stück, das ganz aus Dissonanzen bestünde, gespielt, oder ein anderes, ohne die geringste Rücksicht auf die Geseze der Kunst, komponirt würde; so bin ich überzeugt, daß kein Mensch solche Stücken ohne das größte Mißfallen anhören könnte.

Nach dem, was ich von den angenehmen Eigenschaften musikalischer Noten in aller Kürze

gesagt habe, kann es niemanden mehr fremd scheinen, daß ein blos melodisches oder harmonisches Stück, mit wenig oder gar keinem Ausdruck, aber gut ausgeführt, doch ein gewisses Vergnügen gebe, und zwar nicht allein den in die Geheimnisse der Kunst Eingeweiheten, die dem Komponisten folgen können, sondern auch solchen Personen, die wenig oder nichts von der Kunst verstehen, und daher das ganze Stück nur blos als eine Folge von angenehmen Tönen betrachten können.

3. Pathos aber und Ausdruck machen die größte Vollkommenheit der Musik aus. Ohne diese kann sie das Ohr ergözen, der Seele des Hörers eine kleine Uebung verschaffen, seine Aufmerksamkeit für einen Augenblick von den Sorgen des Lebens abziehen; kann sie ferner des Spielers Geschicklichkeit, oder die Kunst des Komponisten, oder die Vortreflichkeit der Instrumente zeigen: und aus allen oder einigen dieser Ursachen ein gewisses Vergnügen geben; allein ohne unser Herz und Gefühle zu intereßiren, kann sie nie die dauernde, heilsame und innige Befriedigung verschaffen, die die Geber von bürgerlichen oder Kriegsgesezen, und die Stifter oder Verbesserer von Religionen davon erwartet haben. Ist es vielleicht lächerlich, den Wirkungen dieser edlen Kunst Dauer

und Nüzlichkeit zuzuschreiben? — Es sey mir erlaubt, mich ein wenig über ihr Lob auszubreiten. — War nicht einer der weisesten, und am wenigsten sinnlichen Gesezgebern, Lykurg, ein großer Ermunterer der Musik? (Man sehe den Plutarch, in seinem Leben.) Schrieb nicht ein einsichtsvoller gründlicher Schriftsteller die sanfte wohlwollende Gemüthsart der Arkadier den Einflüssen dieser Kunst, und die rohe Härte ihrer Nachbaren, der Cynethier, der Vernachläßigung derselben zu. (Polyb. Lib IV.) Zieht nicht Montesquieu, einer der größten Weltweisen der neuern Zeit, sie allen übrigen Ergözungen, als eine solche vor, die die Seele am wenigsten verderbe? (Esp. des Loix IV. ch. 8.) — Quintilian ist sehr warm und weitläuftig in seiner Lobrede auf die Tonkunst; er erhebt sie als einen mächtigen Reiz zur Tapferkeit, als ein Werkzeug zur Besserung und Ausbildung des Verstandes und Herzens, als eine Helferinn der Wissenschaften, als einen Gegenstand der Aufmerksamkeit der weisesten Männer, als eine Quelle von Trost, endlich als eine Erleichterinn von Arbeiten, selbst für den großen Haufen. (Instit. Orat. I. c. 8.) Die Helden des alten Griechenlandes wetteiferten mit einander in ihren Fortgängen und Geschicklichkeiten in der Musik, und man erzählt es als etwas außerordentliches vom Themistokles,

daß er unerfahren darinn war. Sokrates scheint Vorwürfe des Gewissens wegen der Vernachläßigung dieser Kunst empfunden zu haben. Er sagt nämlich zum Cebes, kurz vorher, ehe er den Giftbecher trank, daß er während seines ganzen Lebens einen Traum gehabt habe, worinn jemand ihm zu sagen geschienen: Sokrates, lege dich auf das Studium und die Ausübung der Musik. Aus Gehorsam gegen diesen ihm gegebenen Rath beschäftigte er sich, während der Zeit seiner Gefangenschaft, damit, daß er einige Fabeln des Aesops in Verse brachte, und einen Lobgesang auf den Apoll verfertigte: die einzige Art von harmonischer Komposition, die er damals in seiner Gewalt hatte. (Phaed. S. 4.) In Kriegsheeren ist Musik stets als eine Quelle von Vergnügen, als eine Richtschnur und Ursache regelmäßiger Bewegung, endlich als eine Anreizung zur Tapferkeit gebraucht worden. Sirachs Sohn erklärt die alten Dichter und Tonkünstler für ehrenvolle Mitglieder, selbst für Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. (XIV. v. 1-8.) Ja Christus selbst und seine Jünger führten diese Kunst in den christlichen Gottesdienst ein, und die Kirche hat in allen Zeiten ihr Beispiel befolgt.

Unterdessen würde die Musik nicht so allgemein geschätzt worden seyn, wenn sie blos instrumental

gewesen wäre. Denn, wenn ich mich nicht irre, so ist doch immer der Ausdruck musikalischer Stücke ohne Dichtkunst zweideutig und unbestimmt; und daher kommt es, daß dieselbige Melodie bey einer jeden Stanze einer langen Ode oder Ballade wiederholt werden kann. Veränderung in den Gedanken des Dichters macht nicht immer eine Veränderung der Musik nothwendig, vorausgesezt, daß der bearbeitete Gegenstand ohngefähr derselbige bleibt. Wenn Kunstrichter bisweilen anders geurtheilt haben; so wurden sie durch die Voraussezung, deren Ungereimtheit einem jeden Tonkünstler bekannt ist, irre geführt, daß es beim Sezen von Versen in Musik nothwendiger sey, besondern Worten besondere Noten anzupassen, als die Natur der Empfindungen überhaupt im Ganzen durch den Haupton der Musik auszudrücken.

Wahr ist es, daß wir mit einer Lieblingsmusik, selbst alsdann, wann sie nicht mit Worten begleitet ist, gewisse Ideen verbinden, die sich durch zufällige Assoziationen zu ihnen gesellt haben können; und wir bilden uns daher zu gewissen Zeiten bisweilen eine Aehnlichkeit zwischen gewissen Melodien und gewissen Gedanken oder Gegenständen ein. So kann ein Schottländer sich leicht vorstellen, daß zwischen der reizenden Musik, die er Tweedside nennt, und den Schönheiten einer herrlichen Land-

schaft eine gewisse Uebereinstimmung sey: und wenn sie also auch nur allein auf einem Instrumente ausgeführt wird; so mag er vielleicht die Vorstellungen romantischer Liebe und ländlicher Ruhe damit verbinden, weil er diese in einer niedlichen kleinen Ode ausgedrückt fand, die er oft hat singen hören. Allein dieses ist eine bloße Wirkung der Gewohnheit; ein Ausländer, der die Musik niemals gehört hat, läßt sich dergleichen nicht einfallen. Alles, was man von einem Fremden erwarten kann, ist dieses, daß er die Melodie für angenehm und einfach erklärt. Er würde lachen, wenn man ihm die Frage vorlegte, ob nicht die Musik mit den Gebüschen, Hügeln, Wiesen, die an einem schönen Flusse liegen, einige Aehnlichkeit habe; und vielleicht würde er nicht mehr Ausdruck von Schäferliebe darinn finden, als von ehelicher, kindlicher oder älterlicher Zärtlichkeit, von sanfter Schwermuth, mäßiger Freude, oder einer jeden andern sanften Gemüthsbewegung. Es ist außer allem Zweifel, daß eine Ode gemacht werden könnte, die eine jede dieser Empfindungen ausdrückte, und doch der Musik anpassend wäre. So zweideutig und ungewiß ist der musikalische Ausdruck.

Eben so wahr ist es, daß bloße Instrumentalmusik ihre Bedeutheit sehr oft äußern Umständen zu danken hat. Wenn ein Heer in völliger

Schlachtordnung gegen den Feind anrückt; so braucht es keine Worte, um der Kriegsmusik Ausdruck und Sinn zu geben. Und eben so kann die feierliche Musik einer Orgel, die den Gottesdienst anfängt oder beschließt, nicht allein die Seele erheben, und unschickliche Gedanken vertreiben, sondern auch andächtige Betrachtungen durch die Kraft befördern, die ihr aus der Würde und Feierlichkeit aller den Hörer umgebenden Gegenstände zuwächst.

Auch läßt es sich nicht läugnen, daß nicht Instrumentalmusik unsere Empfindlichkeit erhöhen und leiten, das heißt, die Seele zu gewissen Rührungen und Empfindungen vorbereiten könne: — zur Traurigkeit, zum Beispiel, mehr, als zur Freude; zur Gemüthsruhe und Andacht mehr, als zur unsteten Heftigkeit oder zum flüchtigen Leichtsinn. Gewisse Töne, sie mögen seyn, von welcher Art sie wollen, bestimmen Menschen blos durch Gewohnheit zu gewissen Handlungen, wenn sie stets mit diesen Handlungen verbunden waren. Dergleichen sind diejenigen, die man gemeiniglich braucht, um die Bewegungen des Tanzes zu leiten.

Es ist aber doch überhaupt richtig, daß die Dichtkunst die unmittelbarste und richtigste Dollmetscherinn der Musik sey. Ohne diese Gehülfinn kann man von dem besten musikalischen Stück wohl

sagen, daß es etwas ausdrücke, aber dessen Sinn nicht bestimmt angeben. Es kann vielleicht das Herz erweichen; Dichtkunst aber, oder Sprache, bleibt immer nothwendig, um die erhöhte Empfindlichkeit in eine wirkliche Empfindung zu verwandeln, und die Einbildungskraft auf bestimmte und rührende Vorstellungen zu heften. Eine gute Symphonie ist einer Rede gleich, die mit Anstand in einer uns unbekannten Sprache gehalten wird: sie kann uns ein wenig affiziren, aber keine bestimmte Empfindung erregen; wir werden vielleicht aufgebracht, oder erweicht und besänftigt, aber nur unvollkommen, ohne zu wissen, wie? — Wenn der Sänger aber dieselbigen Töne mit gewissen Worten verbindet; so übersezt er die Rede in unsere Sprache: alle Ungewißheit verschwindet, die Einbildungskraft wird mit bestimmten Vorstellungen ausgefüllt, und bestimmte Empfindungen nehmen unser Herz ein.

Ein großer Theil unserer Modemusik scheint in der That die Zuhörer mehr zu kizeln, oder in Verwunderung zu sezen, als ihnen einige dauernde Empfindungen einzuflößen. Ist dieser der wahre Endzweck der Kunst, so ist die Modemusik gerade das, was sie seyn soll, und die einfachern Kompositionen älterer Zeiten sind zu nichts nüze. Auch habe ich jezt keine Zeit zu untersuchen, ob es besser

für eine Versammlung sey, auf diese Art gekizelt und in Staunen gesezt zu werden, als die Herzen schmelzen, die Phantasie mit schönen Bildern beleben, oder mit großen erheben zu lassen. Wenn man mir aber dieses zugiebt, daß eine Musik um desto mehr oder weniger vollkommen sey, je mehr oder weniger Gewalt sie über das Herz ausübt; so folgt nothwendig, daß alle Instrumentalmusik, die nicht durch zufällige oder gleichzeitige Umstände, oder Gewohnheit eine gewisse Bedeutung erlangt, in einem gewissen Grade unvollkommen sey, und daß, wenn die in den folgenden Absäzen enthaltene Winke von Komponisten und Sängern vernachläßigt oder übersehen werden, selbst Vokalmusik, der erregten Verwunderung oder vorübergehenden Befriedigung ungeachtet, doch niemals die großen Wirkungen hervorbringen werde, von denen wir wissen, daß sie sie vormals in den Zeiten der Einfalt und des guten Geschmacks erzeugte.

1) Ist nicht gute Musik für schlechte Gedichte gesezt eben so unbedeutend und ausdruckslos, als ein gutes Gedicht in schlechte Musik gesezt, oder harmonische Sprache ohne Sinn und Bedeutung? Und doch scheint der größte Theil der Tonkünstler in Rücksicht auf diese Punkte gleichgültig oder nachläßig zu seyn. Wenn der Klang der Wörter gut, und die Bedeutung von einigen angenehm ist,

wenn ein gehöriger Vorrath von Hügeln und Bächen, von Tauben und Geliebten, von Bergen und Quellen, zugleich mit einer nicht zu verachtenden Sammlung von Sträußern und Lämchen, von Nymphen und Liebesgöttern, von Bergeres und Tortorellas darinn vorkommt; so bekümmern sie sich weiter nicht um den Sinn oder die Eleganz. Bey dieser Nachläßigkeit scheinen sie mir aber eben so wenig für ihre eigene Ehre, als für die vernünftige Unterhaltung und Ergözung anderer zu sorgen. Was kann die Seele eines Komponisten erheben, der sich selbst dazu verurtheilt, abgeschmacktes Zeug in Musik zu sezen? — Händel stieg nicht eher himmelan, bis er durch Gegenstände und Werke der Religion gestärkt und erwärmt wurde. — 2) Sollten nicht die Worte eines jeden Gesangs denjenigen, an die sie gerichtet werden, vernehmlich, und eben so deutlich artikulirt und gehört werden, als die Noten selbst? Oder kann die menschliche Seele ein vernünftiges Vergnügen an etwas finden, was sie gar nicht wahrnimmt, oder, wenn sie es wahrnimmt, nicht versteht? Ist daher die Musik eines Gesangs nicht fehlerhaft, wenn sie so zusammengesezt ist, daß sie das deutliche Aussprechen der Sylben und Wörter unmöglich macht? 3) Wenn des Sängers Stimme und Worte in einem jeden Theile des Gesangs gehört werden

sollten, könnten dann wohl lärmende Akkompagnements schicklich seyn? Weil ferner ein jeder Spieler in einer zahlreichen Bande nicht unterschieden werden kann, und manche sich also mehr angelegen seyn lassen, sich auszuzeichnen oder hervorzustechen, als sich nach dem Gesange und Sänger zu richten, muß dann nicht ein jedes Akkompagnement von Instrumenten zu lärmend seyn, wenn es zu sehr zusammengesezt ist? 4) Verwirrt nicht die häufige Wiederholung derselbigen Wörter in einem Gesang ihren Sinn, und zerstreut sie nicht die Aufmerksamkeit des Sängers sowohl als des Zuhörers? Sind also nicht langgewundene Abtheilungen (oder Folgen von Tönen, die über einer Sylbe gewirbelt werden,) mit eben diesem Nachtheil, und noch einer andern schlimmen Wirkung verbunden, daß sie die Stimme durch die Erschöpfung zum Ausdruck unfähig machen? Ist denn nicht Einfalt in der Musik eine eben so große Vollkommenheit, als in der Dichtkunst und Mahlerey? Würden wir einen Redner bewundern, der einen Gedanken in fünfhundert Wörtern ausdrückte, den er eben so kräftig in fünf hätte fassen können? — 5) Sollte nicht ein jeder Sänger stets daran denken, daß er Empfindungen eben sowohl, als Töne, auszudrücken hat? Und wenn dieses, sollte er nicht eben sowohl dasjenige verstehen, was er

sagt, als was er singt, und nicht nur die Noten mit der Geschicklichkeit eines Tonkünstlers moduliren, sondern auch die Worte mit dem Anstande eines öffentlichen Redners aussprechen? Wenn er dazu angehalten würde, sollte er alsdann auch nicht lernen, alle Grimassen, und pedantische affektirte Gestikulationen zu vermeiden, und würde er sich alsdann nicht während des Singens als ein vernünftiges Wesen, und als ein verständiger Mann betragen? Da er bey einem entgegengesezten Verhalten mehr als eine Puppe, oder singendes Instrument, als ein feiner Künstler betrachtet wird? — 6) Ist nicht Kirchenmusik wichtiger, als irgend eine andere? und sollte sie nicht eben deswegen am verständlichsten und ausdrucksvollsten seyn? Kann aber dieses jemals Statt finden, wenn die Noten zu einer so unmäßigen Länge ausgedehnt werden, daß man die Worte des Sängers unmöglich verstehen kann? Ueberdem, ermüdet nicht ungewöhnliche Langsamkeit im Reden oder Singen uns und unsere Lebensgeister mehr, als sie die Phantasie erhebt, oder das Herz erwärmt? Es scheint daher, als wenn Vokalmusik niemals so langsam und schleppend werden müsse, daß sie den Sänger ermüden, oder seine Worte den Hörenden auf irgend eine Art unverständlich machen könnte? 7) Haben künstliche Kadenzen in Vokal- oder In-

strumentalmusik wohl irgend eine andere Wirkung, als daß sie unsere Aufmerksamkeit von dem Hauptgegenstande abziehen, und uns über die Biegsamkeit der Stimme des Sängers, oder über die Fertigkeit des Spielers, oder den Ton seines Instruments in Erstaunen sezen? Und wenn dieses ihre größte Wirkung ist, hindern sie nicht den Hauptendzweck der Musik mehr, als sie ihn befördern? Was würden wir denken, wenn ein tragischer Schauspieler, am Schlusse einer jeden Scene oder eines jeden Absazes im Othello, in einen unnatürlichen Schrey ausbräche, sein Gesicht auf eine schreckliche Art verzerrte, oder einen Saz vier Fuß hoch machte? Wir würden uns vielleicht über die Stärke seiner Kehle, über die Biegsamkeit der Muskeln seines Gesichts, und über die Geübtheit seiner Beine wundern; aber schwerlich würden wir ihn als einen erfahrnen Schauspieler, und als einen Mann von Lebensart bewundern.

Aber ist es nicht angenehm, einen blühenden reichen Gesang von einem großen Sänger zu hören, wenn gleich die Stimme dann und wann vom Akkompagnement verschluckt, und die Worte von den Zuhörern, selbst nicht einmal vom Sänger verstanden werden sollten? Ich antworte, daß nichts angenehm seyn kann, was unsere Erwartung täuscht. In dem angenommenen Fall können die

Töne allerdings Vergnügen geben; aber von Instrumentalmusik erwarten wir etwas, und von Vokalmusik sehr vieles mehr, als bloße Lieblichkeit des Tons. Von der Vereinigung der Dichtkunst und Musik erwarten wir mit Recht Pathos, Empfindung, Melodie, und mit einem Wort, eine jede Ergözung, die die Tonkunst nur geben kann. In Ansehung der Annehmlichkeit des Tons ist die Stimme des besten Sängers der Harfe, der Hoboe von Fischer, oder Giardinis Violin, nicht allein nicht überlegen, sondern kaum gleich. Und kann man denn ohne Mißvergnügen ein menschliches Geschöpf in bloßes Holz oder Darmsaiten verschwinden sehen? Können wir alsdann mit einem bloßen Kizel der Ohren befriedigt werden, wenn wir Ursache zu hoffen hatten, daß man unser Herz auf eine mächtige Art rühren würde? — Eine artige Schauspielerinn würde allerdings eine oder ein Paar Minuten mit Vergnügen gesehen werden, wenn sie auch auf der Bühne nur herumgienge, ohne ein Wort zu sprechen. Wenn aber ihr Stillschweigen nur noch einige Minuten länger dauerte, so würde, glaube ich, die belebteste Versammlung in Europa sie doch bald fühlen machen, daß sie beleidigt werde. — Kurz: ein Gesang, den man hört, ohne die Worte zu verstehen, ist einem Gemälde ähnlich, das man aus einer zu großen Entfernung sieht.

Man kann vom erstern auf eben die Art sagen, daß er das Ohr durch angenehme Töne reize, als vom leztern, daß es dem Auge durch schöne Farben gefalle. Es ist aber unmöglich, ein vernünftiges Vergnügen aus einem oder dem andern zu ziehen, bis der Plan des Ganzen, und der Sinn oder die Bedeutung eines jeden einzeln Theils klar und wahrgenommen werden.

Ich hoffe, Kenner durch diese Beobachtungen nicht beleidigt zu haben. Sie fliessen aus einem warmen Eifer für die Ehre der Kunst her, von der ich genug gehört und gesehen habe, um überzeugt zu seyn, daß sie eben sowohl ein Werkzeug der Tugend, als des Vergnügens werden könne. Wenn ich dieses nicht glaubte, so würde ich mir schwerlich die Mühe genommen haben, diese Bemerkungen, so unbedeutend sie auch seyn mögen, über ihre Philosophie niederzuschreiben. Allein ich lenke wieder ein.

Jedes Werk der Kunst und Natur, jeder Gegenstand des gemeinen Lebens muß ergözen, der der menschlichen Seele angenehme Empfindungen mittheilt. Und weil alle Gefühle und Leidenschaften, die die Musik einflößen kann, von der angenehmen Art sind; so folgt, daß alle pathetische und ausdrucksvolle Musik angenehm seyn müsse. Die Tonkunst kann Andacht, oder Muth und

Mitleiden, oder Wohlwollen und Gemüthsruhe einflößen; sie kann uns eine angenehme Wehmuth, die das Herz besänftigt, ohne es zu verwunden, oder einen feierlichen Schauder eingießen, der die Phantasie erweitert und erhebt, indem er sie in Erstaunen sezt; aber Ruchlosigkeit, Haß, Feigheit, Grausamkeit und Mißvergnügen kann sie nicht ausdrücken. Jedes wesentliche Gesez der Kunst nämlich zielt dahin ab, angenehme Verbindungen von Tönen hervorzubringen; und es läßt sich also kaum denken, wie aus solchen, schmerzhafte oder verbrecherische Gemüthsbewegungen entstehen sollten. Unterdessen glaube ich, daß es möglich wäre, durch harte Töne, unregelmäßigen Rythmus und beständige Mißtöne die Seele in einen unangenehmen Zustand zu versezen, und schreckliche Gedanken, gehäßige Neigungen und schmerzhafte Empfindungen hervorzubringen. Allein so etwas würde nicht Musik seyn; auch kann es niemals mit dem Wohl irgend einer Gesellschaft bestehen, eine solche scheußliche Kunst in Ausübung und Aufnahme zu bringen.

Milton war von den heilsamen Wirkungen des musikalischen Ausdrucks so sehr überzeugt, daß er ihr die Macht zuschreibt, sogar in Teufeln einige gute Rührungen hervorzubringen. (Verl. Par. I. 549-562. V.) Würde Dryden, wenn er ein so

großer Kenner der Kunst als Milton gewesen wäre, den Alexander durch den Gesang des Timotheus zur Grausamkeit und Rache haben anfeuern und aufbringen lassen? (Alexanders Fest, 6. Stanze.) Ich freue mich, um der Ehre der Musik willen, darüber, daß die Geschichte die Verbrennung von Persepolis nicht irgend einem Tonkünstler, sondern einer besoffenen Meze zuschreibt.

4. Hat man nicht Ursache zu glauben, daß Mannichfaltigkeit und Einfalt der Komposition zur Annehmlichkeit der Musik eben sowohl, als zur Schönheit der Dichtkunst und Mahlerey, etwas beitragen werde? Mannichfaltigkeit in gehörige Gränzen eingeschlossen, muß nothwendig gefallen, weil sie die Seele mit beständiger Neuheit erfrischt; sie wird daher in allen Künsten, in keiner aber eifriger, als in der Musik gesucht. Um seinen Werken diese Eigenschaft zu geben, wechselt der Dichter seine Wörter sowohl, als deren Verbindungen, so sehr ab, als es Füße, Pausen und der Ton benachbarter Verse, ferner, der Gegenstand, die Sprache und Geseze der Versifikation erlauben wollen. Eben so verbindet der Prosaist längere Perioden mit kürzern in demselbigen Abschnitt, längere und kürzere Glieder in derselbigen Sentenz und längere und kürzere Wörter in demselbigen Gliede; er schließt auf einander folgende Perioden

oder Glieder auf eine verschiedene Art, und vermeidet allenthalben Eintönigkeit und ähnliche Klänge, ausgenommen, wenn sie, wie es oft geschieht, unvermeidlich sind, und die Deutlichkeit oder den Nachdruck vermehren. Der Tonkünstler vermannichfaltigt seine Melodie, indem er seine Schlüssel ändert, indem er seine Kadenzen aufschiebt, oder unterbricht, langsamere oder schnellere, höhere oder tiefere, sanftere oder lautere Noten untereinander mischt, — und indem er in längern Stücken, Rythmus und Bewegung abwechselt. Seine Harmonie macht er abwechslend durch die Mannichfaltigkeit von Konsonanzen und Dissonanzen, durch das Kontrastiren des Aufsteigens und der langsamern Bewegung des einen Theils, mit dem Sinken und der schnellern Bewegung eines andern, durch die Verbindung verschiedener Harmonien mit derselbigen Melodie, oder verschiedener Melodien mit derselbigen Harmonie, und durch viele andere Kunstgriffe.

Einfalt macht die Musik, wie die Sprache, verständlich und ausdrucksvoll. Sie ist in jedem Werke der Kunst lobenswürdig; in der Musik ist sie ganz unentbehrlich, weil wir uns niemals an solchen Stücken ergözen können, die wir nicht verstehen, oder die keinen Sinn zu haben scheinen.

Wir wissen von der Musik der Alten fast weiter nichts, als daß sie sehr einfach und rührend war. Alle Volks- und Lieblingslieder; alle Ueberbleibsel von Nationalmusik in einem jeden Lande; alle Kriegs- und Kirchenmusik, oder andere Kompositionen, die unmittelbar aus Herz gerichtet sind, und dem allgemeinen Geschmack gefallen sollen; alle Lehren der Tugend und Klugheit, alle Verse und Strophen, die ein jeder behält, und gelegentlich wiederholt; zeichnen sich durch Einfalt aus. Zu allem diesen kann man noch hinzufügen, daß eine Sprache, wenn sie noch an Einfalt zunimmt, auch immerfort an Vollkommenheit wächst, und daß sie in eben dem Verhältnisse, in welchem sie sich von ihr entfernt, auch von ihrer ächten Eleganz verliert, und ihrer gänzlichen Verderbniß immer näher und näher kommt. (Man sehe Vicende della Litteratura del. Sign. Denina.) Ohne Einfalt verwildern Mannichfaltigkeiten, statt zu gefallen, nur die Einbildungskraft und verwirren den Verstand.

Rythmus oder Numerus ist in der Musik eine reiche Quelle sowohl von Mannichfaltigkeit, als von Einförmigkeit. Ohne mich in eine genaue Untersuchung über die Natur des Rythmus ein-

zulassen *), (wofür hier nicht der schickliche Plaz ist,) bemerke ich nur, daß Töne, wie sie in der Musik verbunden sind, sich in schnelle und langsame sowohl, als in scharfe und tiefe Töne eintheilen lassen, und daß von der erstern Eintheilung dasjenige abhängt, was man Rythmus nennt. Er ist das Einzige von einem musikalischen Stücke, was die Trommel nachahmen kann. Durch dieses Instrument kann der Rythmus eines jeden Stücks eben sowohl, als durch das Geräusch der Füße im Tanzen ausgedrückt werden. Und weil die Füße eines Tänzers sich nicht so geschwind bewegen können, als die Stöcke des Trommelschlägers; so muß der Tänzer seine Stöße oder Schläge in längern Intervallen wiederholen, und voraussezen, daß die Musik in größere Absäze abgetheilt sey. Er muß, z. B. nur einen Schlag geben, wo der Trommelschläger zwey oder drey geben würde, oder zwey und drey, wo der lezte vier oder sechs machen würde. Man sezt nämlich voraus, daß ein jedes regelmäßiges musikalisches Stück in kleine Absäze (die durch Linien von einander getrennt

*) Die Natur des Rythmus und seiner verschiedenen Eintheilungen ist sehr genau auseinander gesezt von dem Verfasser über den Ursprung und Fortgang der Sprache, Vol. II, p. 801.

werden,) abgetheilt sind, die sich alle, sie mögen aus vielen oder wenigen Noten bestehen, in Rücksicht auf Zeit gleich sind. Auf diese Art wird der Rythmus eine Quelle von Einförmigkeit, die deswegen gefällt, weil sie die angenehmen Vorstellungen von Regelmäßigkeit und Geschicklichkeit erweckt, und noch mehr, weil sie die Musik verständlich macht. Sie gefällt ferner, weil sie Erwartung erregt und befriedigt: denn wenn die Bewegung eines Stücks nach gar keinen Gesezen regiert würde; wenn dasjenige, was einer in diesem Augenblick hört, nicht die geringste Aehnlichkeit oder Verhältnisse zu dem hätte, was man in dem vorhergehenden und nachfolgenden Augenblick hört; so würde das Ganze ein verwirrter Haufen seyn, und das Ohr würde entweder verwildert werden, wenn es nichts hätte, worauf es ruhen, oder was es antizipiren könnte; oder wenn es irgend ein Verhältniß zwischen der Bewegung und Zeit erwartete; so würde es, wenn es nachher keins fände, getäuscht werden. — Daß Rythmus eine reiche Quelle von Mannichfaltigkeit sey, ist einem jeden bekannt, der nur die Namen musikalischer Noten mit denjenigen Eintheilungen und Untereintheilungen weiß, die sich auf die Zeit beziehen; oder der nur die mannichfaltigen Abwechslungen von geschwinder und langsamer Bewegung

kennt, die die Trommel hervorzubringen im Stande ist.

Weil Ordnung und Ebenmaaß stets angenehm sind; so ist es gar nicht zu verwundern, daß Menschen von dem Rythmus der Musik auf eine angenehme Art gerührt werden. Daß sie es sind, zeigt die Allgemeinheit des Tanzes, und der Gebrauch der die Lebensgeister erregenden Trommel. Ja, ich habe ein Kind gekannt, das den Rythmus musikalischer Stücke nachahmte, ehe es sprechen konnte, und lange vorher, ehe es seine Stimme so sehr in seiner Gewalt hatte, ihre Melodie auszudrücken. Dies ist ein Beweis, daß die menschliche Natur dieses Vergnügens lange vor erworbener Gewohnheit fähig sey.

5. Ich deutete vorher nur auf die große Macht hin, die zufällige Assoziationen haben, musikalischen Stücken Ausdruck, Bedeutung und Sinn zu geben. Man kann noch bemerken, daß ihre Assoziation gleichfalls sehr vieles dazu beitrage, ihre angenehmen Ausdrücke und Wirkungen zu erhöhen. Wir haben irgend eine Musik zu einer oder der andern Zeit an einem angenehmen Orte, von einer angenehmen Person, oder mit Worten begleitet, die ergözende Vorstellungen erregen, oder endlich haben wir sie in unsern frühern Jahren gehört: eine Periode unsers Lebens, auf die wir selten ohne

Vergnügen zurückſehen, und deren oft wiederholte Erinnerung der Kanzler Baco als ein Mittel zur Erhaltung der Geſundheit empfiehlt. Es iſt auch gar nicht nöthig, daß ſolche Harmonieen oder Melodieen viel innern Werth haben, oder daß ſie die mit ihnen verbundenen angenehmen Ideen bis zum Bewuſtſeyn hervorrufen. Es giebt Zeiten, wo wir mit ſehr mittelmäßigen Stücken zufrieden ſind. In der Kindheit iſt eine jede Muſik unſerm Ohre angenehm; in reifern Jahren kann ein unbedeutendes Stück uns gefallen, wenn es entweder durch die liebenswürdigen Eigenſchaften des Spielers, oder durch ſonſt einen angenehmen Umſtand gehoben wird. — Während des lezten Krieges war der bellisliſche Marſch lange ein allgemeiner Liebling. Er füllte die Seelen unſers Volks mit prächtigen Ideen von Eroberungen, Kriegsheeren und kriegeriſchem Ruhme an: denn es glaubte, daß dieſes das Stück ſey, was die franzöſiſche Beſazung ſpielte, als ſie mit allen Ehrenzeichen auszog, und die Feſtung den Engländern überlieferte. — Eine Schäferflöte, die man in einiger Entfernung, umringt mit einem ſchönen Schauſpiel von Gebüſchen, Hügeln und Bächen, hört, entzückt das Ohr des Wanderers, wenn gleich die Muſik, das Inſtrument und der Spieler ſo ſind, daß er ſie an keinem andern Plaze ausſtehen

könnte. — Wenn ein Lied oder musikalisches Stück uns nur eine dunkle Erinnerung zurückruft, daß wir zu der Zeit, als wir es das leztemal hörten, recht vergnügt und glücklich waren; so braucht es weiter nichts, um es uns noch einmal mit ganz besonderm Vergnügen anhören zu machen.

Es ist ein sehr vortheilhaftes Vorurtheil, womit ein jedes Volk gemeiniglich für seine Nationalmusik eingenommen ist. Dieser niedrigste Grad von Patriotism ist nicht ohne alles Verdienst; und ein Mann muß ein sehr hartes Herz, oder eine sehr traurige Einbildungskraft besizen, wenn er, sonst nicht unempfindlich gegen die Vergnügungen der Musik, solche Stücke, die ihn einst in seiner Kindheit ergözten, ihrer Rohheit und Unregelmäßigkeit ungeachtet, im reiferen Alter oder in einem fremden Lande hören kann, ohne süße angenehme Rührungen zu empfinden. Es ist nämlich nicht immer ihr innerer Werth, der sie empfiehlt, sondern die angenehmen Vorstellungen, die sie in der Seele wieder aufwecken: — Ideen von Unschuld, Einfalt und Musse, von romanhaften Unternehmungen und schwärmerischer Liebe; Wiedererinnerungen von Scenen, von denen es nur scheint, als wenn eine glänzendere Sonne sie erleuchtete, ein frischeres Grün sie kränzte, und ein reinerer Himmel und eine heitere Luft sie mehr verschöner-

ten, als wir sie nun auf den traurigen Pfade von Sorgen und Unzufriedenheit sehen, auf welchen wir, von den Leidenschaften des reifern Alters getrieben, einherwandeln. — Es giebt Stellen in der Ogilvischen Uebersezung des Virgils, die ich allemal mit stärkern Rührungen lese, als ich nach dem Werthe der Poesie rechtfertigen könnte; sie war aber das erste Buch, das mich mit der Geschichte des göttlichen Troja und mit dichterischen Schilderungen bekannt machte. Und ungeachtet ich sie fast noch als Kind las; so theilte sie doch meinem Herzen gewisse angenehme Eindrücke mit, die ungeschwächt bis auf diesen Tag fortdauren.

Es giebt in der Schweiz einen Tanz, den junge Schäfer nach einer Art von Sackpfeife tanzen. Das Stück selbst heißt Rance des vaches; es ist wild, unregelmäßig und hat nichts, wodurch es sich Ausländern empfehlen könnte. Die Schweizer lieben es aber mit einer so enthusiastischen Wärme, daß, wenn sie es in auswärtigen Ländern hören, sie in Thränen ausbrechen, und oft krank werden, ja gar sterben, vor der heftigen Sehnsucht nach dem Vaterlande, die es in ihnen hervorbringt. Man hat daher das Spielen dieses Stücks in verschiedenen Ländern, wo Schweizer dienen, verbothen. (Rousseau. Dictionaire de Musique. Art. *Rance des vaches.*) Diese Melodie,

die die Begleiterinn und Freundinn ihrer Kindheit und Jugend war, erinnert sie an jene Gegenden von wilder Schönheit und roher Pracht, an jene Tage der Freiheit und des Friedens, an jene nächtlichen Feste, glückliche Versammlungen und zärtliche Leidenschaften, die ihnen vormals ihr Vaterland, ihre Wohnungen und Beschäftigungen so werth machten, und die, verglichen mit den unruhigen Auftritten, worinn sie sich jezt verwickelt finden, und mit der Knechtschaft, der sie jezt unterworfen sind, eine Sehnsucht in ihnen erzeugt, von der sie ganz überwältigt werden.

Dritter Abschnitt.

Ueber gewisse Eigenthümlichkeiten der Nationalmusik.

Einem jedem Lande ist ein gewisser musikalischer Styl, eine gewisse Art von Melodie eigenthümlich, die die Einwohner dieses Landes einer jeden andern Art von Melodie vorziehen. Daß sie ihrer eigenen Musik den Vorzug geben, ist gar nicht zu verwundern; daß ferner die Melodie eines Volks von der eines andern verschieden ist, ist vielleicht nicht sonderbarer, als daß ihre Sprachen es sind. Es ist aber etwas nicht ganz unmerkwür-

diges in dem eigenthümlichen Ausdruck und Styl, der die Musik einer Nation oder Provinz charakterisirt, und sie von einer jeden andern Art von Musik unterscheidet. Von dieser Verschiedenheit giebt Schottland ein auffallendes Beispiel. Die ursprüngliche Melodie der Hochländer und westlichen Inseln ist von der Musik des südlichen Theils des Königreichs so sehr verschieden, als die irrländische Sprache von der englischen oder schottischen verschieden ist. An dem Schlusse einer Abhandlung über die Musik, in sofern sie auf die Seele wirkt, ist es vielleicht nicht unzweckmäßig, eine Vermuthung über die Ursachen dieser Besonderheiten vorzutragen, die, wenn sie auch keine einzige davon (wie ich überzeugt bin, daß sie auch nicht thun werde,) vollständig und befriedigend erklären sollte, doch den Leser geneigt machen kann, zu glauben, daß sie nicht unerklärlich sind, und also auch vielleicht ein schwaches Licht über diesen Theil der Philosophie verbreiten wird.

Ein jeder Gedanke, der von irgend einer Leidenschaft eingeflößt oder gefärbt wird, hat seinen ihm entsprechenden Ausdruck in Mienen und Geberde; und diese Verbindung zwischen der Leidenschaft und ihrem äußern Zeichen ist so genau, daß, wenn die erstere nicht in einem gewissen Grade gefühlt wird, das leztere niemals vollkommen na-

türlich nachgeahmt werden kann, sondern in eine schiefe verzerrte Nachäffung ausartet. Wenn sich also in den Umständen und der Lage einzelner Völker und Personen etwas findet, was ihren Leidenschaften und Gedanken eine gewisse eigenthümliche Wendung giebt, so muß man vernünftiger Weise erwarten, daß sie auch etwas besonders in dem Ausdruck ihres Gesichts und ihrer Züge, und selbst in der Bildung seiner einzelnen Theile haben. Kajus Marius, Jugurtha, Tamerlan und einige andere große Krieger sind wegen der ganz besondern Wildheit ihrer Gesichtszüge und Blicke bekannt, die sie sich unstreitig durch eine beständige und ungehinderte Aeußerung von Tapferkeit, Verachtung und anderer heftigen Leidenschaften zugezogen hatten. Diese brachten in ihren Gesichtern ihnen entsprechende Ausdrücke hervor, die, weil sie oft wiederkehrten, ihren Gesichtern so natürlich wurden, als die Empfindungen, aus denen sie entstanden, ihren Herzen waren. Wilde, deren Seelen und Gedanken wenig oder gar nicht gezähmt und eingeschränkt werden, haben einen weit bedeutendern und ausdrucksvollern Blick, als Menschen, die unter aufgeklärten Völkern gebohren und erzogen worden sind, und sich von ihrer Kindheit an gewöhnt haben, eine jede Gemüthsbewegung zu unterdrücken, die den Frieden der Gesellschaft

stören könnte. So lange die Blüthe der Jugend und die Fülle oder Ebenheit des Gesichts, die diesem Alter eigenthümlich ist, fortdauert; ist das menschliche Gesicht durch starke Züge weniger gezeichnet, als in einem höhern Alter: — ein verdrießlicher oder stolzer junger Mann kann das Auge des Physiognomisten hintergehen; allein ein alter Bösewicht, dessen Gesicht sein böses Herz nicht verräth, muß mehr Verschmiztheit besizen, als die Klugheit ihm rathen würde, merken zu lassen. Selbst durch Lebensart und Profeßion kann das Gesicht des Menschen charakterisirt werden. Diejenigen, welche sich auf die feinern mechanischen Künste legen, die die ganze Aufmerksamkeit des Künstlers fordern, erhalten meistens eine gewisse Festigkeit der Züge, die der einförmigen Spannung der Seele entspricht, worinn sie sich während der Arbeit finden. Künstler hingegen, deren Arbeiten weniger Aufmerksamkeit verlangen, und die zugleich ihren Werken obliegen, und sich mit Gesprächen belustigen können, haben meistens weniger gezeichnete und bedeutende Gesichter. Ihre Gedanken sind vermischter und mannichfaltiger, und ihre Züge eben deswegen weniger einförmig. Ein scharfer durchdringender Blick kündigt Geist und Gedankenfülle an; ein dummes träges Gesicht ist nur selten mit großem Scharfsinn verbunden.

So viel läßt sich im Allgemeinen (ungeachtet es manche Ausnahmen giebt,) von den sichtbaren Zeichen der Leidenschaften sagen; und eben dieses gilt von den hörbaren. Ein Mann, dem Verdrießlichkeit, Herrschsucht, Heftigkeit, oder ein beständiges Klagen zur Gewohnheit geworden ist, läßt sich eben sowohl an dem Ton seiner Stimme, als an seinen Gesichtszügen erkennen. Können wir also nicht einen Schritt weiter gehen, und behaupten, daß, wenn ein Mann, unter dem Einflusse irgend einer Leidenschaft, eine Rede, oder ein Gedicht, oder ein musikalisches Stück verfertigte, sein Werk auf eine gewisse Art ein Abdruck oder ein Spiegel seiner Seele werden würde? Ich ließe mir schwerlich einreden, daß Juvenal und Swift sanft und gutartig, Thomson hingegen, Arbuthnot und Prior bösartig gewesen seyn sollten. Die Kompositionen von Felton sind durchgehend so traurig und schwermüthig, daß ich nicht glauben kann, er sey ein heiterer, oder auch nur freundlicher Mann gewesen. Wenn ein Tonkünstler im Zustande einer tiefen Niedergeschlagenheit ein munteres Stück komponiren sollte; so würde es ihm, glaube ich, schwerlich glücken: ungeachtet ich gestehe, daß ich die Verbindung zwischen Niedergeschlagenheit und einem traurigen Stücke nicht wohl zu erklären im Stande bin. Es läßt sich begreifen,

wie ein Dichter oder Redner seine Empfindungen in sein Werk übergießen könne; eine jede Leidenschaft erweckt in der Seele ihr entsprechende und verwandte Vorstellungen; und das Werk eines Dichters oder Redners kann nur und muß aus denjenigen Bildern und Gedanken bestehen, die in ihm während der Arbeit aufsteigen. Musikalische Töne aber sind nicht Zeichen von Begriffen; nur selten sind sie Nachahmungen natürlicher Töne. Ich bin also nicht im Stande zu begreifen oder zu erklären, woher es komme, daß ein Tonkünstler, wenn er in Traurigkeit versunken ist, eine Reihe von Tönen zusammensezt, die einer andern ganz entgegengesezt sind, die er im Zustande der Freude zusammenbrachte. Das Faktum selbst aber ist außer allem Zweifel, ungeachtet ich nicht Scharfsinn oder Kenntniß der Musik genug besize, es erklären zu können. Meine Meinung über diesen Punkt wird durch das Urtheil eines kompetentern Richters bestätigt, welcher sagt, »daß, wenn der Orgelspieler nicht selbst in sich die göttliche Kraft der Andacht fühle, er sich vergebens bemühen werde, sie in andern hervorzubringen. Auch kann er nicht hoffen, auf diese glücklichen augenblicklichen Gedanken zu kommen, die oft die besten Kompositionen unendlich weit übertreffen, und die der glückliche Spieler gern zum künftigen Vergnügen

und Nuzen erhalten und aufbewahren möchte, wenn sie sich nicht eben so schnell verlören, als sie zu entstehen pflegen.« (Avison über den musikalischen Ausdruck, S. 88. 89.) Ein Mann, der aus der Musik das Studium seines Lebens gemacht hat, und mit den besten Mustern von Styl und Ausdruck in den Werken der größten Meister bekannt geworden ist, kann vielleicht durch Gedächtniß und Uebung eine mechanische Fertigkeit erlangen, einer jeden Leidenschaft anpassende Kompositionen zu verfertigen; solche Musik würde aber, glaube ich, gemein und ohne Geist seyn, wenn sie mit den Werken verglichen würde, die ein genievoller Künstler unter den Einflüssen irgend einer heftigen Empfindung oder Leidenschaft ausgearbeitet hätte. Man erzählt von Lulli, daß, als einst seine Einbildungskraft noch ganz von gewissen fürchterlichen Beschreibungen eines Trauerspiels, das er gelesen hatte, entflammt war, er plözlich zu seinem Flügel eilte, und eine solche Verbindung von Tönen anschlug, die der Gesellschaft die Haare zu Berge stehen machte.

Wir wollen also als bewiesen, oder, wenn man will, als zugegeben annehmen, daß verschiedene Empfindungen in der Seele des Tonkünstlers seinen Kompositionen verschiedene und eigenthümliche Ausdrücke geben, — und aus diesem Grundsaze

wird es vielleicht nicht unmöglich seyn, einige Erscheinungen des Nationalohrs zu erklären.

Die Hochländer in Schottland sind mahlerische, aber im Ganzen doch traurige Gegenden. Lange Ketten von gebirgigten Einöden, die mit brauner Heide bedeckt, und oft durch feuchte Luft und Witterung verdunkelt sind; enge Thäler, die nur wenig bewohnt, und mit Abgründen umgeben sind, die von herabstürzenden Wassern wiederhallen; ein so undankbarer Boden und ein so unfreundliches Klima, daß sie an manchen Stellen weder die Ergözungen des Schäferlebens, noch die Arbeiten des Landbaus erlauben; das traurige Schlagen der Wellen längst den Ufern des Meers und der Seen, die das Land durchschneiden; das fürchterliche Geräusch, was eine jede Veränderung des Windes, und jedes Auf- oder Ablaufen des Wassers in einem einsamen Lande hervorbringt, das voll von Wiederhallen, Felsen und Felshöhlen ist; der schauderhafte Anblick einer solchen Landschaft beim Mondenscheine: — solche und ähnliche Gegenstände verbreiten ein gewisses Dunkel über die Einbildungskraft, das mit geselligen Freuden zu gewissen Zeiten verbunden seyn kann, aber doch nothwendig den Gedanken eines Eingebornen in den Stunden der Einsamkeit und des Stillschweigens einen gewissen Anstrich geben muß. Wenn

ein solches Volk, ungeachtet der Religionsverbesserung und einer häufigern Gemeinschaft mit Fremden, doch noch immer vieles von seinem alten Aberglauben beibehält; so kann man gar nicht zweiflen, daß eben dieses Volk in ältern Zeiten, als es noch mit der Finsterniß des Heidenthums und dem fürchterlichen Dunkel des Pabstthums umgeben war, den Schrecken und Schreckbildern der Einbildungskraft unterworfen gewesen seyn müsse. Die meisten von ihren abergläubischen Meinungen und Sagen sind von der traurigen Art. Das zweite Gesicht, wovon sich noch immer einige besucht zu werden glauben, wird wegen der vielen fürchterlichen Bilder, die es in der Einbildungskraft erzeugt, als ein Unglück angesehen. Man hat mir gesagt, daß die Einwohner gewisser Alpengebirge gleichfalls an eine Art von zweitem Gesichte glauben. Es ist gar nicht zu verwundern, daß Personen von einer lebhaften Phantasie, die in eine öde Einsamkeit wie eingemauert, und mit dem schrecklichen Schauspiel von Wolken, Abgründen und Bergströmen umgeben sind, daß solche Personen selbst alsdann, wenn sie zu wachen glauben, von den wenigen stark rührenden Gegenständen und Bildern träumen, die ihrem einsamen Leben eine gewisse Mannichfaltigkeit oder Abwechs-

lung geben: von Leichnamen, Leichenbegängnissen und andern schrecklichen Gegenständen; oder auch von Heirathen, Ankunft von Fremden und andern ähnlichen nicht so traurigen Dingen, die blos die Neugierde reizen *). Man bemerke ferner, daß die ältesten Bewohner der schottischen Hochländer kaum andere Mittel, sich zu unterhalten, kannten, als Jagen, Fischen oder Kriegen: Lebensarten, die stets mit traurigen Zufällen begleitet sind. Und eben daher mußten nothwendig deren vergrößerte Schrecken ihre Einsamkeit besuchen, und ein tieferes Dunkel die Einbildungskraft selbst des kühnsten Eingebornen überschatten.

Was läßt sich nun vernünftiger Weise von den Dichtern und Tonkünstlern solcher Gegenden erwarten? Werke, die Freude, Ruhe und die sanftern angenehmen Empfindungen ausdrücken? Nein; ihr Styl mußte ihrer Lage und ihren Umständen angemessen seyn. Und so finden wir auch wirklich, daß ihre Musik ist. Die wildeste Unregelmäßigkeit zeigt sich in der Komposition; der Ausdruck ist kriegerisch und schwermüthig, oft selbst dem Schrecklichen sich nähernd. — Daß auch ihre Poesie durchgehends traurig, und der Blick, womit sie die Natur ansehen, dunkel und fürch-

*) Diese Note stehet hinter diesem Kapitel.

terlich sey, muß ein jeder eingestehen, der die Aechtheit der Werke des Oßians zugiebt; und kann von keinem bezweifelt werden, der die Bruchstücke von hochländischer Dichtkunst für ächt hält, die viele alte Leute, die noch jezt im Lande leben, in ihrer Jugend gehört zu haben, sich erinnern, und die man damals aus einem ziemlich hohen Alterthum glaubte.

Einige der südlichen Provinzen von Schottland bieten uns einen ganz andern Anblick dar. Ebene und heitere Hügel, mit einem schönen Grün bekleidet; helle Bäche, die sich durch lange und schöne Thäler winden; Bäume, von der Natur ohne menschliche Sorgfalt hervorgebracht, hier einzeln, und dort in kleinen Gebüschen und Haynen vereinigt; — nebst noch andern Umständen, die den Gegenden, von denen ich rede, eigenthümlich sind, machen sie zur Schäferey geschickt, und begünstigen romantische Musse, und sanfte Empfindungen und Leidenschaften. Einige von den alten schottischen Liedern tragen ihre Namen von den Bächen, Dörfern und Hügeln, die an der Tweed bey Melrose *) liegen: — eine Gegend, die sich durch viele reizende Mannichfaltigkeiten ländlicher Scenen aus-

*) Cowdenknows, Galashiels, Galawater, Ettericks banks, Braes of Yarrow, Bush above Traquair, etc.

zeichnet, und die, man mag das Land, oder die Gemüthsart seiner Bewohner betrachten, das Arkadien von Schottland genannt werden könnte. Alle Lieder und Gesänge desselben drücken gleich süß und stark Liebe, Zärtlichkeit und andere Empfindungen aus, die der Ruhe des Schäferlebens angemessen sind.

Einer gemeinen Meinung zufolge, sollen diese Gesänge von David Rizzio, einem italiänischen Tonkünstler, in Musik gesezt seyn, der ein unglücklicher Liebling einer sehr unglücklichen Königinn war. Allein diese Meinung kann nicht richtig seyn. Der Styl der schottischen Musik war schon vor seiner Zeit bestimmt und gebildet: denn einige von den besten Stücken werden von der alten Sage und Ueberlieferung einem viel entferntern Zeitalter zugeschrieben. Es läßt sich gar nicht voraussezen, daß er, als ein Ausländer, und in dem lezten Theil seines Lebens ein Mann von Geschäften, einen musikalischen Styl erfunden haben sollte, der von demjenigen, woran er in seinem eigenen Vaterlande gewohnt worden war, so gänzlich abweichend ist. Melodie ist so sehr das Charakteristische der schottischen Gesänge, daß ich sehr zweifle, ob vor dem Anfange dieses Jahrhunderts Bässe dazu gesezt waren. Zu den Zeiten des Rizzio hingegen war Harmonie das Modestudium der

italiänischen Komponisten. Palestina selbst, der ohngefähr vor 250 Jahren blühte, und den hohen Titel des Vaters der Harmonie verdient hat, wird von einem großen Meister (Avison S. 49. 51.) unter diejenigen gerechnet, die die Melodie vernachläßigten, und sich zu sehr an den Kontrapunkt banden. Zu der Zeit also, als Rizzio sich auf die Musik legte, muß die Musik von Palestina die am meisten geschäzte in Italien gewesen seyn. — Ungeachtet ferner die Melodie der alten schottischen Lieder von Oswald und einigen andern Eingebornen sehr glücklich ist nachgeahmt worden, so finde ich doch nicht, daß irgend ein Ausländer den wahren Geist derselben gefaßt hat. Geminiani, ein grosses und originales Genie in seiner Kunst, und ein erklärter Bewunderer der schottischen Gesänge, (von denen er einige mit Akkompagnements begleitet hat,) pflegte zu sagen, daß er manchen Bogen Papier vergebens beschrieben hätte, um eine zweite Melodie zu dem kleinen artigen Liede zu sezen, das in Schottland unter dem Titel: The broom of Cowdenknows, bekannt ist. — Zu alle diesem füge ich noch hinzu, daß Tassoni, der Verfasser des geraubten Eimers, von dieser Musik als einer solchen redet, die in seinem Vaterlande sehr geschäzt werde, und daß er ihre Erfindung dem Könige Jakob von Schottland zuschreibt; — was einem

Ausländer leicht begegnen konnte, da alle schottische Könige dieses Namens, besonders der erste, dritte, vierte und fünfte in der Musik sowohl als Dichtkunst sich hervorgethan haben.

Ungeachtet ich aber Tassonis Zeugniß als einen Beweis zulasse, daß die schottische Musik älter als Rizzio sey; so glaube ich doch nicht, daß er in der Angabe ihres Erfinders Recht habe. Auch kann ich nicht die Meinung derer annehmen, die die Erfindung davon den Mönchen von Melrose zuschreiben. Ich glaube vielmehr, daß sie unter Menschen entstand, die wirkliche Schäfer waren, und die wirklich die Empfindungen fühlten, die diese Musik in einem so hohen Grade ausdrückt. Rizzio kann vielleicht einer der ersten gewesen seyn, die diese Gesänge sammleten, oder er mag sie auch besser gespielt haben, als die schottischen Tonkünstler der damaligen Zeit; oder vielleicht auch die Fehler einiger Stellen verbessert haben: — denn man wird in der That durch die Regelmäßigkeit einiger eben so sehr in Erstaunen gesezt, als durch die Wildheit anderer ergözt, — und in einem oder allen diesen Fällen kann man freilich sagen, daß er sich um die schottische Musik verdient gemacht habe; allein daß dieser Styl von Schäfermelodie, der dem Italiänischen so unähnlich ist, und in jedem Betracht so viel Eigenthümliches hat,

von ihm sollte erfunden seyn, ist ganz unglaublich; ja (wenn es der Mühe werth wäre, über einen solchen Gegenstand so entscheidend zu reden,) wirklich unmöglich.

Die anerkannte und unerreichte Vortreflichkeit der italiänischen Musik, ist eine von den Erscheinungen des Nationalgeschmacks, von der man wenigstens einen Theil erklären kann. Wir wollen einige Umstände aus der Geschichte desjenigen Zeitalters zusammensuchen, in welchem diese Musik anfieng, allgemein bekannt zu werden.

Leo der Zehnte, und einige von seinen unmittelbaren Vorgängern, hatten große Laster und einige Tugenden; und wir fühlen noch von beiden die guten Wirkungen bis auf den heutigen Tag. Es war der Wille der Vorsehung, in diesem, wie in vielen andern Fällen, das Gute aus dem Bösen entstehen zu lassen, und die glorreichsten Endzwecke durch Mittel auszuführen, die eine ganz entgegengesezte Richtung zu haben schienen. Die Verschwendung, und andere Aergerniß gebende Laster des Leo beschleunigten die Reformation; seiner Freigebigkeit und Liebe zu den Künsten haben wir die herrlichsten Gemälde, die größten Meisterstücke der Tonkunst, und einige der schönsten Gedichte zu danken, die jemals sind gemacht worden.

Das sechszehnte Jahrhundert macht in der That dem Genie der Italiäner sehr viel Ehre. Der Ehrgeiz Alexanders des Sechsten, und Julius des Zweiten, hatte die päbstliche Macht auf eine höhere Stuffe gehoben, und fester gegründet, als sie vorher jemals gewesen war. Leo hatte daher Musse, seiner Liebhaberey und Schwelgerey nachzuhängen; und die Italiäner gewannen unter seiner Regierung Zeit, Künste und Wissenschaften auszubilden, zu deren Erweiterung und Verbesserung noch viele andere günstige Umstände zusammen kamen. Die Druckerey war nicht lange vorher erfunden; die Eroberung von Konstantinopel hatte die griechischen Gelehrten zerstreut, unter denen viele nach Italien geflohen waren; Leo fand in den Schäzen, die Julius der Zweite aufgehäuft hatte, und in den großen Einkünften der päbstlichen Kammer, Mittel genug, seine Freigebigkeit sowohl als seinen Hang zu Ausschweifungen zu befriedigen; und als der Pabst und die Häuser von Medici und Montefeltro zu erst Beispiele gegeben hatten, wurde es durch ganz Italien Mode, Genies zu beschüzen und zu belohnen, und Gelehrsamkeit zu ermuntern. Die ersten Bemühungen des litterarischen Geistes zeigten sich in den Uebersezungen griechischer Schriften in das Lateinische: eine

Sprache, deren Kenntniß jeder Gelehrter sich zu erwerben suchte, und in welcher manche vortrefliche Werke, sowohl in Prose, als in Versen geschrieben wurden. Fracastor, Sanazar, Vida, thaten sich in der lateinischen Dichtkunst; Bembo, Casa, Manutius und Sigonius, in lateinischer Prose hervor. Allein das Genie entwickelt sich selten ganz in einer fremden Sprache. Die Ausbildung der Toskanischen war seit den Zeiten des Petrarka, der 150 Jahre vor der Periode blühte, wovon ich jezo rede, zu sehr vernachläßigt worden, wurde aber jezo mit dem erwünschtesten Erfolge, besonders vom Tasso und Ariost ausgebildet, die die italiänische Dichtkunst bis zu ihrem höchsten Gipfel von Vollkommenheit hinauf gehoben haben.

Die übrigen schönen Künste waren in den Händen des Raphael und Palestina nicht weniger glücklich. Was Homer in der Dichtkunst war, das wurden diese Männer in der Mahlerey und Tonkunst. Ihre Werke werden noch immer als Muster des guten Geschmacks und der Nachahmung angesehen, und wenn gleich einige weniger wichtige Zweige der von ihnen verschönerten Künste, besonders was Feinheit und Delikatesse der Manier betrifft, noch um etwas vollkommner geworden sind; so ist es doch zweifelhaft, ob man sie in der Größe der Desseins, und in der Kühnheit der

Erfindung übertroffen oder nur erreicht hat. Griechenland hatte einen großen Theil seines litterarischen Ruhms den Verdiensten seiner ältern Schriftsteller zu verdanken. Diese bestimmten auf einmal die Manier in einer jeden Schreibart, oder Art von Schriften, und gründeten sie auf die unbewegliche Basis der Einfalt und Natur. Wäre die italiänische Musik nicht im Zustande ihrer Kindheit in die Hände eines so großen Geistes gefallen, als Palestina war; so würde sie nicht so bald zu ihrer Reife und Vollkommenheit gelangt seyn. Eine lange Folge von mittelmäßigen Komponisten hätten vielleicht mehr Entdeckungen in der Kunst machen können: allein sie würden sie nicht über das Mittelmäßige emporgebracht haben. Männer von solchem Schlage haben nicht Einfluß genug, eine neue Kunst in den Augen der Gelehrten und Ungelehrten ehrwürdig zu machen. Palestina aber machte seine Kunst zum Gegenstande der Bewunderung nicht nur seines Vaterlandes, sondern auch eines großen Theils von Europa. In England wurde er unter der Regierung Heinrich des Achten studirt und nachgeahmt. Alle Kenner und Richter wurden überzeugt, daß dies System von Harmonie auf richtigen Grundsäzen aufgebaut sey, und daß in der Kunst selbst nichts wahre Verbesserung seyn könne, was ihm widerspreche,

ungeachtet das System selbst vielleicht noch einiger Verbesserung fähig sey.

In den Zeiten des Pabstes Leo würde ein Genie, dergleichen Palestina war, sich ausgezeichnet haben, wenn auch seine Kunst nicht irgend einen mächtigen Trieb oder Bedürfniß der menschlichen Seele befriedigt hätte. Da aber seine Kunst die Religion begünstigte, und mit ihr vereinbar war; so mußte er nothwendig zu seiner Zeit, besonders unter Italiänern, die größte Aufmunterung finden. Von seiner Zeit an ist die Musik auch wirklich in Italien mit dem größten Eifer und Glück getrieben worden. Scarlatti, Corelli, Geminiani, Martini, Marcello, waren alle Männer von außerordentlichen Fähigkeiten; und einige von ihnen würden vielleicht, in der Lage und unter den Umständen des Palestina, sich eben so sehr hervorgethan haben, als er. Können wir uns denn noch jezo über die unerreichte Vortreflichkeit der italiänischen Musik wundern?

Auch noch andere Ursachen haben zu dieser Wirkung das Ihrige beigetragen. Niemand, der die italiänische Sprache versteht, wird und kann läugnen, daß nicht die Italiäner eine ganz besondere Empfindlichkeit und Delikatesse in Rücksicht

auf die Töne der Stimme besitzen sollten. Diese Delikatesse erhellt aus der Lieblichkeit ihres Verses, aus dem Wohllaut ihrer Prose, und selbst aus der Bildung und Beugung ihrer Wörter. Diese Nationalfeinheit des Ohrs muß als eine von den Ursachen der Melodie ihrer Sprache sowohl als Musik angesehen werden, sie mögen sie nun auch dem Klima oder den Einflüssen der übrigen Künste, ihren gothischen Vorfahren, oder den noch entferntern Bewohnern des alten Roms, endlich einer Schwäche, oder vorzüglichen Gesundheit ihrer Sprach- und Gehörwerkzeuge zu danken haben. Diejenigen irren sich sehr, welche die Italiänische für eine zu weiche, oder weibische Sprache halten. Sanft und lieblich ist sie freilich; aber sie ist auch zugleich der höchsten Würde des Tons, der zierlichsten Stellung der Wörter, und der höchsten Kraft des Ausdrucks fähig. In der Geschichte und Beredsamkeit hat sie viele vortrefliche Muster aufzuweisen; und ihre Poesie übertrift die einer jeden andern neuern Nation sehr weit, die englische Dichtkunst ausgenommen. Und wenn es wahr ist, daß alle Musik ursprünglich Gesang war und ist; so hatte freilich die dichterischste Nation die meiste Anlage, auch die am meisten musikalische zu werden. Die italiänische Sprache ist in Ansehung

der Stärke und Mannichfaltigkeit der Harmonie, der Englischen nicht überlegen, vielleicht nicht einmal gleich; weil sie aber mehr Vokale und liquide Mitlauter hat, und folglich leichter auszusprechen ist; so ist sie für die Musik geschickter. Es ist immer merkwürdig, daß Versifikation und Dichtersprache in Italien zwey Jahrhundert früher vervollkommt worden sind, als in irgend einem andern Lande des jezigen Europa.

(Seite 258.)

*) Ich finde keine hinlängliche Beweise für die Wirklichkeit des zweiten Gesichts, oder desjenigen, was man gewöhnlicherweise unter diesem Worte versteht. Im Jahr 1762 wurde über diesen Gegenstand eine Abhandlung bekannt gemacht, in welcher viele Geschichten von Personen erzählt wurden, von denen der Verfasser glaubte, daß sie mit diesen Erleuchtungen wären beglückt worden. Allein die meisten dieser Erzählungen waren unzuverläßig und lächerlich, und das ganze Werk verrieth von Seiten des Sammlers einen solchen Grad von Leichtgläubigkeit, der nothwendig viele Leser gegen sein System einnehmen mußte. Ich will eben nicht

behaupten, daß einige von diesen Sehern durch böse Absichten zu ihren Angebungen verführt werden, wiewohl ein Mann von Ansehen mich versichert hat, daß einer derselben es ihm angeboten habe, ihm sein ganzes unerklärliches Talent für eine halbe Krone zu verkaufen. So viel aber kann man mit Zuversicht behaupten, daß nur Unwissende, mit dieser Gabe ausgerüstet zu seyn, vorgeben. Und in diesen besteht sie vielleicht in nichts anders, als in kurzen Anfällen von Schlaf oder Schläfrigkeit, die mit lebhaften Träumen begleitet sind, und aus irgend einer Unordnung des Körpers entstehen, die wiederum eine Wirkung des Müßiggangs, der Niedergeschlagenheit und einer trüben Phantasie ist. Selbst die leichtgläubigsten Bergschotten geben zu, daß in eben dem Verhältnisse, in welchem Kenntnisse und Industrie sich in ihrem Lande verbreiten, in eben dem Grade sich auch das zweite Gesicht verliere: und niemals machte jemand Anspruch darauf, der häufig in Geschäften des bürgerlichen Lebens gebraucht wurde. Es ist auch gar nichts außerordentliches, daß jemand während dieser Anfälle von Schlummer das Ansehen eines Wachenden habe, oder selbst zu wachen glaube; oder daß diese Anfälle plözlich und

mitten unter einer gewissen Beschäftigung kommen. Eben dieses begegnet Personen, die sehr ermüdet sind, oder lange gewacht haben; diese fallen für einen Augenblick oder auch eine längere Zeit in Schlaf, selbst, wenn sie stehen, oder gehen, oder zu Pferde sizen. Man denke sich zu diesem Schlummer einen Traum hinzu, und nehme (was sehr oft die Wirkung der Krankheit ist,) das Bewustseyn, geschlafen zu haben, weg; so wird ein abergläubischer Mann, der Mährgen vom zweiten Gesicht hat erzählen hören, und sie auch glaubt, sehr leicht seinen Traum für eine Erscheinung bey wachendem Muthe halten, die aber bald vergessen wird, wenn nicht ein nachfolgender Umstand oder Vorfall sie ihm ins Gedächtniß zurückbringt, aber alsdann, wenn sie irgend einer künftigen Begebenheit ähnlich sieht, den armen Träumer in einen hochschottländischen Propheten verwandelt. Dieser Gedanke macht ihn noch verschlossener und schwermüthiger, als er vorher war, nährt also seine Krankheit, und vervielfältigt seine Gesichter, die alsdann, wenn sie nicht durch Umgang und Geschäfte zerstreut werden, fortfahren, ihn während seines ganzen übrigen Lebens zu besuchen, und die auch, während ihrer

Verbreitung durch die Nachbarschaft, immer noch einen neuen Anstrich von Wunderbarkeit in einem jeden Munde erhalten, der ihren Umlauf befördert. — Was die prophetische Natur dieser zweiten Gesichter betrift; so kann sie durch keine Gründe bewiesen werden. Daß die Gottheit ein Wunder thun sollte, blos um von so unbedeutenden Dingen Nachricht zu geben, dergleichen diese Mährgen gemeiniglich enthalten, wie, zum Beispiel, die Ankunft eines Fremden, das Zunageln eines Sarges, oder die Farbe eines Kleides sind; und daß diese Nachrichten zu keinem Zwecke und nur solchen Personen gegeben werden sollten, die müßig und einsam leben, hochschottländisch sprechen, und sich auf Gebirgen und in Einöden aufhalten, — das sieht keiner Art von Begebenheiten ähnlich, die wir in der Natur finden, und die Vorsehung zuläßt, und muß also auch als ungereimt und unglaublich verworfen werden, bis es auf eine befriedigende Art bewiesen wird, was bis jezo noch nicht geschehen ist Diese Gesichter, so wie sie jezo sind, und beschrieben werden, können mit Wahrscheinlichkeit aus einer kranken verwirrten Phantasie abgeleitet werden. Daß aber in ihnen, wie in unsern gewöhnlichen Träu-

men, gewisse Umstände bey seltenen Gelegenheiten gewissen Vorfällen ähnlich sehen, das kann man von den Gesezen des Zufalls erwarten, und scheint auch nichts wunderbarers und übernatürlicheres zu seyn, als daß ein Papagey, der seine Späße aufs Gerathewohl austheilt, dann und wann einen Vorübergehenden bey seinem rechten Namen nennt.

Der Leser mag aber auch von diesen Bemerkungen und ihrer Schicklichkeit an dem gegenwärtigen Plaze denken, wie er will; so bin ich doch überzeugt, daß ich wegen der Anführung folgender sehr malerischer Verse, aus einem wenig bekannten Gedichte, nicht werde getadelt werden. Sie können beweisen, daß etwas, was in der Geschichte oder Philosophie eine sehr schlechte Figur machen würde, in der Poesie oft eine gefällige Wirkung haben kann.

»Seitdem von Alters her der stolze Edel»mann, Herr von Roß, (so erzählt die ein»fältige Ueberlieferung des Landmanns,) ge»wohnt war, umgeben mit seinen Untertha»nen und Vasallen, den Hirsch seines Ge»biets, und den strafbaren Wolf aufzuwecken; »hört man oft des Abends oder um Mitter-

„nacht, anfangs nur leise, aber bald näher „und stärker, Stimmen von Jägern und „Hunden und dumpfen Hörnern stark und „in großer Ferne erschallen. Der Lärm „vermehrt sich; die Luft ertönt von dem im„mer heftigern und lauterem Geschrey der „hizigen Jagd, und den gebrochenen Angst„tönen des Hirsches, der von würgenden „Hunden zerfleischt wird; von Zurufungen „von Menschen, und vom Geräusche von „Hufen, die schnell auf den hohlen Grund „schlagen. Die grasende Kuh im Thal er„schrickt vor dem plözlichen Lärm, und die „Ohren des Hirten erklingen vor Herzens„angst. Er schaut an den hohen Gebirgen „und benachbarten Hügeln umher, und findet „nirgends die Spur eines lebenden Menschen. „Staunend und zitternd weiß er nicht, „wem oder welchem Gegenstande er seine „Furcht zuschreiben soll: ob Geistern, oder „Hexen, oder Feen, oder dem bösen Feinde. „Er staunt unaufhörlich, und weiß nicht, „warum er staunt.

Albania, ein Gedicht.
London 1737. Fol.

Siebentes Kapitel.

Von der Sympathie.

Weil ein großer Theil des Vergnügens, was die Dichtkunst uns verschaft, von den sympathetischen Gefühlen abhängt; so sollte die Untersuchung über die Natur der Sympathie einen Theil der wissenschaftlichen Kritik ausmachen. Es sey mir daher erlaubt, über diesen Gegenstand einige Bemerkungen hinzuzufügen, die über verschiedene der vorhergehenden sowohl als nachfolgenden Raisonnements einiges Licht verbreiten können.

Wenn wir den Zustand einer andern Person, besonders wenn er angenehm oder schmerzhaft zu seyn scheint, betrachten; so sind wir im Stande, uns in denselbigen Zustand hineinzudenken, und in einem gewissen Grade eben den Schmerz und eben das Vergnügen zu fühlen, was wir, nach unsrer Meinung, empfinden müßten, wenn wir wirklich in einem solchen Zustande oder einer solchen Lage wären. Daher wird das Glück anderer einigermassen unser Glück, und ihre Uebel und Leiden unsere Leiden. Die offenbare Wirkung davon ist diese: Menschen in der Gesellschaft genauer mit einander

zu verbinden, und sie zu bewegen, ihr Glück gegenseitig zu befördern, und ihr Elend zu erleichtern. Sympathie oder Mitgefühl mit dem Leiden anderer, wird Mitleiden, oder Barmherzigkeit genannt; Mitgefühl mit ihrer Glückseligkeit hat (im Englischen) keinen besondern Namen; wird aber, wenn es in Worten ausgedrückt wird, Glückwunsch genannt.

Wir sympathisiren in einem gewissen Grade selbst mit leblosen Dingen. Wenn wir einen Stock verlieren, den wir lange getragen haben, oder ein Haus zusammenfallen sehen, in welchem wir lange wohnten; so kann uns das auf einige Augenblicke schmerzen, oder rühren, wenn gleich die verlornen Sachen gar keinen oder einen geringen Werth hatten. Wir sympathisiren mit verstorbenen Personen, und sogar mit solchen Umständen ihrer Lage, gegen welche wir wissen, daß sie ganz gleichgültig sind: daß sie, zum Beispiel, in einem kalten und einsamen Grabe eingeschlossen sind, des Sonnenlichtes und aller Freuden des Lebens beraubt, und in wenig Jahren in Gefahr, ganz vergessen zu werden. — Gegen die unvernünftigen Thiere äußern wir eine starke Sympathie und müssen sie äußern, weil sie gleich uns empfindende Wesen sind. Ein gütiger Mann ist selbst gegen sein Vieh gütig, und der müßte sehr hartherzig oder

niedergeschlagen seyn, der das Hüpfen von Lämmern, oder den frölichen Gesang der Lerche, oder die Freude eines Hundes, die er nach der Wiederfindung seines Herrn bezeugt, ohne Theilnehmung ansehen und anhören könnte. Wir werden von wenigen Stellen in beschreibenden Gedichten inniger gerührt, als von denen, worinn Virgil und Lukretius, der eine das Trauern eines Stiers über den Verlust seines Genossen, der andere die Betrübniß einer Kuh über den Tod ihres Kalbes, so meisterhaft geschildert haben. (Virg. Georg. III. v. 519. Lucret. II. v. 355.) — Unsere Sympathie äußert sich aber am mächtigsten gegen unsere Nebenmenschen; und wenn die übrigen Umstände gleich sind, ist sie stärker oder schwächer, je nachdem sie mehr oder weniger mit uns verbunden, oder ihre Lage und Zustand dem unsrigen mehr oder weniger gleich sind.

Wir sympathisiren oft, wenn die Person, die unser Mitgefühl erregt, Gutes oder Böses nur wenig oder schwach empfindet. Wir erröthen, wenn ein anderer den Wohlstand beleidigt, ungeachtet wir wissen, daß er selbst es nicht merkt. Wir bedauren einen Wahnsinnigen, ungeachtet wir ihn in seiner Narrheit für glücklich halten. Wir zittern bey dem Anblick eines Maurers, der auf einem hohen Gerüste steht, ungeachtet wir

wissen, daß die Gewohnheit ihm eine solche Stellung gefahrlos gemacht hat. Wir fühlen Schmerz, wenn wir einen andern am Rande eines Absturzes stehen sehen, ungeachtet wir selbst in Sicherheit, und von seiner Vorsicht überzeugt sind. In allen diesen Fällen scheint es, als wenn unsere Sympathie nicht sowohl durch die Vorstellung dessen, was andere wirklich fühlen, als durch die lebhafte Vorstellung dessen erregt würde, was sie fühlen müßten, wenn sie gerade so gebaut wären, als wir; oder was wir fühlen würden, wenn wir mit unserer jezigen Art zu empfinden in ihrer Lage wären. (Man sehe Smiths Theorie von den moralischen Gefühlen. Erster Abschnitt.)

Viele von unsern Leidenschaften können durch Sympathie mitgetheilt und gestärkt werden. Wenn wir in eine muntere Gesellschaft gehen, so werden wir selbst aufgeräumt; wenn in eine traurige, so werden auch wir niedergeschlagen. Die Gegenwart einer großen in Andacht versunkenen Menge stimmt uns selbst zur Andacht. Memmen haben sich muthig betragen, wenn alle ihre Genossen muthig waren; und die Furchtsamkeit von einigen wenigen hat oft über ganze Heere panische Schrecken verbreitet. — Unterdessen sind wir nicht

geneigt, mit heftigem Zorn, Eifersucht, Neid, Bosheit und andern unnatürlichen oder grausamen Leidenschaften zu sympathisiren. Wir nehmen vielmehr gegen sie Theil, und sympathisiren mit denjenigen Personen, die durch sie in Gefahr kommen, weil wir uns leichter in ihre Lage versezen, und ihre Verlegenheit uns vorstellen können. Aber Unwille über Laster, besonders über Undankbarkeit, Grausamkeit, Verrätherey, und ähnliche Leidenschaften, erwecket in uns ein sehr starkes Mitgefühl; und das Vergnügen, dessen wir uns bewußt sind, wenn solche Verbrechen gehörig bestraft werden, ist, wiewohl etwas trübe, doch aufrichtig und ächt, und unserer sittlichen Natur im geringsten nicht nachtheilig oder sie entehrend. Es ist selbst nicht unvereinbar mit dem Mitleiden, das die Quaalen des Verbrechers uns abzwingen, wenn wir sie uns auf eine sehr lebhafte Art vorstellen.

Nicht alle Menschen haben gleich viel Sympathie. Diejenigen, die eine feurige Einbildungskraft, zarte Empfindlichkeit, und das, was man ein weiches Herz nennt, haben, sind ihrer am meisten empfänglich. Eine beständige Gewohnheit aufzumerken und zu beobachten, das Studium der Werke der Natur und der Kunst, Erfahrungen

eigener Leiden, Liebe der Tugend und des menschlichen Geschlechts, verstärken sie sehr; diejenigen Leidenschaften aber, von denen unser eigenes Ich der Gegenstand ist, dergleichen Stolz, Hochmuth, Geldgeiz, Sinnlichkeit, Neid und Eitelkeit sind, haben nicht weniger Gewalt, sie zu zerstören. Nichts macht einen Menschen liebenswürdiger, und brauchbarer, als die Neigung und Fähigkeit, mit den Fröhlichen sich zu freuen, und mit den Weinenden zu weinen; an den Schicksalen seiner Nebengeschöpfe von ganzem Herzen, nicht blos des Wohlstandes wegen, Theil zu nehmen; sich in die unschuldige Laune einer jeden Gesellschaft zu schicken, mehr auf sie, als auf sich selbst aufmerksam zu seyn, und eine jede Gelegenheit zu vermeiden, ihnen Verdruß zu machen und sie zu beleidigen. Und nichts als offenbare Unsittlichkeit ist unangenehmer, als eine Person, die ein bis zur Grobheit gehendes freies Wesen affektirt, und dafür angesehen seyn will, zu allen Zeiten zu sagen, was ihr beliebt, andere mögen es wohl oder übel nehmen; oder als die Pedanten sind, (von welchem Stande sie auch seyn mögen: denn es giebt deren aus allen Ständen und Lebensarten,) die, ohne sich um andere, und deren Art zu denken, zu bekümmern, beständig sich selbst, und ihre eigenen Ange-

legenheiten, nebst den Gesinnungen und der Sprache, die ihrer Lebensart und ihren Brüderschaften eigen sind, der Gesellschaft aufdringen. Dieses Betragen, ungeachtet es sich unter dem Namen von Geradheit eine Erhöhung über alle Geseze des Wohlstandes anmaßt, ist ohne Ausnahme die Wirkung von Stolz, Unwissenheit, oder Dummheit, oder vielmehr von allen dreien zusammengenommen. Ein bescheidener Mann, der auf eine theilnehmende Art auf die Lage und Empfindungen anderer Acht giebt, wird von selbst für andere dasjenige thun, oder ihnen das zugestehen, wovon er wünschet, daß andere es für ihn thun und ihm zugeben möchten; und er wird es eben so sehr für seine Pflicht halten, anderer ihre Glückseligkeit zu befördern, als er es für ihre Pflicht hält, die seinige zu vermehren. Ein solcher Mann hat gewisse richtige Grundsäze sowohl der Billigkeit, als der guten Lebensart; und wenn gleich eine unvollkommene Kenntniß der Welt, oder ein Mangel von Uebung in den äußeren Merkmalen der Höflichkeit, seinem Betragen die Leichtigkeit und Ungezwungenheit raubt, die man wünschen könnte; so wird er doch niemals einer gutartigen und scharfsichtigen Person die geringste Beleidigung zufügen.

Wir sind nicht im Stande, mit Empfindungen zu sympathisiren, die wir entweder nicht billigen, oder auch nicht gehabt haben. Die Noth des Geizhalses, wenn sein Schaz gestohlen worden, die Aengstlichkeit des eitlen Thoren, wenn er sein Sonntagskleid beschmuzt, die Verlegenheit des ungereimten Prahlers, den man auf Lügen ertappt hat, die Angst des harten unnatürlichen Vaters, dessen Tochter mit einem verdienstvollen Liebhaber entwischt ist, alle diese unangenehmen Gemüthszustände können eher Lachen als Mitleiden erregen. In Sparta hatte ein jeder Vater das Recht, sein jedes Kind zu züchtigen, weil man voraussezte, daß ein jeder, der Vaterliebe empfunden hätte, unfähig seyn würde, durch ungerechte oder zu harte Züchtigungen ein anderes Vaterherz zu verwunden. Als der Kardinal von Mayland der Konstance Vorwürfe wegen der heftigen Traurigkeit über den Verlust ihres Kindes machen wollte, sagt sie, ohne denjenigen, von dem sie wußte, daß er nicht kompetenter Richter über ihren Zustand seyn könnte, einer an ihn gerichteten Antwort zu würdigen: Es redet einer zu mir, der selbst niemals einen Sohn hatte. (König Johann 3. Akt 3. Scene.) — Die Griechen empfanden so viel Vaterlands- und Vaterliebe, als wir; allein sie wußten aus einer

Ursache, die ich irgendwo angegeben habe, (Versuch über das Lächerliche 4. Kap.) wenig von der romanhaften Liebe unverheiratheter Personen, welche die Sitten und Romane der neuern Zeit einflößen. Angst und Bekümmerniß entsteht daher in ihrem Trauerspiele aus Patriotismus oder älterlicher Zärtlichkeit; aber nicht aus der romanhaften Leidenschaft, von der ich jezo rede. Es giebt aber nur wenige englische, und noch weniger französische Trauerspiele, in denen nicht eine Liebesangelegenheit in die Haupthandlung verflochten wäre. Dieses erregt unsere Sympathie; würde aber für Griechen und Römer nicht so interessant gewesen seyn, weil sie mit den Verfeinerungen dieser Leidenschaft nicht bekannt waren.

Sympathie, als das Mittel, gewisse Gefühle aus einer Brust in andere zu leiten, könnte ein mächtiges Werkzeug der sittlichen Ausbildung werden, wenn Dichter und Romanschreiber sich bemühten, unsere Empfindsamkeit nur für solche Gefühle zu reizen, die der Tugend günstig sind, und die Seele stärken. Erdichtungen, die Muth und Vaterlandsliebe athmen, die uns mit älterlicher und kindlicher Zärtlichkeit sympathisiren machen, die für den Unglücklichen unser Mitleiden, und gegen das

Laster Abscheu einflößen, können selbst von der moralischen Seite nüzlich seyn, indem sie Empfindungen nähren, denen man sich eben deswegen, weil sie das Herz bessern, schwerlich bis zum Uebermaaße überlassen kann. Aber jene fürchterlichen Erzählungen, die den Leser nur allein beängstigen, können niemals Nuzen stiften; sie ermüden, entkräften und überwältigen die Seele: und wenn Elend und Unglück den Unschuldigen ergreifen; so können durch eine solche Lektüre unsere sittlichen Triebfedern und Grundsäze in einem gewissen Grade und auf eine Zeitlang verdorben werden, die Aehnlichkeit der erzählten Begebenheiten mit denen in der Natur, mag so groß seyn, als sie will. Einige neuere Romanenschreiber haben es für ihre Pflicht gehalten, das Herz nicht allein zu rühren, sondern es in Stücken zu zerreissen. Sie häufen Unglück auf Unglück, Trauern auf Trauern, ohne Ende und Zweck; allein dieses verwüstet die Seele des Lesers zu sehr, als daß sie Vergnügen oder Unterricht erhalten könnte, und ist dem Verfahren der weisen Alten ganz entgegengesezt, deren rührende Scenen meistens sehr kurz sind.

Man erzählt, daß die erste Vorstellung der Furien des Aeschylus ein so großes Entsezen unter

die Zuschauer verbreitete, daß mehrere Weiber dadurch eine unzeitige Geburt hatten; hier war wirklich Pathos mit Rache verbunden. Ungeachtet man aber die Wahrheit dieser Geschichte bezweifeln könnte; so ist es doch außer allem Streit, daß Gegenstände des Schreckens und Schauders dem Leser mehr Böses als Gutes, mehr Schmerz als Vergnügen thun und geben können, so bald der Dichter oder Romanschreiber sich ihnen zu sehr überläßt, oder zu lange bey ihnen verweilt. Ein solches Verfahren ist den wesentlichen Gesezen der Kunst entgegen, wir mögen annehmen, daß ihr Zweck sey, zu gefallen und lehrreich zu seyn, oder zu unterrichten, damit sie desto kräftiger gefallen möge. Man nehme die wirklichen Uebel unsers Lebens so groß und mannichfaltig an, als gemeiniglich geglaubt wird; so verstehen wir doch gewiß unser eigenes Interesse sehr schlecht, wenn wir sie durch erdichtete und eingebildete noch zu vermehren suchen. Horaz giebt zu verstehen, daß das alte satyrische Drama (eine Art von burlesker Tragikomödie) zur Unterhaltung des weniger gesitteten Theils der Zuschauer bestimmt war; (Ar. Poet. v. 221.) und unsere Kunstrichter versichern uns, daß die neuere heutige Farce an die oberste Gallerie gerichtet sey, die an den höhern Schönheiten

der tragischen Muse, der Voraussezung nach, keinen Geschmack findet. Ich glaube aber, daß diese Farcen oder kleinern Stücke selbst, wenn sie die Ehrbarkeit nicht beleidigen, auch für den aufgeklärtesten Zuschauer weder unangenehm, noch ununterrichtend seyn werden. Ich denke nämlich, daß nicht gerne jemand, besonders ein bejahrter Mann, mit der Trübheit zu Hause gehen möchte, die ein rührendes Trauerspiel über die Seele verbreitet; und wenn die Tragödie auch gesunden nahrhaften Unterricht gegeben hat; so ist gar keine Gefahr da, daß dieser durch eine kleine unschuldige Frölichkeit wieder vernichtet werden könnte.

Aus eben dieser Ursache bekenne ich, daß ich durch die komischen Scenen im geringsten nicht beleidigt werde, womit unsere großen Schauspieldichter ihren Tragödien Abwechslung und Mannichfaltigkeit gegeben haben. Eine solche Freiheit ist in ihnen wenigstens viel verzeihlicher, als sie es in andern tragischen Dichtern seyn würde. Diese müssen, wie eine Armee bey einer Belagerung, durch langsame und regelmäßige Annäherungen den Weg zum Herzen suchen, weil sie es nicht wie Shakespeare auf einmal und mit Sturm einnehmen können. In ihren Stücken würde daher eine

Mischung von Lustspiel eine eben so schlimme Wirkung haben, als wenn Belagerer sich aus den Aussenwerken, die sie gewommen haben, wieder zurückziehen und den Belagerten Zeit lassen wollten, sich zum zweitenmal darinn zu verschanzen. Shakespeare aber durchdringt das Herz mit einem einzigen Streiche, und schlägt uns in der gegenwärtigen Scene so sehr nieder, als wenn wir in der vorhergehenden gar nicht aufgeräumt gewesen wären. Wenn er mit einer solchen Gewalt zu rühren, als er besaß, seine Trauerspiele von Anfang bis zu Ende traurig oder schrecklich gemacht hätte; so würde keine Person von einiger Empfindlichkeit ihre Vorstellung haben aushalten können. — Die Wahrscheinlichkeit einer solchen Mischung ist gar keinen Zweifeln unterworfen. Die Natur zeigt uns allenthalben, in allen Begebenheiten des Lebens, eine solche Mischung von Trauer- und Lustspiel, von Freude und Traurigkeit, von Lachen und Feierlichkeit. Die Bedienten am Hofe wissen wenig von dem, was unter Fürsten und Staatsmännern vorgeht, und können daher, wie der Thürhüter im Macbeth, scherzen und lustig seyn, wenn ihre Herren auf das tiefste gebeugt sind. Der Tod eines geliebten Kindes ist für Aeltern und Freunde ein großes Leid; der Mann aber, der

seine Grube gräbt, kann, wie Goodman Delver im Hamlet, sehr vergnügt seyn, wenn er an sein Werk geht. Eine Verschwörung kann sehr gefährlich seyn; der Gerichtsdiener aber, der die Schuldigen greift, ist vielleicht, wie Dogberry, ein drolligter Charakter, und seine Ungereimtheiten selbst können Mittel werden, die Verschwörung ans Licht zu bringen. — Ich gebe zu, daß Werke von dieser Art, dergleichen ich jezt vertheidige, eigentlich weder Trauerspiele noch Lustspiele genannt werden können; der Name aber ist hier von gar keiner Wichtigkeit. Man nenne sie Schauspiele; und wenn in ihnen die Natur auf eine solche Art nachgeahmt wird, daß Leser und Zuschauer sowohl Vergnügen, als Nuzen daraus ziehen; so haben sie auf den Titel dramatischer Gedichte einen eben so rechtmäßigen Anspruch, als irgend etwas im Sophokles, Racine und Voltaire. — Allein ich kehre zurück.

Die Liebe ist ein anderer Tyrann in der schlagenden Brust, über dessen zu mächtigen Einfluß in das neuere Schauspiel sich diejenigen beklagen, die das Theater in eine Schule der Tugend verwandelt sehen möchten. Liebe, wenn sie in gehörigen Schranken gehalten wird, ist unstreitig,

wie das Lied sagt, eine sanfte und edle Leidenschaft; aber keine andere Leidenschaft ist so geneigt, die ihr gesezten Schranken zu überschreiten. Die häufige Betrachtung also ihrer Freuden und Leiden in Gedichten und Romanen muß fast nothwendig die Seele schwächen, und Empfindungen oder Bewegungen hervorbringen, die der Unschuld nachtheilig werden können. Es ist überdem gewiß, daß selbst solche Erzählungen, in denen weder Liebe noch Gallanterie herrscht, auch für die Phantasie heutiger Leser höchst interessant gemacht werden können. Dies erhellt nicht nur aus den Schriften Shakespears und anderer großen Männer; sondern auch aus dem Pilgrim's Progress von Bunyan, und aus der Geschichte von Robinson Krusoe. Vielleicht giebt es in keiner Sprache eine interessantere Erzählung, als diese leztere; keine, die besser entworfen und ausgeführt wäre, um dem Leser eine lebhafte Vorstellung von der Wichtigkeit der mechanischen Künste, von den Süßigkeiten des gesellschaftlichen Lebens und der Würde der Unabhängigkeit mitzutheilen.

Zweiter Abschnitt.

Von der dichterischen Sprache.

Nachdem ich dasjenige vorgetragen habe, was ich über die Natur der Poesie, als einer nachahmenden Kunst, zu sagen mir vorgenommen hatte; so gehe ich jezo zur Untersuchung des Werkzeugs fort, was sie bey ihren Nachahmungen braucht; oder mit andern Worten, zur Erläuterung der Dichtersprache. Sprache ist des Dichters Werkzeug im Nachahmen, wie Töne die Instrumente des Musikers, und Farben die des Mahlers sind. Man wird finden, daß meine Betrachtungen über diesen Gegenstand sich in die schon bewiesenen und niedergelegten Grundsäze verlieren werden.

Wörter werden in der Dichtkunst erstlich wegen ihrer **Bedeutung**, und zweitens wegen ihres **Klanges** gewählt. Niemand wird läugnen, daß der erste Grund, Wörter zu wählen, der vorzüglichste sey. Wer in irgend einer Art von Schriften den Schall der Wörter dem Sinn vorzieht, ist ein Thor. Unterdessen nimmt man auf den erstern selbst in Prose Rücksicht, und in Gedichten verdient er eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Ich werde daher von der Dichtersprache zuerst als **bedeutend**, und dann als des **Wohllauts fähig** handeln.

Erstes Kapitel.

Von der Dichtersprache, in Rücksicht auf Sinn und Bedeutung.

Wenn die Dichtkunst, wie ich zu beweisen gesucht habe, die Natur, poetische Erdichtungen wirkliche Begebenheiten, dichterische Bilder wirkliche Erscheinungen der sichtbaren Schöpfung, und dichterische Personen Charaktere des menschlichen Lebens nachahmen und ausdrücken; so scheint daraus zu folgen, daß die Sprache der Dichtkunst eine Nachahmung der Sprache der Natur seyn müsse. Denn nichts kann gefallen, was wir nicht für natürlich halten; und Sprache mißfällt eben sowohl, wenn sie unnatürlich ist, als Erdichtungen, Bilder, oder moralische Beschreibungen. — Was versteht man aber unter Sprache der Natur, oder natürlicher Sprache? Dies muß zuerst untersucht werden.

Erster Abschnitt.

Bestimmung der natürlichen Sprache.

Der Ausdruck: natürliche Sprache, ist bisweilen von Philosophen dazu gebraucht worden, um diejenigen Töne der menschlichen Stimme, die

Geberden und Stellungen des menschlichen Körpers, endlich die Züge und Bildungen zu bezeichnen, die allen Menschen gemein sind und allenthalben verstanden werden, weil sie von Natur gewisse Bewegungen der menschlichen Seele ausdrücken. So haben Zorn, Furcht, Mitleiden, Anbetung, Freude, Verachtung und fast eine jede andere Leidenschaft ihren eigenen Blick, Ton der Stimme und Geberde. Diese nun scheinen nicht eine Folge der Nachahmung, sondern der Wirkung der menschlichen Seele auf den menschlichen Körper zu seyn, und wenn sie in einem Gemälde oder einer Statüe ausgedruckt sind, oder wenn wir sie in einem lebenden Menschen entdecken, so werden sie allgemein als die äußern Zeichen einer Leidenschaft verstanden, die meistens damit begleitet zu seyn pflegt. In dieser Bedeutung ist Natursprache den artikulirten Tönen entgegengesezt, denen man das Wort Rede oder Sprache in der engsten Bedeutung zugeeignet hat. Auch diese ist allen Menschen gemein, ungeachtet sie unter verschiedenen Nationen verschieden ist; sie leitet aber ihre ganze Bedeutung oder Bedeutenheit von menschlicher Verabredung und Kunst her, wird auch nur von denen verstanden, die darinn unterrichtet worden. — In der gegenwärtigen Untersuchung aber zeigt natürliche Sprache nur denjenigen Gebrauch der

artikulirten oder künstlichen Sprache an, der dem Redenden und seiner Lage angemessen ist. „Bestimmte Wörter an den gehörigen Stellen,“ ist Swifts Erklärung einer guten Schreibart; und kann eben so gut für eine Definition des Styls gelten, die ich hier natürliche Sprache nenne: zum Unterschiede nicht der **künstlichen**, (denn sie ist selbst künstlich,) sondern der **unnatürlichen** Sprache. Diese natürliche Sprache muß der Dichter nachahmen; ich sage nachahmen: denn des Dichters Pflicht ist es, die Natur nachzuahmen, nicht wie sie wirklich ist, sondern wie sie es auf eine mit den Gesezen der Wahrscheinlichkeit und dem Geiste seines Werks vereinbare Art seyn kann; und man sagt also, daß er die Natur nachgeahmt habe, wenn er uns eine Natur schildert, die der wirklichen zwar ähnlich, aber auch wiederum von mehrern Seiten von ihr verschieden ist. Eben so müssen Dichter bey der Zusammensezung und Erfindung der Dichtersprache die menschliche Sprache zu ihrem Muster nehmen, nicht aber in der Unvollkommenheit, in welcher sie bey den gewöhnlichen Vorfallenheiten des Lebens gebraucht wird, sondern in dem Zustande der Vortreflichkeit, von der man ohne Unwahrscheinlichkeit sagen kann, daß sie ihrer fähig sey.

So wie wir aber den Werth oder Unwerth dichterischer Bilder nicht schäzen können, bevor wir

nicht die beschriebenen Gegenstände gesehen haben; so können wir auch von dieser Vollkommenheit der Sprache nicht urtheilen, bis wir uns einen bestimmten Begrif von der Eigenschaft der Sprache, die man natürlich nennt, gemacht haben. Daß einige Arten von Sprache natürlicher sind, als andere, und daß die eine es zu einer Zeit seyn, zu einer andern nicht seyn kann, dies müssen selbst diejenigen einsehen, die sich niemals mit Kritik abgegeben haben. Würden sanfte Wörter, zum Beispiel, in dem Munde eines sehr zornigen Mannes natürlich seyn? oder erwartet auch selbst nur der Pöbel schimmernde Wörter von einer Person, die von Liebe, oder Mitleiden, oder Traurigkeit tief gerührt ist. Es ist keine natürlichere Verbindung zwischen Schmerz und Wehklagen, zwischen Betrübniß und Thränen, Scherz und Lachen, Furcht und Zittern, als zwischen gewissen Empfindungen und Modifikationen der menschlichen Sprache.

Natürliche Sprache und gute Sprache sind nicht einerley: und Swifts Definition, die auf beide gleich anwendbar ist, drückt auch vielleicht das charakteristische von keiner von beiden recht aus. Die Eigenschaften der guten Sprache, oder Schreibart, ist Deutlichkeit, Einfalt, Zierlichkeit, Kraft und Harmonie. Allein eine Rede oder

Schreibart kann alle diese Eigenschaften besizen, und doch nicht natürlich seyn. Würde die Einfalt der anakreontischen oder ovidischen Sprache in dem Munde des Achills natürlich seyn, wenn er dem Agamemnon seine Tyranney und Ungerechtigkeit vorwirft, oder in Lears Munde, wenn er den stürmenden Elementen trozt, und Fluch und Verderben über seine Töchter ausspricht? Würde die Deutlichkeit, die wir mit so vielem Grunde in Katos Selbstgespräch bewundern: („Es muß so seyn. Plato, du dachtest richtig,“) in Hamlets seinem „Seyn oder Nichtseyn,“ von denen für natürlich gehalten werden, welche wissen, daß der erstere mit der kühlen Ueberlegung eines ruhigen Weltweisen, der andere hingegen mit der Heftigkeit eines jungen Mannes redet und reden soll, der durch Traurigkeit und Liebe, durch Verdruß und Rache bis zum Wahnsinn gefoltert wird? Würde die prächtige Sprache, in welcher der erhabene Othello von dem Pomp und den Ehrenzeichen des Krieges redet, in dem Munde der sanften, gebeugten und ihr unglückliches Schicksal beweinenden Desdemona natürlich seyn? oder würde die tönende Harmonie des dithyrambischen Gesanges, oder des epischen Gedichts, sich für die Einfalt von Hirten schicken, die in abwechselnden Gesängen mit einander wetteifern, ihre Geliebten preisen, oder

einander Räthsel vorlegen, oder endlich Betrachtungen über das Wetter anstellen? — Und doch muß die Sprache stets so einfach und ungekünstelt seyn, daß sich in ihr keine überflüßige Verzierungen finden; so deutlich, daß wir klar einsehen, was gesagt werden soll; so zierlich, daß kein Verdacht über die Unwissenheit, oder den Mangel des Geschmacks im Redenden oder Schriftsteller entsteht.

Gute Sprache und Schreibart ist was bestimmtes und vollendetes. Wir erkennen sie, wo wir sie antreffen; wir können sie ganz allein aus Büchern lernen. Sie mag von einem Bauren oder Helden, von einem Weisen oder Thoren gesprochen werden; so ist sie immer gut, wenn sie mit den Gesezen übereinstimmt. Natürliche Sprache aber ist nicht etwas bestimmtes, sondern relatives, und kann nur allein von denen beurtheilt werden, die den Menschen sowohl, als Bücher studirt haben, und die nicht nur auf den wirklichen oder vorausgesezten Charakter des Redenden, sondern auch auf den Inhalt und die Wichtigkeit dessen, was gesprochen wird, Acht geben.

Es giebt mehrere besondere auf den Redenden sich beziehende Umstände, auf die man merken muß, bevor man das Natürliche seines Ausdrucks beurtheilen kann. — Es ist offenbar, daß die **Gemüthsart** des Redenden mit in Anschlag oder

Rechnung gebracht werden müsse. Von einem heftigen und stolzen Mann erwarten wir eine andere Sprache, als von dem ruhigen und bescheidenen. Das Feuer und die Heftigkeit, die dem Achill natürlich sind, würden im Sarpedon oder Ulyß gerade das Gegentheil seyn; so wie die honigfließende Fülle des Nestors der bäuerischen Einfalt des Ajax übel stehen würde. Diese Verschiedenheit von Gemüthsart, welche Menschen bey denselbigen Gelegenheiten auf verschiedene Art denken macht, wird auch Ursache, daß sie dieselbigen Gedanken auf eine verschiedene Art ausdrücken. Und weil die Gemüthsart und Laune derselbigen Menschen sich nicht immer gleich bleibt, sondern durch Jugend und Alter, wie durch die verschiedenen während einer gewissen Zeit herrschenden Leidenschaften verändert wird; so kann auch die ihnen eigenthümliche Schreibart und Sprache nicht immer gleichförmig bleiben, sondern wird kraftvoll, oder matt, abgebrochen, oder ruhig fortfließend, bilderreich, oder einfach, nach den verschiedenen Leidenschaften und Empfindungen seyn, die in der Seele herrschen. Man muß also, um über das Natürliche einer Sprache oder Schreibart zu urtheilen, nicht blos auf die gewöhnliche Gemüthsart des Redenden Acht geben, sondern auch auf seine gegenwärtigen Leidenschaften, und selbst auf

sein Alter. — Auch muß man nicht das Eigenthümliche seiner Talente oder Art zu denken übersehen. Wenn seine Begriffe und Gedanken dunkel oder verworren sind; so muß seine Sprache gleichfalls unverständlich und unregelmäßig seyn; sind hingegen jene sehr abwechselnd und mannichfaltig, so wird diese auch reich und überfließend werden. Auch die äußere Lage des Redenden, sein Rang und Glücksumstände, sein Umgang und seine Erziehung, besonders die beiden leztern, haben keinen geringen Einfluß auf die Eigenthümlichkeit seiner Art sich auszudrücken. Ein Unwissender und ein Mann von Kenntnissen, ein Pedant und ein Gelehrter, der die Welt kennt, ein Landmann und Soldat, ein Handwerksmann und Seefahrer, werden, wenn sie dieselbige Geschichte erzählen, ein jeder diejenige Art sich auszudrücken wählen, die ihren herrschenden Begriffen und der Sprache, die sie zu hören und zu reden gewohnt waren, am meisten entsprechend ist; und wenn also ein Dichter, der Gelegenheit hätte, alle diese Personen in ein Lustspiel einzuführen, sie alle dieselbige gleichförmige Sprache reden ließe; so wird die Schreibart einer solchen Komödie, so ausgearbeitet sie sonst auch immer seyn möchte, doch immer unnatürlich werden. — Unsere Sprache wird selbst durch die Gedanken modificirt, die wir

jedesmal äußern. Wenn diese groß und wichtig, oder unbedeutend und niedrig sind; so findet sich im Ausdruck eine ihnen entsprechende Erhabenheit oder Niedrigkeit. Die Schreibart großer Männer ist meistens einfach und ungekünstelt; allein sie nimmt doch auch fast immer etwas von der Würde und Größe ihrer Gesinnungen an. In Griechenland und Rom war der Verfall der Litteratur eine Folge der Verderbniß der Sitten; und die männliche Einfalt der alten Schriftsteller verschwand, als diese Nationen weibisch und sclavisch wurden. Horaz und Longin (Ar. Poet. v. 323-332. Long. S. 9. 44.) schreiben ohne Bedenken den Verfall der Beredsamkeit ihrer Zeit der Kleinheit der Seelen, einer Wirkung des Geizes und der Schwelgerey, zu. Longins Worte sind merkwürdig: „Der wahre Redner (sagt er) muß eine erhabene und edle Seele besitzen: denn es ist unmöglich, daß Menschen, die ihr ganzes Leben in niedrigen oder sclavischen Geschäften zugebracht haben, etwas hervorbringen sollten, das eines ewigen Ruhms und einer allgemeinen Bewunderung werth wäre.“ In der That können Worte nicht nur als Zeichen, sondern auch als Gemälde unserer Gedanken betrachtet werden. Man wird finden, daß derselbige Glanz, oder dieselbige Mattigkeit des Kolorits, eben die Ordnung oder Unordnung, dieselbigen

Verhältnisse von Größe oder Kleinheit, dieselbigen Grade von Erhabenheit, dasselbige Licht und Schatten, welche die einen auszeichnen, auch die andern charakterisiren; und von solchen Charakteren also, als Achilles und Othello sind, erwarten wir eben so natürlich eine kühne und kraftvolle Sprache, als eine männliche Stimme, oder eine gebietende Stellung und Geberde. — Es ist kaum nöthig hinzuzusezen, daß Sprache und Schreibart, wenn sie natürlich seyn sollen, auch dem Geschlecht und Volk des Redenden oder Schreibenden angemessen seyn müssen. Ich will nicht behaupten, was einige gethan haben, daß die Schreibart und Handschrift eines Frauenzimmers stets und eben so leicht zu unterscheiden und zu erkennen sind, als Stimme und Züge; aber ich glaube, mit Wahrheit sagen zu können, daß eine Unterredung mit Frauenzimmern, selbst, wenn gelehrte oder philosophische Materien ihre Gegenstände sind, eine gewisse Leichtigkeit und Feinheit habe, welche nachzuahmen den größten Meistern der Sprache schwer werden würde. Die Sprache, die Shakespeare der Amme von der Julie, der Desdemona, oder Katharina, gegeben hat, würde keiner Mannsperson kleiden; so wenig als die Sprache des Petrucchio oder Dogberry, Pistol oder Falstaff, irgend einem weiblichen Charakter. Endlich

müssen diejenigen, die die natürliche Sprache in ihrem ganzen Umfange studieren, auch auf die national Eigenthümlichkeit Acht geben. Von einem asiatischen Monarchen läßt sich eine weitläuftige und geblümte, von einem amerikanischen Anführer oder Haupte hingegen eine starke, bilderreiche, und gedrungene Sprache erwarten. Ein französischer Marquis und ein englischer Landedelmann würden sich über dieselbigen Gegenstände nicht auf dieselbige Art, und mit denselbigen Worten ausdrücken, wenn sie auch einerley Sprache mit gleicher Fertigkeit sprächen. Eben so würde man einem Dichter den Vorwurf des Unnatürlichen machen, wenn er einen kürzlich von Paris zurückgekommenen Valet de chambre, und einen schottischen Bedienten, der in Edinburgh geboren und erzogen worden, das Englische rein reden ließe.

Kann man also nicht aus dem bisher Gesagten schließen, daß die Sprache alsdann natürlich sey, und mit der Natur übereinstimme, wenn sie der vorausgesezten Lage des Redenden angemessen ist? — Unter Lage verstehe ich hier nicht allein äußere Glücksumstände, Rang, Würde, Geschlecht, Alter und Nation, sondern auch die innere Beschaffenheit der Talente, Leidenschaften und Gedanken, die jedesmal die Seele beschäftigen. Horaz scheint so etwas im Sinn gehabt zu haben, wenn er sagt,

„daß, wenn etwas, was auf dem Theater gespro„chen wird, der Lage und den Glücksumständen „unentsprechend ist, sowohl die gelehrten als un„gelehrten Zuhörer diese Unschicklichkeit bemerken „werden: — denn wichtig ist es für einen Dich„ter, darauf Rücksicht zu nehmen, ob jemand ein „Held oder Sklave, ein Mann von reifem Alter, „oder ein warmfühlender Jüngling; ein Frauen„zimmer von Stande, oder eine gemeine Amme; „ein schwelgerischer Assyrier, oder ein grausamer „Eingeborner in Cholcis; ein reisender Kaufmann, „oder ein stillsizender Landmann; endlich ein „schlauer Argiver, oder ein einfältiger Böotier „sey.“ (Ar. Poet. v. 122.)

Allein Horazens Bemerkung, (kann man sagen,) bezieht sich fast allein oder unmittelbar aufs Drama; da ich sie hingegen über die Dichtkunst überhaupt, und selbst über alle Arten von Schriften ausbreite. Man kann ferner denken, daß eben diese Regel in solchen Schriften, in welchen die Nachahmung des menschlichen Lebens weniger genau und vollkommen ist, wie in epischen Gedichten, oder in denen die Sprache gleichförmig rein und würdig ist, wie in der Geschichte und Tragödie, daß alsdann dies Gesez der Sprache nicht beobachtet werden dürfe. In welcher Rücksicht, zum Beispiel, kann die Sprache des Homer oder Livius der Lage

des Schreibenden oder Redenden angemessen genannt werden? Finden wir nicht in beiden Schriftstellern eine große Mannichfaltigkeit von Reden, die Männern aus verschiedenen Nationen, von verschiedenen Würden und Charakteren in den Mund gelegt sind, und die doch alle nicht nur in einer richtigen, sondern auch in einer ausgearbeiteten und harmonischen Sprache geschrieben sind? Und doch wird kein Leser beleidigt; und auch nie hat ein Kunstrichter die Schreibart des Homer und Livius für unnatürlich erklärt.

Der Einwurf ist scheinbar; allein eine genauere Untersuchung desselben wird zeigen, daß die von mir vorgetragenen Grundsäze dadurch nicht allein nicht geschwächt, sondern vielmehr bestätigt werden. Ich behaupte also, daß Sprache und Schreibart alsdann natürlich sind, wenn sie der angenommenen Lage und den Umständen des Redenden und Schreibenden angemessen sind. — Nun ist in der Geschichte der Redende kein anderer, als der Geschichtschreiber selbst, der sich das Vorrecht anmaßt, seine Begebenheiten auf seine eigene Art zu erzählen, und die Gedanken anderer Männer, wo er Gelegenheit findet, sie vorzutragen, in seiner eigenen Sprache auszudrücken. Alles dieses müssen wir für natürlich halten, wenn wir voraussezen, daß er in allem Ernste rede.

Denn ein jeder, der ohne Affektation redet und schreibt, hat eine ihm ganz eigenthümliche Manier und Schreibart. Wenn ein Mann von Kenntnissen und Beredsamkeit nicht selbst alsdann, wenn er bey einer feierlichen Gelegenheit die Reden und Worte eines unwissenden Menschen wiederholte, sich mit der ihm eigenthümlichen Richtigkeit und Bestimmtheit ausdrückte; so würde man glauben, daß er nicht ernstlich redete. Es würde ihm schwer, vielleicht unmöglich werden, das Stotternde, die Barbarismen und die plumpe Aussprache des armen gemeinen Mannes nachzuahmen; und wenn er es könnte und thäte, so würde er seine Zuhörer beleidigen, und anstatt für einen natürlichen Redner und für einen zu großen Geschäften fähigen Mann gehalten zu werden, als ein elender Spaaßmacher erscheinen. Nun ist ein Geschichtschreiber eine Person, die eine große Würde annimmt, und sich an die verehrungswürdigste Versammlung und Zuhörer wendet. Er nimmt es nämlich auf sich, nicht nur seines Gleichen oder andere, die unter ihm sind, sondern die größten und gelehrtesten Personen des Erdbodens zu belehren. Er wünscht, daß sie ihm zuhören, und mit Vergnügen zuhören, daß sie seinem Zeugnisse glauben, und daß sie seine Nachrichten als Schäze von Weisheit bewahren, von denen sie in ihrem Leben und in der Regierung

von Königreichen geleitet werden könnten. Welche Sprache muß er nun vor einer so ehrwürdigen Versammlung und bey so erhabenen Absichten als natürlich annehmen? – eine durchaus und gleichförmig ernsthafte, reine, helle und nachdrückliche, die zwar mit bescheidenen Verzierungen geschmückt, aber doch ungekünstelt, klar und so beschaffen ist, als sie sich für einen Mann schickt, dessen Hauptabsicht dahin geht, die Wahrheit zu erforschen und mitzutheilen. Der Sittenlehrer und geistliche Redner finden sich in ähnlichen Lagen, und werden also auch eine ähnliche Art des Ausdrucks, als die natürliche brauchen. Nur erwartet man von denen, welche Lehren göttlicher Weisheit vortragen, und die Absicht haben, nicht nur die geringsten, sondern auch die größten unter den Menschenkindern, in Dingen von überschwenglicher Wichtigkeit zu unterrichten, eine noch erhabenere und rührendere, und dabey doch deutlichere Sprache, als die des Geschichtschreibers ist.

Wenn ein Mann, zur Unterhaltung des Publikums, irgend einen Charakter annimmt, so ist es nicht nöthig, und auch nicht möglich, uns so sehr zu täuschen, daß wir ihn wirklich für die Person halten, die er vorstellt; aber wir erwarten mit Recht, daß sein Betragen diesen seinen Ansprü-

chen nicht auf irgend eine anstößige und auffallende Art widerspreche. Mit aller seiner Gewalt, zu bezaubern, ist Garrick selbst nicht im Stande, uns glauben zu machen, daß er Macbeth selbst sey; er thut alles, was geleistet werden kann: er redet und handelt, als wenn er der Mann wäre: und dies ist auch alles, was das Publikum von ihm erwartet. Bliebe er — oder vielmehr, bliebe ein andrer tragischer Schauspieler, (denn von ihm läßt sich dergleichen kaum als möglich voraussezen,) unter unserer Erwartung, und entschuldigte sich nachher damit, daß er weder ein König noch ein Verräther, weder ein ehrgeiziger noch ein tapferer Mann sey, und daß er also auch nicht getadelt werden könne, wenn er nicht als ein solcher handle; so würden wir gewiß den Fehler viel eher, als die Entschuldigung verzeihen. — Nun ist es ferner zwar wahr, daß ein epischer Dichter nicht mehr erleuchtet ist, als andere Menschen, und vielleicht auch wahr, daß er niemals im Ernste für einen solchen ist gehalten worden. Weil er aber auf himmlische Erleuchtung Anspruch macht, und vor der ganzen Welt erklärt, die wichtigsten und wunderbarsten Begebenheiten offenbaren zu können, sowohl über die Gedanken, als die Handlungen der Menschen ganz besondern Unterricht empfangen zu haben, und die Angelegenheiten unsichtbarer We-

sen, wie die Einrichtung nie gesehener Welten schildern zu können; so haben wir ein Recht, von ihm eine Sprache zu erwarten, die um so viel erhabener ist, als die des Geschichtschreibers und Philosophen, als seine Ansprüche größer, als die der leztern sind. Von einem solchen Mann, den wir als mit einem solchen Charakter bekleidet annehmen, können wir mit Grund eine jede nur mögliche Vollkommenheit menschlicher Gedanken und Sprache verlangen. Und wenn er Personen nach ihrer eigenen Manier redend einführte; so würde man dieses gewiß für eben so unnatürlich halten, als wenn ein großer Redner bey der feierlichsten Gelegenheit als ein Kind lispeln oder stammeln, oder als wenn ein Held seine Krieger in der Sprache eines Zigeuners oder Marktschreiers anreden wollte.

Im Heldengedicht wird vorausgesezt, daß die Muse, oder der Dichter, vom Anfange bis zu Ende rede, und eben so sezt man voraus, daß die eingestreuten Reden, die dem Thersites oder Nestor, dem Ulyß oder Polyphem, dem Askanius oder Aeneas, dem Raphael oder Satan zugeschrieben werden, nicht, wie im Trauerspiel, von diesen Personen selbst in ihrer eigenen Sprache gehalten, sondern vom Dichter, als Erzähler, in seiner Manier wiederholt werden. Diese Reden also müssen nicht

allein den Charakteren derjenigen Personen, denen sie zugeschrieben und den Umständen, unter welchen sie gehalten werden, sondern auch der vorausgesezten Würde des Dichters angemessen seyn. Und wenn dies seyn soll; so müssen sie bis zur Stuffe der Vollkommenheit des ganzen übrigen Werks erhoben werden, ungeachtet es heißt, daß sie von Personen ausgesprochen worden sind, von denen man nicht voraussezen kann, daß sie im gemeinen Leben sich auf eine so vortrefliche Art würden ausgedrückt haben. Eben so muß sich ein gewisser Grad dieser Erhabenheit in jeder Beschreibung des epischen Gedichts finden, ungeachtet der geschilderte Gegenstand verhältnißmäßig klein oder unwichtig ist; — dies ist eben der Fall, als wenn ein beredter Mann vor einer feierlichen Versammlung gewöhnliche Begebenheiten erzählt, oder die Gesinnungen und Reden eines unwissenden Bauers, in seiner eigenen Manier wiederholt. In der Epopee also (und so auch in einem jeden andern erzählenden sowohl als Lehrgedichte, worinn der Dichter selbst spricht,) muß die Sprache, um natürlich zu seyn, dem angenommenen oder vorausgesezten Charakter des Dichters sowohl, als dem Inhalte und den Umständen entsprechen. Polyphem kann in einer Farce oder Komödie bäurisch sprechen, weil er daselbst in Person erscheint, und bäurisches

Wesen seinen Charakter ausmacht; Homer und Virgil hingegen, wenn sie die Reden des Polyphems wieder erzählen, werden ihm freilich die Gedanken geben, die seinem Charakter und seiner Lebensart angemessen sind, allein sie werden sie gewiß in ihrer eigenen schönen und wohlklingenden Sprache ausdrücken. — Hieraus kann man abnehmen, wie ungereimt der Tadel einiger Kunstrichter sey, wenn sie Virgiln vorwerfen, daß er den Aeneas zu dichterisch, (wie sie sich auszudrücken belieben,) in der Erzählung, die er der Dido von seinen Abentheuern macht, eingeführt habe. Sie könnten mit gleichem Grunde behaupten, daß eine jede Person in der Iliade und Odyssee sowohl, als in der Aeneide, zu dichterisch rede. Dieser Irrthum entsteht daher, daß man epische und dramatische Dichtkunst mit einander verwechselt, und voraussezt, daß die Helden in der einen sowohl, als in der andern, in ihrer eigenen Person sprechen; da doch in der erstern der Dichter allein, und in der andern gar nicht redet. Ja, die erstere ist von Anfang bis zu Ende weiter nichts, als eine Erzählung oder Rede eines Mannes, der den Charakter eines inspirirten Dichters annimmt und zu erhalten sucht. In der Epopee muß also der dichterische Charakter sowohl, als der heroische, allenthalben der herrschende seyn; weil eine Rede

oder Erzählung, um natürlich zu scheinen, sowohl dem angenommenen Charakter des Redenden, als den Gegenständen und Personen, von denen geredet wird, entsprechen muß.

Die Wortspiele und Späße, die Milton bey einer gewissen Gelegenheit seinen Teufeln in den Mund legt, werden mit Recht und allgemein getadelt. (Man sehe verlornes Paradies, 6tes Buch, 609-627 V.) Man hat freilich zu ihrer Entschuldigung gesagt, daß sie von bösen Wesen vorgebracht werden, von denen man voraussezen könnte, daß sie durch ihren Fall allen Geschmack für das wahre Schöne sowohl, als für Tugend verloren hätten, und daß der Dichter also die Absicht gehabt haben könne, sie als Teufel verhaßt, und als elende Spaaßmacher verächtlich zu schildern. Allein diese Rechtfertigung kann nicht als gültig angenommen werden. Denn Miltons Teufel behalten, ihrer äußersten Bosheit ungeachtet, eine gewisse Größe oder Erhabenheit des Geistes, ohne welche sie in einem epischen Gedichte nicht hätten erscheinen können, und die mit der verächtlichen Ungereimtheit eines Spaßmachers oder Wizlings nicht bestehen kann. Wenn man also auch (was nicht wahrscheinlich ist,) zugiebt, daß der Dichter in diesem einzigen Fall die Absicht hatte, sie durch ihren niedrigen Wiz lächerlich zu machen; so verdient

er wenigstens doch deswegen getadelt zu werden, daß er ihnen etwas zuschreibt, was ihren übrigen Charakter widerspricht. Wenn er aber auch hier entschuldigt werden könnte; so ist er doch deswegen zu tadeln, daß er einen so schlechten Theil seiner Erzählung dem heiligen Engel Gabriel in den Mund gelegt hat. Oder wenn man auch dieses übersehen wollte; so ist doch das unverzeihlich, daß er die Würde seines eigenen Charakters so sehr vergessen, und diese elenden Späße und Wortspiele wiederholt hat, die allemal dem Charakter des oder der Redenden gleich wenig entsprechend und in gleichem Grade unnatürlich sind, man mag annehmen, daß sie von Teufeln, oder einem heiligen Engel, oder dem Dichter vorgebracht worden. — Ein Geist, der mit großen Gedanken beschäftigt ist *), giebt

*) „Wird derjenige, der von Alpenhöhen, mit seinem arbeitenden Auge, den ganzen unermeßlichen „Horizont umfaßt, um den Nil oder Ganges ihre „ungeheuren Wasser durch Berge und Thäler, durch „beschattete Reiche und Sandwüsten wälzen zu sehen, wird der seinen Blick auf die Krümmungen „eines dürftigen Bächleins richten, das zu seinen „Füßen rieselt?“ Die Ergözungen der Einbildungskraft, erstes Buch. — „Gedanken und Betrachtungen,“ sagt ein geistreicher Schriftsteller, indem er

natürlich nicht auf kleine und unwichtige Acht; und ist auch, während daß er von Bewunderung oder andern starken Empfindungen gerührt wird, nicht im Stande, seinen Blick auf solche Dinge zu wenden, die zur Verachtung oder zum Lachen reizen. So nehmen wir den Geist eines jeden erhabenen Schriftstellers an, und so muß er auch wirklich seyn, wenigstens so lange er mit erhabenen Werken beschäftigt ist. Niedrige Sprache also und wizige Einfälle sind unter andern auch aus diesem Grunde in einem epischen Gedichte unnatürlich, weil sie einem Dichter nicht von selbst begegnen oder einfallen. Und daher sollte Miltons launigte Beschreibung des Limbus der Eitelkeit, (3tes Buch V. 444.) so eine vortrefliche Allegorie, und so eine stechende Satyre sie auch ist, doch nicht einen Plaz in dem verlornen Paradiese erhalten haben.

von der Aussicht vom Berge Aetna spricht, „erheben sich in gleichem Verhältnisse mit der Größe und Erhabenheit der Gegenstände, die uns umgeben: und wer kann hier also, wo die ganze Natur auf einen wirkt, um die Phantasie zu erwecken, unempfindlich und unthätig bleiben?“ — Man sehe die übrige Schilderung, aus deren Erhabenheit man schliessen sollte, daß sie auf der Stelle selbst geschrieben worden wäre. Brydons Reisen, 10ter Brief.

So etwas mag dem flüchtigen Geiste eines Ariosts oder seiner Nachfolger gut stehen; aber des gesezten und nach Grundsäzen arbeitenden Schülers eines Homers und Virgils ist es unwürdig.

In der tragischen Dichtkunst handeln und reden die Personen in ihrem eigenen Charakter, und der Dichter erscheint gar nicht. Eine edle Sprache kann unterdessen sowohl wegen des hohen Ranges der Personen, als wegen der wichtigen Angelegenheiten, mit denen sie beschäftigt sind, natürlich seyn. Selbst das Lustspiel, das seine Charaktere aus den mittlern und niedrigern Ständen der Menschen nimmt, kann, wie Horaz sagt, (Ar. Poet. v. 92.) seine Stimme bisweilen erheben, wenn es irgend eine wichtige ernstliche Empfindung ausdrücken will; oder eine Person von mehr als gewöhnlicher Würde einführt. — Wie aber, wenn Personen von niedrigem Stande im Trauerspiel auftreten? und auf welche Art will man dieses vermeiden, da die Großen doch ihre Begleiter und Bediente haben müssen? Wenn sie aber erscheinen, und ihre Sprache der ihrer Herren gleich gemacht wird, wird sie alsdann nicht unnatürlich werden? oder wenn die erstere unter der leztern bliebe, würde daraus nicht ein buntscheckigtes Gemische von Schreibart entstehen? — Eine gleichförmige Sprache ist unstreitig in einem regelmäßi-

gen Trauerspiel durchaus nothwendig, ungeachtet sie der Tragikomödie und dem historischen Drama nicht wesentlich ist. Wenn es der Dichter gar nicht vermeiden kann, Personen von niedrigem Stande einzuführen; so kann man leicht voraussezen, daß sie Vortheile der Erziehung genossen haben, die sie fähig machen, an der Unterredung Theil zu nehmen, oder das Geschäft auszurichten, was er ihnen aufzutragen für gut findet. — Ferner läßt die Sprache viele Grade von Erhöhung und Veredlung zu; und eine besondere Wendung der Einbildungskraft, oder Mischung der Leidenschaften kann oft dem Ausdruck selbst eines Wilden oder Bauren eine bewundernswürdige Erhabenheit mittheilen; der Styl einer Tragödie kann also, ihres Adels oder ihrer Würde ungeachtet, doch so abwechselnd, als die Charaktere und Leidenschaften der verschiedenen Personen, und doch in jeder Abwechslung natürlich seyn. — Noch mehr: die Begebenheiten, und folglich auch die Rührungen im Trauerspiel sind stets wichtig und groß; und und solche Rührungen müssen auch selbst eine Baurenseele und deren Sprache erheben. Wenn der alte Schäfer im Douglas ausruft: „Gesegnet sey der Tag, der mich zu einem armen Manne machte: meine Armuth hat meines Herrn Haus gerettet;“ so haben Gedanke und Worte, ungeachtet

sie tragisch sind, doch nicht mehr Größe, als man von einer Person von seinem Stande und seinen Umständen erwarten kann. Einfalt des Ausdrucks, zu welcher kein Mensch durch Niedrigkeit des Standes ungeschickt gemacht wird, verstärkt oft einen erhabenen Gedanken oder rührende Gesinnung auf die glücklichste Art. – Man muß ferner bemerken, daß Dichtersprache eine Nachahmung der wirklichen ist, nur bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit veredelt: und daß also der Styl des Trauerspiels, wenn gleich über die Sprache des gemeinen Lebens erhaben, doch niemals beleidigen wird, so lange ihre Erhebung noch mit den Gesezen der Wahrscheinlichkeit besteht. Wenn die Leidenschaften gut ausgedrückt, und die Charaktere glücklich gezeichnet sind; so darf ein tragischer Dichter nicht fürchten, daß man ihn wegen der Schönheit seiner Sprache tadeln werde. Doch wird ein großer Meister wissen, wie er die Sprache immer verhältnismäßig mit jedem Charakter erheben soll.

Die Würde eines tragischen Helden kann so groß seyn, daß sie mit der epischen gleiche erhabene Sprache verlangt. Man kann dieses mit vielen Beispielen von Reden des Königs Lear, des Othello, Hamlet, Kato und Samson im Agonistes beweisen. Im Ganzen aber muß sich der epische

Styl vom tragischen durch eine gleichförmigere Erhabenheit und durch eine ausgearbeitetere Harmonie unterscheiden. Ein Dichter nämlich, der den Charakter ruhiger Inspiration annimmt, und mehr die Empfindungen anderer, als seine eigene, erzählt, spricht natürlich mit mehr Geseztheit und Kunst, als man vernünftiger Weise von solchen erwarten kann, die ihre eigenen Gedanken nach dem Antriebe einer gegenwärtigen Leidenschaft ausdrücken.

Die Sprache des Lustspiels ist die des gemeinen Lebens, freilich wichtiger, als diese zu seyn pflegt, aber nicht sehr erhöht; — sowohl deswegen, weil die Personen aus den niedrigen und mittleren Ständen der Menschen genommen, als weil die Begebenheiten so beschaffen sind, daß sie Seele und Einbildungskraft nicht sehr erheben können. — Der Styl der Farce, die häufig mit dem Lustspiele vermischt ist, wird vorsezlich unter die Sprache des gemeinen Lebens herabgesezt; oder er ist vielmehr die lächerliche Sprache des gemeinen Lebens noch lächerlicher gemacht. Ich habe schon bemerkt, daß die Farce in der Dichtkunst eben das sey, was Karrikatur in der Mahlerey ist; so wenig wir nun in der leztern Schönheit der Form oder Attitüde suchen, eben so wenig erwarten wir in der ersten einen schönen und richtigen Ausdruck. Unge-

reimtheit in Gedanken bringt Ungereimtheit in Worten und Betragen hervor; der Charakter der wahren Farce ist ausschweifender und gleichförmiger lächerlich, als der Hanswurst im wirklichen Leben: und seine Sprache muß also, um natürlich zu seyn, in gleichem Verhältnisse übertrieben werden. Da aber nichts in den schönen Künsten gefällt, was nicht die Talente des Künstlers verräth; so glaube ich, würde man auch selbst in der Farce von einer blos gewöhnlichen Lächerlichkeit in Worten und Handlungen nicht viel Vergnügen erhalten, weil diese zu leicht zu erfinden sind. Studirte Ungereimtheit kann nicht unterhaltend werden, wenn sie es nicht in einem ungewöhnlichen Grade ist.

Ich wiederhole es daher, und nehme es als einen Grundsaz an: „daß Sprache und Schreibart alsdann natürlich sind, wenn sie mit des Redenden oder Schreibenden Lage, Charakter und Umständen übereinstimmen." Und weil die Bilder und Gedanken der ernsthaften Dichtkunst meistens nicht nach den Bildern und Gedanken der wirklichen, sondern der verschönerten Natur kopirt werden; (man sehe 1. Th. K. 3. 4. 5.) so muß auch die Sprache der ernsthaften Dichtkunst nicht ein Abdruck der wirklichen Sprache des gemeinen Lebens, die oft unangenehm und fehlerhaft ist, sondern einer bis

zu einem solchen Grade veredelten Sprache seyn, die mit den Gesezen der Wahrscheinlichkeit, und dem vorausgesezten Charakter des Redenden bestehen kann. Wenn dieses nicht geschieht, und die Sprache der Dichtkunst nur so ist, als wir sie im gemeinen Leben hören, oder in der Geschichte lesen; so trügt sie unsere Erwartungen, statt uns zu ergözen. Wir finden nämlich alsdann weniger, als wir von einer Kunst erwarteten, die sich mehr durch ihre Annehmlichkeit, als durch ihren innern Werth und Nüzlichkeit empfiehlt, und der wir also auch, blos um sie gefälliger zu machen, größere Vorrechte und Freiheiten zugestehen, als irgend einem andern Werke der Litteratur.

Die nächste Untersuchung muß also diese seyn: wie kann die natürliche Sprache verschönert werden? oder vielmehr, welche sind die der Dichtersprache eigenthümlichen Verschönerungen?

Zweiter Abschnitt.

Die natürliche Sprache wird in der Dichtkunst durch den Gebrauch dichterischer Wörter verschönert.

Eine Verschönerung, die der Dichtersprache eigenthümlich ist, entsteht aus dem Gebrauche solcher Wörter, die von Grammatikern und Lexi-

kographen dichterische genannt werden, weil sie selten in Prose und häufig in Versen vorkommen. Einige Sprachen sind reicher an solchen Wörtern, als andere; aber in keiner unter allen den Sprachen, die ich kenne, fehlen sie ganz; und vielleicht kann auch keine Sprache ohne sie seyn, in der eine gewisse Zahl guter Gedichte geschrieben worden sind. Gedichte lassen sich besser behalten, als Prose, besonders von Dichtern selbst; diese sind immer geneigt, den Ausdruck derer nachzuahmen, die sie zu lesen und zu bewundern sich gewöhnt haben. In den Werken von Dichtern also können mehrere auf einander folgende Zeugungen durch gewisse Ausdrücke und Redensarten beybehalten werden, die vormals im gemeinen Leben gebraucht wurden, jezt aber sich nur allein noch in Gedichten finden. Prosaisten ahmen sich nicht leicht, wenigstens nicht in Worten und Redensarten nach; theils, weil einer des andern Ausdruck nicht so leicht behält, und theils auch, weil ihre Sprache weniger künstlich ist, und wenn sie fliessend seyn soll, (ohne welche Eigenschaft sie nie schön wird,) sich nicht wesentlich von dem Styl der guten Gesellschaft unterscheiden darf. Dichter hingegen haben wegen der größern Schwierigkeit ihres bestimmten Numerus mehr Anspruch auf

Nachsicht, und können sich also auch eine größere Freiheit anmaßen.

Homers Sprache unterscheidet sich wesentlich von der, die im sokratischen Zeitalter gesprochen und geschrieben wurde, sowohl in Ansehung der Beugungen und Syntax, als auch der Wörter: und zwar so sehr, daß einer den Homer leicht weglesen kann, ohne den Xenophon zu verstehen, und umgekehrt. Und doch kann ich nicht glauben, daß Homer, oder der erste Dichter, der ohngefähr in seiner Manier sang, einen Dialeckt gewählt oder erfunden haben sollte, der von der Sprache seines Zeitalters ganz verschieden gewesen wäre. Dichter haben immer in der Absicht geschrieben, um gelesen und mit Vergnügen gelesen zu werden, welchen Zweck sie gänzlich würden verfehlt haben, wenn ihre Sprache schwer zu verstehen gewesen wäre. Vom Homer bis auf den Sokrates waren vierhundert Jahre verflossen, und während dieses Zeitraums mußte die Sprache große Veränderungen erlitten haben. Bey alle dem blieb die Iliade das Muster epischer Dichtkunst, und wurde als ein Werk angesehen, in welchem die Dichtersprache den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht habe, ungeacht einige Wörter darinn so veraltet, oder zweideutig geworden waren, daß Aristoteles selbst bisweilen über ihren Sinn zweifelhaft war. (Poet.

c. 25.) Wäre Chaucers dichterisches Verdienst so groß, als Homers seins, und die englische Sprache unter Eduard dem Dritten so ausgebildet gewesen, als die griechische es im zweiten Jahrhundert nach dem trojanischen Kriege war; so würde Chaucers Styl wahrscheinlich das Muster dichterischer Sprache bis auf diesen Tag geworden seyn, wie Petrarka, sein Zeitgenoß, noch immer von den Italiänern nachgeahmt wird.

Ich habe irgendwo gelesen, daß die Rohheit der Schreibart des Ennius von alten Kunstrichtern einer zu genauen Nachahmung und Beibehaltung der Sprache des gemeinen Lebens zugeschrieben worden sey. Allein ich halte dieses für einen Irrthum. Denn, wenn wir die Fragmente dieses Dichters mit den Komödien des Plautus vergleichen, der sein Zeitgenoß war, und gewiß die Sprache des gemeinen Lebens beibehielt; so müssen wir nothwendig in den erstern einen gewissen Anstrich von Alterthum bemerken, der sich in den leztern gar nicht findet. Ohne Zweifel suchte Ennius, wie andere große Dichter, etwas antikes in seinen Ausdruck zu bringen; und viele von seinen Ausdrücken und Redensarten, die wir in keinem der übrig gebliebenen Prosaisten antreffen, kommen im Virgil und Lukretius vor, und wurden von ihnen

auf die spätern Dichter hinabgeerbt. Diese machen einen Theil der römischen Dichtersprache aus, die, wie aus den Schriften des Virgils erhellt, sehr reich gewesen seyn muß. Die Schreibart dieses reizenden Dichters ist in der That von der lateinischen Prose so sehr verschieden, und hat etwas so ganz eigenthümliches, daß es vielleicht unmöglich ist, sie nach den gemeinen Grundsäzen der lateinischen Grammatik zu erläutern. Und doch kann kein Schriftsteller deutlicher und nachdrucksvoller seyn: der häufigen Gräcismen in seiner Syntax, und der vielen alten Wörter ungeachtet, die er, nach Quintilians Urtheil, unter allen am besten in Zierrathen oder Verschönerungen zu verwandeln gewußt hat. (Quintil. Instit. VIII. 3. §. 3.)

Der Dichterdialekt der neuern Italiäner ist von der Prose so sehr verschieden, daß ich Personen gekannt habe, die die Geschichtschreiber dieser Nation ohne Anstoß lasen, und die Sprache selbst mit einer erträglichen Fertigkeit sprachen, und die dabey doch nicht im Stande waren, eine Seite aus dem Tasso oder Petrarka zu erklären. Es ist aber doch im geringsten nicht wahrscheinlich, daß lezterer, der als das Muster dichterischer Sprache von seinen Landesleuten angesehen wird, (Vicende della Litteratura del Denina, c. 4.) einige beträchtliche Neuerungen in seiner Muttersprache gemacht habe.

Ich glaube vielmehr, daß er sie fast so schrieb, als sie zu seiner Zeit, das ist, im vierzehnten Jahrhundert gesprochen wurde; und daß er nur harte Wortverbindungen vermied, und sich die Freiheit nahm, die vor ihm wahrscheinlich Homer und gewiß Virgil genommen hatten, zwar nicht veraltete, aber doch alte Wörter wieder zu beleben, wenn sie ihm vorzüglich wohlklingend und nachdrücklich schienen; daß er endlich seine Schreibart bis zu dem Grade von Eleganz verschönerte, deren die menschliche Sprache, ohne unnatürlich zu werden, fähig ist, und die die Poesie, als eine fürs Vergnügen arbeitende Kunst, zu erfordern scheint.

Die französische Poesie unterscheidet sich von der Prose mehr durch Reim und Metrum, als durch alte und ungewöhnliche Wörter und Redensarten. Und doch ahmen die Franzosen bey gewissen Gelegenheiten den Styl ihrer alten Dichter, besonders den des Marot nach, und man kann also auch in einem gewissen Verstande von ihnen sagen, daß sie etwas von poetischem Dialekt, ungeachtet nicht in dem Maaße als Engländer und Italiäner, haben. Es läßt sich, glaube ich, erwarten und voraussezen, daß sie dereinst einen reichern dichterischen Dialekt erhalten werden, als sie jezo besizen. Ich schließe dieses aus den ungewöhnlichen Verdiensten einiger ihrer neuern Dichter, besonders

des La Fontaine und Boileau, die in ihren verschie, denen Dichtungsarten noch immer werden nachge, ahmt werden, wenn die jezigen Moden der französischen Prose große Verwandlungen werden erlitten haben: eine Begebenheit, die sich nothwendig eräugnen wird, so viele Mühe sie sich auch geben, ihre Sprache zu erhalten, und von der sich jezt schon einige verkündigende Zeichen äußern.

Der englische Dichterdialekt zeichnet sich weder durch Besonderheiten in den Beugungen, noch durch irgend eine ungewöhnliche Freiheit im Gebrauch fremder Wörter aus. Er ist aber doch reichhaltiger, als man beim ersten Anblick denken sollte. Ich kenne keinen Schriftsteller, der ihn umständlich abgehandelt hätte *). — Was folgt, ist nur eine kurze Probe.

*) Seit ich dieses geschrieben habe, bin ich auf folgende richtige Bemerkungen über diesen Gegenstand gestoßen. „Die Sprache des Zeitalters ist nie die „Sprache der Dichtkunst, ausgenommen unter den „Franzosen, deren Vers, wenn er nicht von Ge„danken oder Bildern gehoben wird, sich von Prose „gar nicht unterscheidet. Unsere Dichtkunst hinge„gen hat eine ihr ganz eigenthümliche Sprache, zu „welcher fast ein jeder Dichter etwas hinzugethan „hat, indem er sie mit fremden Redensarten und

1. Nur wenige griechische und lateinische Redensarten sind in der englischen Dichtkunst gebräuchlich, die man aber in Prose selten oder gar nicht antrift. Quenched of Hope. *Skakespeare.* Shorn of his Beams. *Milton.* Created thing nor

„Ableitungen, oder auch mit Wörtern von seiner „eigenen Erfindung bereicherte. Shakespear und „Milton waren große Wortschöpfer; aber doch nicht „kühner, als Pope und Dryden, die stets aus den „erstern Ausdrücke entlehnen. Full of *museful mo-„pings*, — unlike the *trim* of love — a pleasant „*beverage* — a *roundelay* of love — stood silent „in his *mood*, — with knots and *knares* defor-„med, — his *ireful mood*, — in proud *array* „— his *boon* was granted — and *disarray* and „shameful rout — *wayward* but wise — *fur-„bished* for the field — *dodder'd* oaks — *di-„sherited* — *smouldering* flames — *retchless* of „laws — *crones* old and ugly, the *beldam* at his „side — the *grandam* — *hag* — *villanize* „his father's fame. — Allein es sind ihrer un-„zählige; und da unsere Sprache nicht, wie die „französische, etwas festes und unveränderliches ist; „so hat sie ein unbestrittenes Recht auf Wörter von „einem hundertjährigen Alter, vorausgesezt, daß „ihr hohes Alter sie nicht unverständlich gemacht „hat." Gray's Briefe, 3te Abth. 4. Br.

valued he nor shun'd. *Milton.* u. s. w. Einige von diesen, wie andere, die sich in Milton finden, scheinen der Kürze wegen gebraucht zu seyn, die in der Dichtkunst ein unübertretliches Gesez ist. Vielleicht werden aus eben diesem Grunde die Artikel a und the von unsern Dichtern dann und wann weggelassen, doch weniger in der ernsthaften als komischen Dichtkunst *). Im Englischen steht gemeiniglich das Adjektivum vor dem Substantivo, der Nominativus vor dem Verbo, und das Verbum aktivum vor dem Akkusativ. Unterdessen sind Ausnahmen von diesen Regeln selbst in

*) In griechischen Gedichten ist die Weglassung des Artikels häufiger, als der Gebrauch desselben. Der sehr gelehrte und scharfsinnige Verfasser des Werks über den Ursprung und Fortgang der Sprache, nimmt an, daß der Artikel zu den Zeiten des Homers, der die Dichtersprache bestimmte, unter den Griechen wenig gebräuchlich war. Diese Voraussezung muß einem jeden sehr wahrscheinlich vorkommen, der bedenkt, daß es in der lateinischen Sprache, die aus der Pelasgischen, (einem sehr alten Dialekt der Griechischen) abstammt, gar keinen Artikel giebt. Wenn aber auch der Artikel in Homers Zeitalter gebräuchlich war; so glaube ich, mußte er, und ein jeder anderer Dichter, der in Hexametern schrieb, es sehr oft nothwendig finden, ihn auszulassen.

Prose nicht selten. In Gedichten kommen sie viel häufiger vor. Their homely joys, and *Destiny obscure.* Now fades the glimmering landscape on the sight; and all the air a solemn stillness holds. Ueberhaupt kann der englische Dichter sich weit größere Freiheiten, als der Prosaist, sowohl in der Ordnung der Wörter, als in dem Bau seiner Verse und Perioden, erlauben. Man gestattet ihm diese Vorrechte, um ihm die Versifikation zu erleichtern, und den Wohlklang derselben durchgehends desto angenehmer zu machen; ferner, damit er auch seinem Ausdrucke Stärke, und seinen Bildern Feuer und Leben mittheilen könne. Beispiele davon findet man auf jeder Seite des verlornen Paradieses.

2. Einige von unsern dichterischen Wörtern nehmen eine Sylbe an, um desto besser in den Vers zu passen; wie dispart, distain, disport, affright, enchain, für part, stain, port, fright, chain. Andere scheinen nur gewöhnliche, aber zum Vortheil des Dichters abgekürzte Wörter zu seyn. Dergleichen sind auxiliar, sublunar, trump, vale, part, clime, submiss, frolic, plain, drear, dread, helm, morn, mead, eve and even, gan, illume, und illumine, ope, hoar, bide, swage, scape: für auxiliary (behülflich), sublunary (sublunarisch), trumpet (Trompete), valley (Thal),

depart (abreisen), climate (Klima), submissive (demüthig), frolicsome (fröhlich), complain (klagen), dreary, dreadful (furchtbar, schrecklich), helmet (Helm), morning (Morgen), meadow (Wiese), evening (Abend), began oder began to (anfangen), illuminate (erleuchten), open (offen), hoary (grau), abide (wohnen), assuage (lindern), escape (entwischen). — Von einigen dieser Wörter ist das abgekürzte am ältesten. In Schottland werden even, morn, bide, swage, noch gewöhnlich gebraucht; nur ist morn (ausgenommen, wenn es dem Worte even entgegengesezt wird,) nicht ein Synonymon von morning, (wie in der englischen Dichtersprache,) sondern von morrow (Morgen). — Die lateinischen Dichter kürzten auf eine ähnliche Art, und vielleicht aus demselbigen Grunde, fundamentum, tutamentum, munimentum, u. s. w. in fundamen, tutamen, munimen, ab *).

*) — Quod poetae alligati ad certam pedum necessitatem, non semper propriis uti possint, sed depulsi a recta via necessario ad eloquendi quaedam diverticula confugiant; nec mutare quaedam modo verba, sed *extendere*, *corripere*, *conuertere*, *dividere*, cogantur. Quint.

3. Von den folgenden Wörtern, die jezo der Dichtkunst ganz eigenthümlich sind, besteht der größte Theil aus alten, die ehemals in England gebräuchlich waren, wie es noch einige davon in Schottland sind. Afield, amain, annoy (ein Nomen), anon, aye (stets), beheſt, blithe, brand (Schwerd), bridal, carol, dame, featly, fell (ein Adjektivum), gaude, gore, hoſt (ein Heer), lambkin, late, lay (Gedicht), lea, glade, gleam, hurl, lore, meed, oriſons, plod (beschwerlich reisen), ringlet, rue (ein Verbum), ruth, ruthleſs, ſojourn (ein Nomen), ſmite, ſpeed (ein Verbum aktivum), ſave (ausgenommen), ſpray (zwey), ſteed, ſtrain (Gesang), ſtrand, ſwain, thrall, thrill, trail (ein Verbum), troll, wail, welter, warble, wayward, woo, the while (während der Zeit, in derselbigen Zeit) yon, of yore.

4. Die folgenden Wörter sind auch dichterisch; waren aber, so viel ich weiß, niemals in den gemeinen Sprachgebrauch aufgenommen. Appal, arrowy, attune, battailous, breezy, car (Wagen, Fuhrwerk), clarion, cates, courſer, darkling, flicker, floweret, emblaze, gairiſh, circlet, impearl, nightly, noiſeleſs, pinion (Flügel, Fittig), ſhadowy, ſlumberous, ſtreamy, troublous, wilder, ſhrill (Verba), ſhook (schütteln,

erschüttern), madding, viewless. — Ich vermuthe ferner, daß die folgenden Ausdrücke, die aus dem Griechischen und Lateinischen abstammen, auch der Dichtersprache eigen sind. Clang, clangor, choral, bland, boreal, dire, ensanguined, ire, ireful, lave (waschen), nymph, orient, panoply, philomel, infuriate, jocund, radiant, rapt, redolent, refulgent, verdant, vernal, zypher, zone, sylvan, suffuse.

5. In den meisten Sprachen kürzt die Geschwindigkeit der Aussprache einige von den gewöhnlichsten Wörtern ab, oder verbindet auch zwey und mehrere in eins; und einige von diesen Abkürzungen finden selbst in der Büchersprache Statt. Die englische Sprache wurde am Ende des lezten Jahrhunderts ganz durch sie entstellt; allein Swift brachte sie durch Satyre und Beispiel in üblen Ruf: und ungeachtet einige davon in der gesellschaftlichen Sprache beibehalten werden; so vermeidet man sie doch in der ernsthaften Schreibart; diejenige ausgenommen, in welcher man die Sprache des gemeinen Lebens nachzuahmen sucht, wie im Lustspiel. 'Tis und 'twas scheinen seit Shaftesburys Zeiten, wenigstens in Prose, immer mehr und mehr verloren zu haben. In der Dichtkunst aber werden sie vielleicht der Kürze wegen noch immer beibehalten. 'Twas on a lofty vase's side.

Gray. 'Tis true, 'tis certain, man though dead retains part of himſelf. *Pope.* In Verſen kann over in o'er, (welches die ſchottiſche Ausſprache iſt, und wahrſcheinlich ehemals auch die alte engliſche war,) ever in e'er, never in ne'er abgekürzt; und von the und to, wenn ſie vor einem Worte hergehen, das mit einem Vokal anfängt, der lezte Buchſtab weggelaſſen werden. O'er hills, o'er dales, o'er crags, o'er rocks they go. *Pope.* Where-e'er ſhe turns, the Graces homage pay. And all that beauty, all that wealth e'er gave. Rich with the ſpoils of time did ne'er unroll. *Gray.* T' alarm th' eternal midnight of the grave. — Dieſe Abkürzungen ſind jezo der Dichterſprache eigen, aber nicht nothwendig. Sie befördern dann und wann Kürze, und machen die Verſifikatien weniger ſchwierig.

6. Diejenigen Wörter, die man gemeiniglich zuſammengeſezte Epitheta nennt, z. B. roſy-finger'd, roſy-boſom'd, many-twinkling, many-ſounding, moſs-grown, bright-eyed, ſtraw-built, ſpirit-ſtirring, incenſe-breathing, heaven-taught, love-whiſpering, lute-reſounding, müſſen auch als ein Theil der engliſchen Dichterſprache angeſehen werden. Wir haben freilich auch im gemeinen Leben zuſammengeſezte Beiwörter, als high-ſeaſoned, well-natured, und unzählige

andere. Allein ich rede hier von denen, die nicht gemein sind, die selten und nur in Gedichten vorkommen, und deren Gebrauch in Prose affektirt scheinen würde. Man kann nicht läugnen, daß sie dann und wann die Kürze des Ausdrucks sowohl, als seine Stärke befördern. Allein weil sie, wenn sie zu häufig vorkommen, ein steifes und köstliches Ansehen geben, weil sie nicht immer deutlich und in Ansehung des Klanges nicht immer angenehm sind; weil sie ferner leicht eine Verwirrung oder eine zu große Ueberladung von Bildern hervorbringen können; weil sie endlich eben so leicht die Sprache verderben, und ein Vorwand zu endlosen Neuerungen werden; so wünschte ich, daß sie nur sparsam gebraucht würden, und zwar nur solche, die die Sprache großer Schriftsteller unserm Ohre schon gewöhnlich gemacht hat, und die, für sich betrachtet, sehr nachdrücklich und wohlklingend sind. Ich glaube nicht mit Dacier und Sanodon, daß folgende bekannte Verse in Horazens Dichtkunst:

Dixeris egregie, notum si callida verbum
Reddiderit junctura novum —

auch nur einem lateinischen Dichter die Erlaubniß geben, solche zusammengesezte Wörter zu bilden; welches, wenn ich mich nicht irre, zu den Zeiten

des Ennius gewöhnlicher, als in dem Zeitalter Virgils und Horazens war *).

7. In der Verwandlung von Nominibus in Verba und Participia hat unsere Dichtersprache eine größere Freiheit, als die Prose. Hymn, pillow, curtain, ſtory, pillar, picture, peal, ſurge, cavern, honey, career, cincture, boſom, ſphere, ſind gewöhnliche Nomina; allein, to hymn, to pillow, curtained, pillared, pictured, pealing, ſurging, cavern'd, honied, careering, cinctured, boſomed, ſphered, würden in Prose affektirt ſcheinen, ungeachtet ſie in Gedichten die Beiſpiele der größten Meiſter vor ſich haben.

Einige neuere Dichter, besonders die Nachahmer von Spenſer, haben eine große Menge von ungewöhnlichen Wörtern eingeführt, als: certes, eftſoons, ne, whilom, transmew, moil, fone, loſel, albe, hight, dight, pight, thews, couthful, aſſot, muchel, wend arrear etc. Dieſe waren freilich ehemals dichteriſche Wörter; allein jezt ſind ſie veraltet, und manchen Leſern ganz unverſtändlich. Niemand aus dem gegenwärtigen Zeitalter würde ſich bey irgend einer wichtigen Sache und Gelegenheit in dieſem Dialekt, wenn er auch noch ſo bekannt wäre, ausdrücken; und wenn man

*) Dieſe Note ſtehet hinter dieſem Kapitel.

dieses auch als natürlich bey dem Forscher und Liebhaber des Alterthums voraussezte; so würde er doch dem gemeinen Leser oder Hörer nie so scheinen. Eine Mischung dieser Wörter also muß nothwendig das Pathos unserer jezigen Sprache gänzlich vertilgen, und weil sie unserm Ohr nicht geläufig sind, überdem noch gesucht zu seyn scheinen; sie müssen auch der Versifikation nothwendig eine gewisse Steifigkeit geben. Bey Gegenständen und in Schriften hingegen, die sich den Lächerlichen und Komischen nähern, können sie eine gute Wirkung hervorbringen; wie in der Schulmeisterinn von Shenstone, in Parnels Feenmärchen, in Thomsons Schloß der Weichlichkeit, und in Popens Versen auf den Wormius in der Dunciade. Allein diese Wirkung wird für diejenigen am angenehmsten seyn, die am wenigsten zum Glossario ihre Zuflucht zu nehmen nöthig haben.

Allein, könnte man fragen, warum sollten diese Wörter im Spenser angenehmer, als in seinen Nachahmern seyn? Ich antworte, weil sie in ihm natürlich zu seyn scheinen, oder wir es wenigstens glauben; und wir hingegegen wissen, daß sie in den leztern gesucht sind. In ihm entdecken wir eine Leichtigkeit und Gleichförmigkeit des Ausdrucks, welche zeigt, daß er eine Sprache schrieb, die von der Sprache aller ernsthaften Dichter seiner Zeit

nicht wesentlich verschieden war; da hingegen der gemischte Dialekt offenbar erkünstelt ist, und einen jeden, der ihn in Gesellschaften reden wollte, lächerlich machen würde. Ein langer Bart kann dem Porträt, oder der Statüe eines Helden, von dem wir wissen, daß er schon zweihundert Jahre im Grabe liegt, Würde geben; allein der Kinn eines jezigen europäischen Feldherrn würde einem jeden lächerlich vorkommen, wenn er von diesem antiken Anhange beschattet oder beschwert würde. — Brauchte aber nicht Spenser selbst Wörter, von denen es bekannt ist, daß sie zu seiner Zeit veraltet, oder nur Provinzialausdrücke waren? Allerdings, und diese Wörter haben in ihm eben die schlimmen Wirkungen, die jezt veraltete Wörter in seinen Nachahmern hervorbringen. Sie sind den meisten Lesern unverständlich, und denen, die sie verstehen, kommen sie lächerlich und gesucht vor. Einige von seinen Eklogen, und selbst einige Stellen in seiner Feenköniginn, sind von dieser Seite zu tadeln. — Aber wie, wenn Spenser die englische Dichtersprache so fixirt hätte, als Homer die Griechische? Würde alsdann auch eins von seinen alten Wörtern schief und gesucht in einem neuern Gedichte scheinen, oder geschienen haben? Vielleicht würden sie es nicht. Allein man be-

merke auch, daß sie alsdann von Milton und Dryden und Pope, und allen übrigen ernsthaften Dichtern seit Elisabeths Zeiten würden gebraucht, und also auch einem jeden Leser englischer Gedichte verständlich geworden seyn. Sie würden endlich durch den langen Gebrauch derselben in den schönsten Werken eine Würde erhalten haben, die der Würde derer, die zur Dichtersprache Miltons und Popens gehören, gleich, oder vielleicht noch größer gewesen wäre.

Ich gebe zu, daß es nicht leicht sey, die Gränzen zwischen dichterischen und veralteten Wörtern festzusezen. Vielen Lesern scheinen vielleicht die Ausdrücke: lore, meed, beheſt, blithe, gaude, ſpray, thrall, schon veraltet; und andern ist die Schreibart Spensers, oder wohl gar Chaucers Schreibart, so verständlich, als Drydens seine. Unterdessen kann man so viel behaupten, daß ein Wort, das der größte Theil der Leser, ohne die Hülfe eines Lexikons, nicht verstehen kann, veraltet sey, und in neuern Schriften nicht gebraucht werden dürfe, wenn es nicht von einem berühmten Schriftsteller wieder aufgeweckt und in Gang gebracht wird. Im Milton finden sich nur wenig Wörter, z. B. nathleſs, tine, frore, boſky, u. s. w. — im Dryden nur eins oder zwey, z. B.

falsify *); und im Pope gar keins, von dem man nicht voraussezen könnte, daß ein jeder Leser es verstehe; im Shakespeare hingegen sind viele, und im Spenser noch weit mehr, um derentwillen auch jemand, der das Englische sehr gut versteht, doch das Wörterbuch zu Rathe ziehen muß. Das Ansehen eines Miltons, Drydens und Popens also kann fast in allen Fällen als ein Beweis der Güte poetischer Wörter gebraucht werden, und in ihnen wird man auch alle Wörter, die ich oben als poetische noch jezo gebräuchliche Wörter angeführt habe, antreffen. Solchen Dichtern, die dies Gesez beobachten, wird man nicht vorwerfen können, daß sie das Urtheil des Quintilians verwerfen, worinn er die neuesten unter den alten Wörtern, und die ältesten unter den neuen empfiehlt, noch daß sie auch Popens Vorschrift vernachläßigen:

*) Dryden braucht an einer Stelle (Aen. IX. 1095.) falsified für Pierced through and through, ganz durchbohrt. Er gesteht, daß diese Bedeutung des Worts eine Neuerung sey, und kann dafür nichts weiter, als sein eigenes Ansehen, anführen, und daß falsare im Italiänischen dann und wann auf eben die Art gebraucht wird.

Sey nicht der erste, der neue Wörter versucht; und auch nicht der lezte, der alte bey Seite legt. Versuch über die Kritik, v. 335.

Man muß nicht voraussezen, daß diese dichterischen Ausdrücke nur allein in Gedichten vorkommen. Sie sind selbst nicht von der gesellschaftlichen Sprache ausgeschlossen; und die alten Kunstrichter erlauben ihren Gebrauch auch in prosaischen Schriften, wenn sie einem erhabenen Gegenstande Würde geben, oder wenn sie (aus Gründen, die ich anderswo angegeben habe,) das Lächerliche von Kleinen erhöhen können. (Siehe nachf. Versuch, 2tes Kap. 4te Abth.) Nur aber in der Dichtkunst allein hat ihr häufiger Gebrauch gar keinen Anschein von Gesuchten.

Auch muß man nicht glauben, als wenn sie dieser Kunst wesentlich wären. Es giebt lange Stellen von der ausgesuchtesten Poesie, in denen nicht ein einziges Wort vorkömmt, was nicht in Prose gebraucht werden könnte. Der Einfluß dieser Wörter in die Verschönerung englischer Verse und Gedichte ist in der That sehr geringe; allein sie haben doch immer einige gute Wirkungen. Sie machen erstlich die poetische Schreibart melodischer, und dann auch feierlicher.

Sie machen, sage ich, erstlich den poetischen Styl melodischer, und fähiger in Metra gebracht zu werden. Wörter von ungeheurer Länge, oder die sehr schwer auszusprechen sind, werden niemals vom geschmackvollen Dichtern gebraucht, wenn sie nicht etwas die ausgedrückten Gegenstände nachahmendes an sich haben. Homers poetische Beugungen der Wörter geben seinen Versen eine bewundernswürdige Süßigkeit; und wenn der Leser nur auf die Proben poetischer Wörter zurücksehen will, die ich vorher gegeben habe; so wird er finden, daß auch diese größtentheils sehr wohllautend sind, und daß sie sich leicht mit andern Wörtern vereinigen, ohne etwas hartes in der Aussprache zu erzeugen. Quintilian bemerkt, daß den Dichtern, um des Verses willen, sehr viele Freiheiten in der Verlängerung, Abkürzung und Theilung der Wörter zugestanden werden, die man dem Redner nicht zugesteht: (Lib. X. c. 1. §. 3.) — und wenn griechische und römische Dichter diese Freiheit hatten; so können englische Verse, besonders die, welche Reime brauchen, noch mit größerm Rechte Anspruch darauf machen, weil die Wörter ihrer Sprache viel weniger dichterisch sind, und auch bey weitem auf eine so mannichfaltige Art nicht versezt werden können.

Zweitens: Wörter, von denen man weiß, daß sie alt sind, haben ein gewisses ehrwürdiges Ansehen, und verbreiten etwas Feierliches um sich her. Diese Bemerkung ist aus dem Quintilian, der noch hinzusezt, daß sie einem Werke einen gewissen Anstrich, ein Kolorit des Alterthums geben, das in Gemälden so sehr geschäzt wird, aber von der Kunst nicht nachgeahmt werden kann. (Lib. VIII. c. 3. §. 3.) Dichterische Wörter, die nicht alt sind, oder von denen man es nicht weiß, bringen doch durch eine gewisse Assoziation angenehme Wirkungen hervor. Wir sind gewohnt, sie nur in erhabenen und schönen Werken zu finden; und eben dadurch erhalten sie eine gewisse Würde und Schönheit: — eben so wie Wörter, die wir bey gemeinen Vorfällen und Begebenheiten hören, dadurch auch gemein werden, und wie andere, die Taschenspieler und Ziegeuner brauchen, für zu niedrig gehalten werden, als daß Personen vom Geschmack sich ihrer bedienen dürfen. Wenn jemand folgende Verse hört, in denen viele dichterische Wörter vorkommen:

The breezy call of incense-breathing morn,
The swallow twittering from the strawbuilt shed,

The cock's ſhrill clarion, or the echoing horn,
No more ſhall rouſe them from their lowly bed: — *)

ſo fühlt ein jeder die Würde dieſer Sprache eben ſo ſehr, als jemand das Niedrige und Pöbelhafte in jemandes Reden fühlen würde, der ſeine Bekanntſchaft mit Bridewell dadurch verriethe, daß er ſeine Geſpräche mit ſolchen Wörtern, als: mill-doll, queer cull, oder nubbing cheat beſpickte. (Man ſehe das Schurkenlexikon, the Scoundrel's Dictionary.) Was Perſonen Würde giebt, theilt ſie auch Wörtern mit. Ein Mann von einem ſolchen Charakter iſt derjenige, der wichtige Aemter bekleidete, mit ehrenvollen Perſonen in Verbindung ſtand, und ſich niemals durch Unbeſtändigkeit oder Unſittlichkeit im Leben erniedrigte. Edle Wörter ſind ſolche, die man ſtets gebraucht hat, um würdige Geſinnungen auszudrücken, die nur allein in ſchönen Werken angetroffen werden,

*) Weder der kühlende Hauch des Wohlgerüche duftenden Morgen, noch die von der Strohhütte zwitſchernde Schwalbe, noch die helle Stimme des Hahns, noch endlich das wiedertönende Horn, ſollen ſie fernerhin aus ihrem niedrigen Bette aufwecken.

und die niemals als Zeichen der Leidenschaften nichtswürdiger und ruchloser Menschen sind entheiligt worden. Und so wie die Würde jener Männer durch ein höheres Alter vermehrt wird; so nimmt auch gemeiniglich der Adel dieser Wörter, wenn sie in Abgang kommen, mit ihrem Alterthum zu.

Dritter Abschnitt.

Die natürliche Sprache wird in der Dichtkunst durch den Gebrauch von Tropen und Figuren verschönert.

So viel über die Natur und den Gebrauch solcher Wörter, die dichterisch sind, ohne natürlich zu seyn. Der figürliche Ausdruck ist aber eine reichere Quelle von dichterischer Beredsamkeit. Einige Dichtungsarten unterscheiden sich durch die Schönheit, Anzahl und Kühnheit von Figuren eben so sehr, als durch den abgemessenen Wohllaut oder irgend einen andern der oben erwähnten Vorzüge. Auch in Prose treffen wir oft solche Figuren und Wörter an, die wir nur allein in Gedichten erwarteten; in einem solchen Falle wird sie dichterische Prose genannt. In Versen hingegen finden wir oft eine so einfältige und ungeschmückte

Sprache, daß wir sie mit dem Schimpfnamen einer matten Prose belegen.

Weil meine Absicht in der gegenwärtigen Abhandlung nicht die ist, ein System der Rhetorik zu schreiben, sondern nur die eigenthümlichen Wirkungen der Dichtkunst auf die Seele zu erläutern, indem ich die Merkmale angebe, wodurch sie sich von andern verwandten Künsten und Wissenschaften unterscheidet; so würde es unschicklich seyn, die Theorie der Tropen und Figuren an dieser Stelle mit einer gewissen Umständlichkeit abzuhandeln, da sie nicht allein für die Dichtkunst, sondern für die menschliche Sprache überhaupt eine Zierde sind. Ich werde alles, was unter meinen Umständen von mir verlangt werden kann, geleistet haben, wenn ich zeigen werde, in was für Rücksicht bildlicher und figürlicher Ausdruck der Poesie mehr, als irgend einem andern in Sprache geschriebenen Werke nothwendig sey.

Wenn bewiesen werden kann, daß die Sprache durch Figuren sowohl gefallender, als natürlicher wird, als sie ohne diese seyn würde; so folgt auch, daß Figuren in der Dichtersprache, deren Entzweck es ist, durch die Nachahmung der Natur zu gefallen, nicht allein Verschönerungen, sondern auch nothwendig sind. Ich will daher zuerst einige Betrachtungen über die

Wichtigkeit und den Nuzen der figürlichen Sprache anstellen; dann zweitens zeigen, daß Figuren in Gedichten nothwendiger, als in irgend einer andern Art von Schriften sind; und endlich den Grund angeben, warum sie in einigen Dichtungsarten nothwendiger, als in andern sind.

I. Ich mache also zuerst einige Bemerkungen über die Wichtigkeit und den Nuzen des figürlichen Ausdrucks, in sofern er die Sprache angenehmer und natürlicher macht.

1. Meine erste Bemerkung ist diese, daß Tropen und Figuren oft nothwendig sind, um die unvermeidliche Mangelhaftigkeit der Sprache zu ergänzen. Wenn eigenthümliche Wörter uns fehlen, oder wir uns nicht darauf besinnen, oder wenn wir sie auch nicht beständig wiederholen wollen; dann müssen wir nothwendig zu Tropen und Figuren unsere Zuflucht nehmen. — Als Philosophen anfingen, die Wirkungen der Seele und ihrer Kräfte za erläutern; so fanden sie, daß die meisten Wörter nur allein für die gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens gebildet, und auch nur auf Materie allein und deren Eigenschaften anwendbar waren. Was sollten sie in diesem Falle thun? Etwa darauf denken, eine neue Sprache für die Eigenschaften der Seele zu erfinden? Mit nichten: dies würde schwer, oder unmöglich gewesen

seyn: und wenn es auch leicht und ausführbar gewesen wäre; so mußten sie voraussehen, daß niemand etwas lesen oder anhören würde, was in einer ganz neuen und eben deswegen unverständlichen Sprache geschrieben wäre. Sie nahmen daher die Sprache, wie sie sie fanden, und wenn sie alsdann einige Aehnlichkeit oder Analogie zwischen den Eigenschaften der Materie und des Geistes fanden; so trugen sie kein Bedenken, die Wörter, womit jene bezeichnet waren, in einer bildlichen Bedeutung zu brauchen, und sie auf diese anzuwenden. Daher entstanden die Ausdrücke: Gründlichkeit von Urtheilen, Wärme der Einbildungskraft, Erweiterung des Verstandes und viele andere, die, ungeachtet sie figürlich sind, die ihnen unterliegenden Begriffe eben so gut ausdrücken, als wenn sie eigenthümliche Wörter wären. So zahlreich die Wörter in irgend einer menschlichen Sprache auch seyn mögen; so bleiben sie doch immer hinter der unbegränzten Mannichfaltigkeit menschlicher Gedanken und Begriffe zurück. Geschmack und Gerüche sind fast eben so groß an Zahl, als die verschiedenen Körperarten. Töne sind so vieler noch immer wahrzunehmenden Abwechslungen fähig, daß es alle Berechnung übersteigt, und die sieben Grundfarben können auch bis ins Unendliche vermischt und vermannichfaltigt werden.

Wenn nun eine jede Verschiedenheit der äußern Empfindungen einen eigenen Namen haben sollte; so würde die Sprache unübersteiglich schwer werden: Ja, wenn Menschen nur für einen jeden äußern Sinn eine eigene Klasse von Wörtern erfinden wollten; so würden sie die Zahl der Wörter bis zum Erstaunen vervielfältigen, ohne an Deutlichkeit des Ausdrucks zu gewinnen. Sie tragen daher oft Wörter, die in ihrer eigenthümlichen Bedeutung Gegenstände eines Sinnes bezeichnen, auf Gegenstände eines andern über, und sagen: süßer Geschmack, süßer Geruch, süßer Ton; scharfe Spize, scharfer Geschmack, scharfer Ton; Harmonie der Töne, Harmonie der Farben, Harmonie von Theilen; sanfte Seide, sanfter Ton, sanfte Farbe, sanfte Gemüthsart; und so in tausend andern Fällen; und doch sind diese Wörter, in ihrer figürlichen Bedeutung, nicht weniger verständlich, als in ihrer eigenthümlichen: denn scharfer Geschmack, scharfer Ton, sind eben so bedeutend, als scharfes Schwerdt; und Harmonie von Tönen ist dem Tonkünstler nicht verständlicher, als dem Baumeister Harmonie von Theilen, oder dem Mahler Harmonie der Farben sind.

Wilde, Ungelehrte und Kinder haben verhältnismäßig für die Zahl von Gegenständen, von denen sie reden können und wollen, nur wenig Wör-

ter; und müssen daher zu Tropen und Figuren häufiger ihre Zuflucht nehmen, als Personen, die einen größern Schaz von Wörtern besizen. Ein Seefahrer oder Handwerksmann entlehnt daher, selbst alsdann, wenn er von Dingen redet, die nicht zu seiner Beschäftigung gehören, Wörter aus der ihr eigenthümlichen Sprache; und dies macht ihren Ausdruck bis zu einem Grade figürlich, der sehr unterhaltend ist. Man denke hier nur an den Gebrauch der Schiffersprache im Peregrine Pickle. Oft sind die Redensarten darinn übertrieben, und doch halten wir sie für natürlich, weil ungelehrte Menschen häufig Tropen und Figuren von Gegenständen ihrer Lebensart und Beschäftigung hernehmen, selbst wenn sie von Dingen reden, die mit jenen gar keine Verwandschaft zu haben scheinen. In solchen Gedichten also, die die Unterredungen gemeiner oder unwissender Leute nachahmen, wie im Lustspiel, der Farce und dem Schäfergedicht, können solche Figuren, wenn sie mit Wahl und Geschmack gebraucht werden, die Nachahmung gefälliger machen, weil sie treffender und natürlicher dadurch wird.

Der Dichter ist oft gezwungen, rauhe oder übelklingende Wörter zu vermeiden, und hat doch vielleicht kein ander Mittel, ihren Sinn auszudrücken, als durch Tropen und Figuren. Bis-

weilen sezt ihn auch das Metrum in die Nothwendigkeit, ein eigenthümliches Wort, wenn es gleich nicht hart ist, fahren zu lassen, entweder weil es zu lang oder zu kurz ist, oder auch sonst nicht in den Vers paßt. Hieraus entsteht also ein andrer Gebrauch der figürlichen Sprache, dieser nämlich, daß sie die Harmonie des Verses begünstigt. So werden die Redensarten: die Erde drücken, das azurne Gewölbe, statt dieser: **in der Schlacht bleiben, der Himmel,** gebraucht.

2. Tropen und Figuren begünstigen ferner die Feinheit oder Delikatesse der Sprache. Wenn der eigenthümliche Name eines Gegenstandes auf irgend eine Art beleidigend ist; so läßt sich derselbige Begrif durch einen wohl gewählten Tropen ohne den geringsten Anstoß ausdrücken. Dies ist in guter Gesellschaft angenehm, und selbst nothwendig; und in allen Arten von schönen Schriften muß man eben diese Regel befolgen. Manche Wörter erhalten dadurch, daß man sie im gemeinen Leben und für gemeine Gegenstände gebraucht hat, eine gewisse Niedrigkeit, die sie unfähig macht, in ernsthaften Gedichten zu erscheinen; wenn vielleicht, unter dem Einfluß anderer Sitten, die ihnen entsprechende Wörter in andern Sprachen edel, oder wenigstens nicht gemein sind. Wenn jemand den Homer im Griechischen liest; so wird

man im geringsten nicht dadurch beleidigt, daß er dem Eumäus einen Namen giebt, der im buchstäblichen Sinn einen Schweinhirten bedeutet; erstlich, weil das Wort selbst wohllautend ist; zweitens, weil wir es im Umgange nie haben aussprechen hören, und es also durch einen gemeinen Gebrauch nicht erniedrigt worden ist; und drittens, weil wir wissen, daß die Beschäftigung, die dadurch angedeutet wird, in den Tagen des Eumäus angesehen und ehrenvoll war. Allein Pope würde Tadel verdient haben, wenn er ein so unedles Wort, als Schweinhirte ist, in seiner Uebersezung einer so wichtigen Person, als Eumäus war, gegeben hätte. Er braucht sehr richtig eine Figur, die Synekdoche heißt, und nennt ihn Swain, einen Schäfer; (Siehe Popens übersezte Odyßee, XIV. v. 41.) ein Wort, das gleich edel und dichterisch ist, und dem Leser nicht leicht in einen Irrthum in Ansehung der Person, wovon die Rede ist, und deren Geschäft beschrieben worden, verleiten kann. Von demselbigen Eumäus heißt es in der prachtlosen, aber melodischen Sprache des Originals, daß er an seinen Schuhen gearbeitet habe, als Ulyß vor seine Thüre kam; eine Arbeit, der sich in jenen Zeiten oft die größten Helden unterziehen mußten. Auch dieses mildert der Uebersezer durch einen figürlichen Ausdruck:

Here sat Eumeus, and his cares applied
To form strong *buskins* of well-season'd
hide.

(Hier saß Eumäus, und wandte alle seine Aufmerksamkeit darauf, aus gut zubereitetem Leder starke Halbstiefeln zu machen. – Das deutsche Wort hat nicht so viel Milderndes, als das Englische.) Es könnten noch hundert andere Beispiele aus seiner Uebersezung angeführt werden; diejenigen aber, die ich jezo mitgetheilt habe, reichen hin, meine Meinung zu erläutern.

Es giebt Fälle, in denen die mildernde Feinheit des figürlichen Ausdrucks noch viel nothwendiger ist: wie z. B. in Virgils Beschreibung der Folgen der thierischen Liebe und der Seuche unter dem Vieh, im dritten Buche seiner Georgika; da hingegen Drydens Uebersezung, die weniger figürlich als das Original ist, in der einen Stelle äußerst indelikat, und in der andern auf eine beleidigende Art schmuzig ist.

Hobbes konnte einen griechischen Schriftsteller allenfalls lesen und erklären; allein er muß seine ganze Sprachkenntniß aus dem Wörterbuche geschöpft haben: denn er scheint gar nichts davon gewußt zu haben, daß ein artikulirter Ton angenehmer, und ein Ausdruck edler seyn könne, als

der andere. In seiner Iliade und Odyssee zeigt er selbst da, wo er den Sinn seines Dichters trift, (was nicht immer geschieht,) durch die Wahl der Wörter, daß er von Harmonie, Zierlichkeit und Nachdruck der Schreibart nicht die geringsten Begriffe gehabt hat. Eben deswegen verdient auch sein Werk, das er eine Uebersezung des Homers genannt hat, nicht einmal den Titel eines Gedichts, weil es in jedem Betracht reizlos, und weiter nichts, als ein erdichtetes Mährchen in schaaler Prose, mit harten Reimen und unmelodischen Versen, ist. — Trapp verstand den Virgil als Grammatiker recht gut, und hatte auch wirklich Gefühl für seine Schönheiten; allein seine Uebersezung hat mit Virgils Gedichte nicht die geringste Aehnlichkeit. Der Grund ist der nämliche: eine ungeschickte Wahl von Wörtern und Figuren, und ein gänzlicher Mangel von Harmonie.

Ich gebe zu, daß die Delikatesse, von der ich bisher geredet habe, sowohl im Umgange, als in Schriften zu weit getrieben werden könne. Einen unschuldigen Mann im Duell zu tödten, blos eine Ehrensache und eine Verlezung der heiligen Rechte der Ehre, eine Liebesangelegenheit, eine Gallanterie zu nennen, ist ein schändlicher Mißbrauch der figürlichen Sprache. Auch macht es uns, glaube ich, eben keine Ehre, daß wir, wie man sagt,

vierzig figürliche Redensarten haben, um unmäßiges Trinken zu bezeichnen. Wörter dieser Art zeigen gemeiniglich, daß der allgemeine Abscheu gegen solche Laster nicht so stark ist, als er seyn sollte; und ich bin zweifelhaft, ob nicht selbst unsere Sitten dabey gewinnen würden, wenn wir diese und andere Verbrechen mit ihren eigenen Namen, Mord, Ehebruch, Völlerey, Gefräßigkeit nennten: Namen, die nicht nur unsere Begriffe, sondern auch unsern Abscheu ausdrücken. — Was Schriften anbetrift; so kann nicht geläugnet werden, daß nicht Pope selbst in seiner vortreflichen Uebersezung entweder dem Verse zu Gefallen, oder aus Furcht durch eine zu genaue Nachahmung der homerischen Einfalt anstößig zu werden, Tropen und Figuren gebraucht hat, die an ihrer Stelle entweder zu schwach, oder zu feierlich sind. Der köstliche pedantische Styl wird unter andern auch durch des Schriftstellers Abgeneigtheit gegen den Gebrauch eigenthümlicher Wörter, und durch die gesuchte Unterschiebung unnöthiger Tropen und Figuren charakterisirt. In solchen Schriftstellern muß das einzige Kind eines Mannes immer seine einzige Hoffnung seyn; ein Landmädchen wird eine ländliche Schönheit, oder wohl gar eine Nymphe des Waldes. Wenn die Schmeicheley sie gar singen macht; so muß ihr Gesang ein Syrenengesang

seyn; des Schäfers Flöte wird zu einem Haberrohr; die Silberlilien erheben sich von ihren goldenen Betten, und schmachten zum klagenden Zephir hin. Ein junges Mädchen, wenn sie gleich eine gute Christinn ist, kann keine Reize besizen, wenn sie nicht den Grazien opfert; noch auch hoffen, auf die schönen Schäfer irgend einen Eindruck zu machen, wenn nicht eine ganze Legion von Liebesgöttern, mit Pfeilen und Flammen bewaffnet, aus ihren Augen ihr furchtbares Geschüz ablösen. Zur Abwechslung können einige von diesen Figuren dann und wann einen Plaz in einem Gedichte erhalten; allein in Prose verrathen sie, wenn sie nicht sehr sparsam gebraucht werden, etwas affektirtes.

3. Tropen und Figuren befördern die Kürze; und Kürze, mit Deutlichkeit verbunden, ist allemal angenehm. Ein oder ein Paar Beispiele werden im nächsten Absaze vorkommen. Gedanken, auf diese Art ausgedrückt, Bilder so gemahlt, werden von der Seele leicht und schnell gefaßt, machen auf die Einbildungskraft einen starken Eindruck, und bleiben lange im Gedächtnisse zurück; da hingegen zu viel Worte, selbst wenn die Gedanken gut sind, auf die Länge Ueberdruß und Langeweile erzeugen. Sie verrathen eine Schwäche des Geistes, die den

Schriftsteller unfähig macht, seine Gedanken unter einen hellen Gesichtspunkt zu bringen; und sie nähren den Verdacht, als wenn in der Materie selbst geheime Fehler verborgen lägen. In der Dichtersprache also, die an die Phantasie und Leidenschaften gerichtet ist, und lebhafte, angenehme und daurende Eindrücke machen soll, ist Kürze, und folglich auch Figuren und Tropen nothwendig. Eine Sprache wird immer der Dichtkunst um desto günstiger seyn, je mehr sie eine solche Kürze erlaubt; — ein Charakter, der sich in einem höhern Grade im Griechischen und Römischen, als in irgend einer neuern Sprache, und im Französischen viel weniger, als im Italiänischen und Englischen findet.

4. Tropen und Figuren tragen zur Stärke und zum Nachdruck der Sprache, nicht nur durch Kürze, sondern auch dadurch bey, daß sie der Einbildungskraft solche Bilder und Begriffe mittheilen, die leicht gefaßt werden können, und einen starken Eindruck machen. Wir werden stark von Dingen gerührt, die wir sehen, oder fühlen, oder hören. Wenn ein Gedanke durch Figuren verstärkt oder ins Licht gesezt wird, die von Gegenständen des Gefühls, des Gesichts oder des Gehörs hergenommen sind; so ist es uns, als wenn wir das, wovon die Rede ist, entweder fühlten, oder sähen, oder

hörten; und auf diese Art kann etwas, was an sich dunkel oder blos verständlich ist, unsere Aufmerksamkeit so mächtig reizen, und unsere Leidenschaften so sehr intereßiren, als wenn es ein Gegenstand eines äußern Sinnes wäre. — Wenn Homer den Ajax das Bollwerk der Griechen nennt; so mahlt er mit einer gleichen Kürze seine außerordentliche Größe und Stärke, die Schwierigkeit, ihm etwas anzuhaben, und das Zutrauen, was seine Landsleute in seine Tapferkeit sezen. Wenn Salomon von einer liederlichen Weibsperson sagt, daß ihr Fuß zum Tode wandelt; so lehrt er uns nicht nur, daß ihr Weg zum Verderben führt, sondern auch, daß ihre Begleiter mit großer Leichtigkeit vorwärts zum Verderben zueilen, aber es sehr schwer finden, zurückzukehren. — Satans ungeheure Größe und glanzvolles Ansehen, sein senkrechtes Emporsteigen durch das Reich der Finsterniß, und die unbegreifliche Geschwindigkeit seiner Bewegung, werden uns alle vom Milton in einem einzigen kurzen Gleichnisse gemahlt:

Er stieg empor — gleich einer Feuersäule.
Verl. Par. II. 1013.

Um den ganzen Sinn dieser Figur zu fassen, müssen wir uns selbst in ein Chaos, und einen grossen leuchtenden Körper nicht weit von der Stelle,

wo wir sind, so schnell emporsteigend denken, daß er uns als eine einzige Lichtbahn erscheint, und unsern Augen nach dem Verhältniß der Entfernung immer kleiner und kleiner wird, bis er endlich in einen Punkt und zulezt ganz verschwindet; und für dies ganze Schauspiel müssen wir nur einige wenige Augenblicke annehmen. — Eben so treffend, aber nicht so prächtig ist die Allegorie im Gray:

Die Wege des Ruhms leiten nur allein zum Grabe.

Sie stellt der Einbildungskraft eine große Ebene mit verschiedenen Wegen dar, die mit glänzenden Haufen bedeckt sind, und von verschiedenen Seiten kommen, aber sich immer mehr und mehr nähern, bis sie endlich in einer dunkeln und engen Behausung zusammenlaufen, wo alle ihre Herrlichkeiten nach einander eingehen und auf ewig verschwinden. Wenn es von einem rechtschaffenen Mann, der starb, in der Schrift heißt, daß er einschlief; was für eine Menge von Bildern und Gedanken werden nicht durch diese schöne und ausdrucksvolle Figur auf einmal in unsrer Phantasie rege gemacht und aufgeweckt? So wie ein Arbeiter am Schlusse des Tages sich zur Ruhe legt, mit dem fröhlichen Bewustseyn, sein Werk vollendet zu haben, und mit der angenehmen Hofnung, am Morgen eines

neuen Tages erfrischt und munter wieder aufzustehen; so übergiebt sich ein rechtschaffener Mann, am Ende seines Lebens, ruhig und zufrieden dem Willen seines Schöpfers, mit dem süßen Gedanken, alles gethan zu haben, was in seinen Kräften war, und mit der entzückenden Hofnung, dereinst in den Wohnungen des Lichts, zu einem ewigen Leben und unvergänglicher Se igkeit, wieder aufzuwachen. Diese Figur enthält noch den Wink, daß einem rechtschaffenen Manne der Uebergang vom Leben zum Tode, selbst der Empfindung nach, nicht schmerzhafter ist, als wenn alle unsere Kräfte und Sinne in die angenehme Gefühllosigkeit des Schlafs hinabsinken. — Milton sagt vom Satan, der zwischen den Sternen fliegt: daß er zwischen Welten und Welten durchsegelt; welcher Trope weit schöner und stärker ist, als das eigentliche Wort **fliegen**. Durch diese Anspielung auf ein Schiff werden wir veranlaßt, uns ein lebhaftes Bild von seiner ausserordentlichen Größe zu machen, und uns seine Bewegung als gleichförmig und majestätisch vorzustellen. Virgil braucht eine glückliche Figur, um den Umfang eines großen hölzernen Pferdes auszudrücken, in welchem die Griechen in Troja hineinkamen: Equum divina Palladis arte *aedificant.* Milton ist noch kühner, wenn er sagt:

Wer wollte den Lycidas nicht besingen? Er selbst verstand die Kunst des Gesangs, und erhabene Verse zu bauen, (build the lofty rhime *).)

Diese Redensart ist eben so nachdrücklich, als kühn, und sie giebt uns einen hohen Begrif von der Dauerhaftigkeit eines Gedichts, wie von der erforderlichen Kunst, ein gutes Gedicht zu verfertigen. — Wir brauchen selbst im gemeinen Leben hundert figürliche Redensarten, die unendlich nachdrücklicher sind, als alle eigenthümliche Wörter von gleicher Kürze, die an ihre Stelle gesezt werden könnten. Eine glühende Wange ist ein Trop, der zugleich mit der Farbe, wie sie dem Zuschauer er-

*) In der lateinischen Redensart, condere carmen, die Milton ohne Zweifel im Sinn hatte, hat das Verbum eine allgemeinere Bedeutung, als das Englische to build, und die Figur ist daher im Englischen viel kühner, als im Lateinischen. Man könnte es sogar bezweifeln, ob condere carmen überhaupt figürlich sey. Denn R. Stephanus löst condere in simul dare auf. Condere carmen, condere poema, condere historiam, kommen im Cicero und Plinius vor; allein Miltons Redensart ist für englische Prose viel zu kühn.

scheint, die Hize ausdrückt, die die erröthende Person fühlt. Vor Schrecken erstarrt, vor Staunen versteinert, durch unangenehme Nachrichten, wie vom Donner gerührt, vor Liebe oder Mitleiden geschmolzen, in Weichlichkeit aufgelöst, in Bosheit verhärtet, vor Begierde brennend, von Ungewißheit hin- und hergeworfen, u. s. w. Ein jeder fühlt die Stärke dieser und ähnlicher Redensarten, und wie viel sie zum Nachdruck eines Werks beitragen können.

5. Tropen und Figuren vermehren also die Stärke des Ausdrucks; sie sind aber auch noch in der Dichtkunst besonders deswegen nothwendig, weil sie oft viel natürlicher und nachahmender, als eigenthümliche Ausdrücke sind. Dies ist so wahr, daß es oft unmöglich seyn würde, ohne sie die Sprache der Leidenschaften nachzuahmen. Freilich breitet sich die Seele, wenn sie heftig bewegt ist, nicht in gedehnte Allegorien, oder lang gezogene Gleichnisse, oder in solche Figuren aus, die eine große Aufmerksamkeit und viele Worte verlangen, oder die die Phantasie von dem Gegenstande der Leidenschaft abziehen. Die Sprache mancher Leidenschaften muß aber dennoch figürlich seyn, weil sie die Einbildungskraft empören, und sie auf Gegenstände hinleiten, die mit ihnen verwandt sind; dies macht aber den Ausdruck des

Redenden durch eine Menge von Anspielungen abwechselnd. Die Phantasie eines zornigen Mannes, zum Beispiel, beut ihm eine Reihe von unangenehmen Vorstellungen dar, die mit seiner Leidenschaft verwandt sind, und ihr neue Nahrung geben; und wenn er ohne alle Zurückhaltung während des heftigsten Anfalls von Zorn spricht, so werden diese Vorstellungen ihn überwältigen, und ihn zwingen, mit ihnen herauszubrechen. „Höllisches Ungeheuer! (wird er sagen,) mein Blut kocht, wenn ich an ihn gedenke; er hat mich wie einen Hund behandelt; nie ist ein Mann so sehr beleidigt worden, als ich. Er hat nicht mehr Gefühl von Pflicht, als ein Stein. Sein ganzes Ansehen ist teuflisch, und seine Seele so scheußlich, als sein Körper. Sein Herz ist kalt und hart; und seine Entschließungen dunkel und blutig, u. s. w.“ Diese Sprache ist ganz figürlich; sie besteht aus Metaphern und Hyperbeln, die mit der Prosopopöie und Apostrophe die leidenschaftlichsten unter allen Figuren sind. Als Lear von seinen unnatürlichen Töchtern verstoßen, und in Dunkelheit, Donner und Ungewitter hinausgejagt war, bricht er ganz natürlich, (denn sein Unwille war jezt auf den höchsten Grad gestiegen,) in folgende heftige Ausrufung gegen die Verbrechen der Menschen aus, die fast ganz aus Figuren besteht: „Zittere,

du Elender, der du unbekannte, ungestrafte Verbrechen in dir verbirgst. Verstecke dich, du blutige Hand, und du meineidige, und du tugendähnliche, die du blutschänderisch bist. Zerreiße, du Ruchloser, der du unter der Decke der äußern Rechtschaffenheit an eines Mannes Leben genagt hast. Ihr verschlossene aufgehäufte Verbrechen, entfaltet eure schändlichen Geheimnisse, und fleht des furchtbaren Aufrufers Gnade an.« — Die Heftigkeit der Liebe und Besorgniß, ihr Kind zu verlieren, läßt Konstance eine Sprache reden, die sehr bilderreich ist, und doch der Lage und dem Charakter der redenden Person entspricht. Die Stelle ist zu lang, ich führe daher nur das Ende davon an: »O Himmel! mein Sohn, mein Arthur, mein schöner Sohn, mein Leben, meine Freude, mein Alles in der Welt, mein Trost im Wittwenstande, mein Heilmittel und Zuflucht gegen alle Bekümmerniß.« (König Johann.) — Dieser sehr ähnlich, und eheliche Liebe eben so stark ausdrückend, ist die schöne Hyperbel im Homer, wo Andromache, um ihren Gemahl von der Schlacht abzuhalten, ihm sagt, daß sie jezt weder Vater, noch Mutter, noch Brüder habe, da alle ihre Verwandte erschlagen und ihr Vaterland verwüstet sey, und alsdann zärtlich hinzusezt:

So lange aber du, mein Hektor, lebst, sehe ich Vater, Mutter, Brüder, alles in dir beisammen.

Iliade, sechstes Buch.

So wie die Leidenschaften, die die Seele empören und die Einbildungskraft aufbringen, sich in Tropen und Figuren äußern; so nehmen hingegen diejenigen, die den Geist niederschlagen, meistens eine einfache ungeschmückte Sprache an. Es ist nämlich nicht wahrscheinlich, daß sich einem niedergeschlagenen Geiste, und zu einer Zeit, wenn die Phantasie unwirksam ist, eine große Mannichfaltigkeit von Bildern selbst darbieten werden; und wenn diese nur klein an Zahl und gewöhnlich sind; so können die Wörter, womit sie bezeichnet werden, nicht anders als einfältig und ungesucht seyn. So wie kein Schriftsteller dem Shakespeare gleich kommt, wenn er die Sprache der heftigen Leidenschaften, die die Einbildungskraft empören, redet und ausdrückt; so erreicht ihn auch kein unerleuchteter Schriftsteller, in Ansehung der ungekünstelten Einfalt, wenn er die menschliche Seele im Zustande der Niedergeschlagenheit schildert. Eben der Lear, dessen Unwille seinen Verstand in Unordnung gebracht hatte, und der, während dieser Verwirrung, in die stürmischste Sprache ausbrach, drückt sich

nachher, da er seine Vernunft wieder erlangt hat, da sein Stolz gedemüthigt, und seine Lebensgeister erschöpft sind, auf eine Art aus, über die nichts simpleres und rührenderes gedacht werden kann: „Ich bitte, spottet meiner nicht. Ich bin ein thörichter alter Mann, achtzigjährig und noch älter, und fürchte, um offenherzig mit euch umzugehen, daß ich nicht ganz bey mir selbst bin. Und doch kommt es mir vor, als wenn ich euch und diesen Mann da kennen sollte; ich bin doch ungewiß. Meine Schwäche ist so groß, daß ich diesen Plaz nicht kenne; und mit aller Anstrengung erinnere ich mich dieser Kleider nicht. Ich weiß nicht einmal, wo ich mich die vergangene Nacht aufgehalten habe.“ (König Lear. IV. Auftr. 7.) – Die stets gefällige, ungekünstelte und aufrichtige Desdemona redet, da sie durch die Unfreundlichkeit ihres Mannes in Schrecken gesezt und in Kummer versunken ist, eine so schöne einfältige und natürliche Sprache, daß man nicht weiß, was man zu ihrem Lobe sagen soll:

Meine Mutter hatte ein Mädchen, mit Namen Barbara; diese liebte, und der, den sie liebte, wurde wahnsinnig und verließ sie. Sie konnte einen Weidengesang; es war nur ein altes Ding, drückte aber diesen Zustand

gut aus; und sterbend sang sie ihn noch. Dieser Gesang will mir diese Nacht gar nicht aus dem Sinn; ich weiß nichts anders zu thun, als mein Haupt auf die Seite zu neigen, und ihn wie die arme Barbara zu singen. Othello IV. 3. *)

*) Wenn diese vortrefliche Stelle in die gezierte Schreibart übertragen würde, die, das Subjekt und der Redende mögen seyn, welche sie wollen, allemal beschreibend, räthselhaft und mit Figuren überladen seyn muß, so würde sie vielleicht so lauten:

„Selbst jezo ruft mir mein krankes Gedächtniß „die Nymphe Dione zurück, die in meinen ju„gendlichen Jahren meine vielgeliebte Mutter „mit zärtlicher Sorgfalt wartete. Blühend war „des Mädchens Gestalt; auf ihren Augenbraunen „saß kluge Vorsicht, und auf ihren rosigten Wan„gen spielten tausend Huldgöttinnen. O, traurig „war der Tag, als Amors Pfeil, aus eines schö„nen Schäfers lockendem Auge geschossen, zuerst „ihre schlagende Brust mit angenehmen Schmer„zen erfüllte. Der schöne Schäfer, ach jezt nicht „mehr schön! rannte, (schrecklich ist es zu erzäh„len) von plözlichem Wahnsinn getrieben, heu„lend in Wildnisse: blutfarbiges Feuer stralte „aus seinen hohlen Augen; die Hand des Schau„ders hob sein buschigtes Haar hoch empor; und

Bisweilen faßt die Einbildungskraft, selbst, wenn sie aufs äußerste gespannt ist, nur einige wenige Vorstellungen. Dies geschieht alsdann, wenn die

„kalter Schweiß floß von seinem sterbenden Leibe. „Was thatst du da, Dione, unglückseliges Mäd„chen! was konntest du da thun! — Vom Morgen „bis in den thauigten Abend, und vom Abend „bis zum rosenfingerigten Morgen saß sie, und „sang ein Trauerlied, ein Lied der alten Zeit, „und wirbelte ihren wilden Jammer den mitlei„digen Winden vor. Die weinende Weide war „ihr steter Vorwurf, und dieser Vorwurf stimmte „vortreflich mit ihrem Kummer überein, bis end„lich das Schicksal den noch unvollendeten Ge„sang abbrach. So singt der sterbende Schwan „an den beblümten Ufern des Mäanders, und „singend stirbt er.“

Ich hoffe, daß alle meine jungen Leser weiser sind; es war aber, glaube ich, einmal eine Zeit, wo ich in Versuchung gekommen wäre, dies Flittergold dem feinen gediegenen Golde Shakespears vorzuziehen. Ich sage nicht, daß alles in dieser Stelle schlecht sey, (einiges ist es unstreitig;) in gewissen Gedichten könnte der größte Theil vielleicht erträglich seyn; allein ich behaupte, daß die ganze Stelle in Rücksicht auf den Charakter und die Lage der Desdemona unnatürlich, und folglich auch nicht dichterisch sey.

ganze Aufmerksamkeit, so zu sagen, von irgend einem großen Gegenstande verschlungen ist. Die Bewunderung ist eine von den Leidenschaften, die die Wirksamkeit unserer Seelenkräfte eher aufhebt, als sie erweckt. Alsdann ist die simpelste Sprache die allernatürlichste; wie, wenn Milton von der Gottheit sagt: »daß sie über alle Höhen erhaben throne.« Und so wie eine solche Einfalt einer großen Kraftäußerung der Seele des Redenden mehr entspricht, als die ausgearbeitetste Bildnerey und Sprache; so heftet und erhebt sie auch die Einbildungskraft des Zuhörers stärker. Denn andere Worte vorzubringen, um etwas zu erhellen, was nicht erklärt werden kann, würde zu weiter nichts dienen, als die Aufmerksamkeit vom Hauptgedanken abzuziehen. In diesem und ähnlichen Fällen ist es der Einbildungskraft angenehmer, wenn sie ihren eigenen Spekulationen folgen kann, als wenn sie auf anderer ihre Acht geben muß; so wie diejenigen, die zuerst einen bewundernswürdigen Gegenstand erblicken, sich lieber stillschweigend daran weiden, als sie ihre Gedanken durch eine lange Beschreibung einer andern Person unterbrechen lassen möchten, die ihnen weiter nichts sagte, als was sie vor sich sehen, was sie entweder schon bemerkt haben, oder leicht bemerken können. — Aus diesen Gründen kann ich nicht anders, als

glauben, daß Miltons ausgearbeitete Schilderung der Schöpfung des Lichts *), so vortreflich sie auch in manchen Stellen ist, die Seele doch weit weniger rührt und trift, als die berühmte Stelle im Moses, die vom Longin mit so vielem Rechte wegen ihrer Erhabenheit ist bewundert worden: „Und Gott sprach: es werde Licht; und es ward Licht.“ Wenn ich die Bilder und Gedanken betrachte, die durch diese wenigen ungekünstelten Worte in mir erregt werden; so denke ich mich selbst mit der Dunkelheit des Chaos umringt; ich glaube das allmächtige Wort zu hören, und sehe in demselbigen Augenblicke Licht über die ganze Unermeßlichkeit der Natur verbreitet. Hier beut sich auf einmal das größte Schauspiel, das nur gedacht werden kann, das ganze erleuchtete Universum dem Auge der Phantasie dar. Die Einbildungskraft scheint selbst durch die Kürze und Einfalt der Redensart nicht wenig unterstüzt zu

*) Gott sprach: es werde Licht; und ätherisches Licht, das erste und lauterste aller Wesen, sprang aus der Tiefe hervor, und fieng, in eine glänzende Wolke zusammengeründet, von Osten aus, seinem Geburtsorte, den Weg durch den düstern Luftkreis an. Noch war keine Sonne; sie wohnte unterdessen in einem wolkigten Gezelt. (Verl. Par. VII. 244.)

werden, wodurch gleichsam die Augenblicklichkeit der Wirkung und die Leichtigkeit ausgedrückt wird, womit die erste Ursache ein so unbeschreiblich schönes und erstaunenswürdig großes Werk hervorbrachte.

Um aber von dieser Ausschweifung zurückzukehren, wodurch ich nur zeigen wollte, daß, ungeachtet gewisse Gedanken und Gemüthsbewegungen sich in figürlicher Sprache äußern, andere eben so natürlich einen einfältigen Ausdruck annehmen; — so bemerkte ich vorher, daß die Hyperbel, Prosopopöie und Apostrophe, zu den lebhaftesten oder leidenschaftlichsten Figuren gehörten. Dies verdient einige Erläuterung.

1. Ein sehr aufgebrachter Mann ist geneigt zu glauben, daß die Beleidigung, die er empfangen hat, viel größer sey, als sie wirklich ist; und wenn er sogleich zur Wiedervergeltung in Worten oder Thaten schreitet; so läuft er fast immer über die gehörigen Gränzen hinaus, und wird gleichfalls ein Beleidiger. Die zärtlich liebende Mutter sieht ihr Kind als ein Wunder von Genie und Schönheit an; und der schwärmerische Liebhaber läßt es sich nicht ausreden, daß seine Geliebte nicht etwas übernatürliches in ihrem Geiste oder Körper haben sollte. Eben so vergrößert die Furcht nicht allein wirkliche Gegenstände, sondern sie schaft welche aus

Nichts, und hält Erdichtungen der Phantasie für sinnliche Eindrücke. — Kein Wunder also, daß Personen, die in heftigen Gemüthsbewegungen reden, sich hyperbolisch ausdrücken; daß der Zornige das empfangene Unrecht, und die Rache, die er jezt nehmen will, vergrößert; daß der Niedergeschlagene seinen Verlust, und der Fröhliche sein Glück übertreibt; daß der Liebhaber von der Schönheit seiner Geliebten, der Feige von den Gefahren, die er ausgestanden, und der Unwissende von den Wundern eines Taschenspielers auf eine ausschweifende Art redet. Alle diese Menschen würden das, was sie fühlten, nicht ganz ausdrücken, wenn sie nicht mehr als die Wahrheit sagten. Der Tapfere hingegen nimmt eben so natürlich, wenn er von Gefahren spricht, die vermindernde Hyperbel an; so der Kluge, wenn er von seinen Tugenden und Fähigkeiten redet, weil er sie für kleiner oder unbeträchtlicher hält, als sie sind, oder doch zu halten geneigt ist. Die Verachtung braucht dieselbige Figur, und Petrucchio also, der diese Empfindung hat, nimmt auch ihre Sprache an:

Du lügst, du Bindfaden, du Fingerhut, du Elle, drey Viertheil, halbe Elle, Viertel, Zoll, du Fliege, du Lauseey, du Heimchen, du!

Mit in meinem eigenen Hause mit einem Zwirnknaul zu drohen! Weg, du Lumpenhund, du Auskehrigt.

Einige Leidenschaften betrachten ihre Gegenstände als wichtig; andere als unbedeutend. Zu den erstern gehören Zorn, Liebe, Furcht, Bewunderung, Freude, Traurigkeit, Stolz; zu den leztern, Verachtung und Muth. Von jenen kann man sagen, daß sie die Seele unter die Gegenstände herabsezen; von diesen, daß sie die Gegenstände der Seele unterwerfen. Die erstern, wenn sie heftig sind, vergrößern ihre Gegenstände: daher die Hyperbel, die man Auxesis nennt; die leztern verkleinern sie stets, und geben daher zu einer andern Hyperbel Anlaß, die Meiosis heißt. — Selbst alsdann, wenn man nicht sagen kann, daß die Seele von einer heftigen Leidenschaft bewegt werde, brauchen wir doch natürlich dieselbige Figur, wenn wir mit einer Idee auf jemanden einen heftigen Eindruck machen wollen. Er ist ein wandelnder Schatten, er ist bis auf die Haut und Knochen ausgemergelt, er hat einen Fuß im Grabe, und andere, sind Redensarten, deren häufiger Gebrauch beweist, daß sie natürlich sind. Die Hyperbel ist ferner in der Dichtkunst als eine Quelle des Erhabenen nüzlich, weil sie erhabene Gedanken und Bilder erzeugt;

sie kann aber auch eben so leicht lächerlich werden, wenn sie auf eine unschickliche Art gebraucht wird. Cowley mahlt den Goliad so dick und groß, als den Hügel, von welchem er herabkommt; (Davideide, 3tes Buch.) Er erzählt uns, daß er, als er ins Thal herabkam, es auszufüllen schien, und über die benachbarten Berge wegsah; (welcher Umstand eher die Berge zu verkleinern, als der Größe des Riesen etwas zuzusezen scheint,) ja er sezt sogar hinzu, daß die Sonne zurückgefahren sey, als sie den Glanz seiner Waffen gesehen habe. Dieser Dichter scheint geglaubt zu haben, daß die Figur, von der jezo die Rede ist, niemals groß genug oder übertrieben werden könne; allein Quintilian hätte ihn belehren können: quamvis omnis hyperbole ultra fidem, non tamen esse debet ultra modum. Die Ursache ist diese: daß, wenn diese Figur übertrieben wird, sie mehr offenbaren Unsinn, als heftige Gemüthsbewegung verräth; und den Ueberspannungen eines schwärmenden tragischen Schauspielers, oder den Rasereien eines enthusiastischen Deklamators gleicht, die durch die Erzwingung und Annahme der Geberden und Blicke wahnsinniger Personen den vernünftigen Theil ihrer Zuhörer überzeugen, daß sie, anstatt starker Gefühle, gar keine vernünftige Empfindungen haben. In den heftigsten Kraftäußerungen der Natur ist ein

gewisses Maaß, eine gewisse Bescheidenheit, welche zu überschreiten der Künstler sich sorgfältig in Acht nehmen muß.

2. Diejenige Figur, in welcher man von Dingen redet, als wenn sie Personen wären, wird Prosopopöie oder Personifikation genannt. Sie ist sehr kühn, und doch oft natürlich. Eine lange Bekanntschaft empfiehlt selbst unbelebte Gegenstände, z. B. ein Haus, einen Baum, einen Felsen, einen Berg, eine gewisse Gegend, unsrer Zärtlichkeit; und wenn wir solche Gegenstände, ohne die Hofnung, sie jemals wieder zu sehen, verlassen müssen, so sind wir geneigt, von ihnen Abschied zu nehmen, als wenn sie empfindende Wesen wären. Ja, die Geschichte lehrt, daß rohe unwissende Völker solche Dinge göttlich verehrt, oder als die Wohnsize gewisser mächtiger Wesen angesehen haben. Die Griechen und Römer glaubten, daß Dryaden und Hamadryaden Bäumen und Hainen vorstünden: daß Flußgötter und Nymphen über Bäche und Ströme, und kleine Gottheiten, die sie Lares oder Penates nannten, über die Heerden und Häuser als Beschüzer gesezt wären. In Schottland findet sich kaum ein Hügel, der wegen der Schönheit der Form merkwürdig ist, den man nicht in alten Zeiten für die Wohnung von Feen oder Zauberinnen gehalten hätte. Ja, der Aber-

glaube der alten sowohl als neuern Zeit haben die Gewässer einer gewissen Klasse von Geistern zugeeignet, und sogar die Behausungen des Todes, Gräber und Beinhäuser mit Gespenstern bevölkert. — Wenn ferner unbelebte Gegenstände auf uns sehr starke entweder angenehme oder unangenehme Eindrücke machen; so sind wir geneigt, uns in Ausdrücken der Liebe oder des Unwillens an sie zu wenden. Der Seefahrer segnet das Brett, das ihn aus dem Schiffbruche gerettet hat; und der heftige Mann, und bisweilen vielleicht auch der Philosoph wird den Block, oder das Hinderniß, was ihn fallen macht, mit bittern Worten schimpfen. — Noch mehr: ein Mann, der von einer heftigen, besonders anheltenden Leidenschaft getrieben wird, ist geneigt, zu glauben, daß die ganze Natur mit ihm sympathisire. Hat er einen geliebten Freund verloren; so scheint ihm die Sonne weniger glänzend, als vormals; und er glaubt, in dem Gelispel der Winde und Haine, in dem Geblöcke der Heerden, in dem Gemurmel des Bachs die Stimme der Klage zu hören. Wenn aber Freude oder Hofnung seine Seele beherrschen; dann nimmt die ganze Welt ein heiteres Ansehen an. In der Betrachtung eines jeden Theils der Natur, eines jeden Standes, einer jeden Form der menschlichen Gesellschaft trift der gutherzige

und fromme Mann, der Finstere und Fröhliche, der Geizhals und Menschenfeind Nahrung für seine Lieblingsleidenschaft an, und findet seine Gemüthsart in den Wirkungen, Sympathien und Neigungen anderer Gegenstände wieder, oder glaubt sie doch wieder zu finden. Unsere Neigungen sind, so zu sagen, das Mittel oder Glas, wodurch wir uns selbst und ein jedes anderes Ding sehen; und wie auch unser Inneres beschaffen seyn mag, so haben wir eine ausserordentliche Leichtigkeit oder Fähigkeit, zwischen uns und der äussern Welt Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen zu entdecken. Aus diesem Grunde nimmt die Phantasie, wenn sie von wirklichen Leidenschaften, oder vom Pathos schöner Werke bewegt wird, sehr leicht diejenigen Figuren an, die Sympathie, Wahrnehmung und andere Eigenschaften empfindender Wesen leblosen Gegenständen, oder wohl gar bloßen Begriffen zueignet. — Bewegung ist sehr nahe mit Wirksamkeit verwandt, und rührt unsere Phantasie fast auf dieselbige Art; nun sehen wir einen großen Theil der Natur in Bewegung, und werden durch ihre sichtbaren Wirkungen zur Betrachtung unendlicher Kräfte hingeleitet. Diese führen den vernünftigen Geist zur ersten großen Ursache hin; allein eben diese verführten den grossen Haufen in Zeiten der Unwissenheit, an eine

Menge untergeordneter handelnder Wesen zu glauben, deren Geschäft es sey, diese Erscheinungen, die man sonst nicht erklären konnte, hervorzubringen. Daher entstand eine endlose Menge von erdichteten Gottheiten, von Hexen, Teufeln, Feen und Genien, die, wenn sie alle die Schwäche unserer Vernunft und die Stärke unsrer Phantasie beweisen, zugleich auch darthun, daß die Personifizirung der menschlichen Seele natürlich sey; und daß ein zweckmäßiger Gebrauch dieser Figur, besonders in erdichteten Werken, sehr wirksam seyn kann, unsere Sympathie für leblose Gegenstände eben sowohl, als für Personen zu erregen. Denn nichts kann, (wie ich vorher bemerkte,) einem sittlichen Wesen ein daurendes Vergnügen verschaffen, als was das Herz rührt und unsere Sympathie aufweckt. Und ungeachtet es richtig ist, daß wir selbst mit unbelebten Dingen in einem gewissen Grade mit empfinden; so erregt doch alles, was Leben hat, oder was wir als lebend ansehen, daurendere und aufrichtigere sympathetische Gefühle. — Ich bemerke ferner, daß eine lebhafte Vorstellung eines Gegenstandes erfordert wird, wenn unsere sympathetischen Gefühle erweckt werden sollen. Dies gilt von allen Bewegungen der Seele; ihre Heftigkeit steht mit der Lebhaftigkeit der Eindrücke, die sie hervorbringen, in dem genauesten Verhält-

niß. Elend, das wir sehen, rührt uns mehr als das, wovon wir nur hören; (Hor. Ar. Poet. v. 180.) das Durchlesen der lustigsten Auftritte in einer Komödie erheitert die Seele nicht so mächtig, als die Gegenwart eines einzigen muntern Freundes; und der Tod eines Freundes erzeugt in uns auf eine viel wirksamere Art Ernsthaftigkeit, und Betrachtungen über unser Ende, als alles Pathos im Young. Man wird ferner finden, daß unter Beschreibungen, die an unsere Phantasie gerichtet sind, die lebhaftesten und mahlerichsten meistens *) den stärksten Einfluß auf unsere Empfindungen haben, und daß solche, die uns handelnde Personen darstellen, und mit sichtbaren Insignien ausgeschmückt sind, unsere Kräfte schneller und mächtiger reizen, als andere, die entweder nur aus abgezogenen Begriffen bestehen, oder Bilder aus einem ruhigen stillen Leben erhalten. Kein abstrak-

*) Ich sage meistens: denn es ist nicht immer der Fall. Beschreibungen von großen und fürchterlichen Gegenständen machen oft auf die Seele einen stärkern Eindruck, wenn sie eine gewisse Dunkelheit haben, die mehr sagt, als Aug und Ohr wahrnehmen — als wenn sie auf die lebhafteste Art ausgemahlt wären. Man sehe ersten Theil, fünftes Kap. §. 4.

ter Begrif von Zeit oder Liebe kann unsere Einbildungskraft so stark rühren, als das Bild eines alten Mannes mit einer Sichel, oder eines schönen geflügelten Knaben mit Pfeilen und Bogen; und eben so kann keine physiologische Erklärung des Wahnsinns uns eine so lebhafte Vorstellung verschaffen, als der Dichter uns in folgendem ausgesuchten Gemälde gegeben hat:

Und alberner wild lachender Wahnsinn, mitten unter dem schrecklichsten Jammer.

Aus diesem Grunde rührt es theils mit her, daß der epische Dichter, um desto stärker auf unsere Empfindungen und Phantasie zu wirken, die geheimen Triebfedern menschlicher Handlungen, und die Abwechslungen menschlicher Angelegenheiten, den Einwirkungen personifizirter Ursachen zuschreibt; das heißt, den Maschinerien von Göttern und Göttinnen, von Engeln und Teufeln, von Zaubern und andern mächtigen Wesen. Eben deswegen theilt der Dichter in allen Werken erhabener Dichtkunst, an solche Gegenstände, von denen er will, daß wir starke Eindrücke empfangen sollen, Leben und Bewegung, samt allen ihren verschiedenen Eigenschaften, mit freigebiger Hand aus, weil ganz leblose Scenen eher eine gewisse Trägheit oder Mattigkeit über die Seele verbreiten, als daß

sie unsern innern Kräften diejenige Thätigkeit verleihen sollen, ohne welche ein durchaus wirksames Wesen niemals eine vollkommne Befriedigung erhalten kann. — Endlich sind gewisse heftige Leidenschaften vor allen andern geneigt, Gegenstände in Personen zu verwandeln. Die Schrecken der Seele überfielen den Orestes in der Gestalt von Furien. Das Gewissen stellt sich dem Mörder unter dem Bilde einer ermordeten Person dar, und schreckt ihn oft in eine betäubende Zerstreuung hinein. Der abergläubische Wanderer hält einen weißen Stein für einen Geist, ein Gebüsch für ein Gespenst, und einen vom Winde hin und her bewegten Baum für einen ungeheuren Riesen, der hundert Arme ausstreckt. Mondsüchtige und Schwärmer unterhalten sich ferner mit Personen, die nur in ihrer kranken Phantasie existiren; und der Schlemmer und Geizhals würden, glaube ich, wenn sie nur alle ihre Gedanken zu äußern wagten, der eine von seinem Bauche, der andere von seinem Golde, als einem Gotte, — dem Gegenstande ihrer wärmsten Liebe und größten Ehrfurcht, reden. — So viel ist genug, um zu beweisen, daß die Personifizirung natürlich sey, und sehr vieles zum Pathos, Ausdruck, und zur Schönheit der Dichtersprache beitragen könne.

5. Die Apostrophe, oder die plözliche Ableitung der Rede von einer Person zu einer andern, oder zu einem andern Gegenstande, ist mit der vorhergehenden Figur sehr nahe verwandt. Dichter brauchen sie oft, blos um ihren Vers auszuhelfen, oder ihre Schreibart abwechslend zu machen; in solchen Fällen aber muß man sie eher für einen Kunstgrif, als für einen Ausbruch der Natur halten. Sie ist sehr natürlich und rührend, wenn die Person oder der Gegenstand, an welchen die Apostrophe gerichtet wird, und um deren oder dessentwillen wir unsrer Rede eine neue Richtung geben, in unsern Augen als ungewöhnlich gut oder böse erscheint, oder in uns eine plözliche oder heftige Empfindung erzeugt, die der Hörer für hinreichend, oder deren Wirkung er wenigstens für vernünftig hält. Allein diese, wie andere pathetische Figuren, müssen mit großer Vorsicht gebraucht werden. Denn wenn sie, statt des Hörers Sympathie zu erwecken, nur den Leichtsinn des Redners, oder solche Verirrungen der Seele verrathen, die man den Umständen nach gar nicht erwarten konnte; so erregen sie Ekel, statt Beifall. — Der Redner muß also die leidenschaftvolle Apostrophe nicht versuchen, bis die Gemüther seiner Zuhörer gehörig vorbereitet sind. Nicht jede Versammlung ist in dieser Rücksicht gleich em-

pfänglich. Auf dem Forum des alten Roms würde etwas für erhaben und pathetisch gehalten worden seyn, was in den ehrwürdigsten brittischen Versammlungen lächerlich scheinen würde. Denn die Sprache unsrer öffentlichen Redner ist kalt, und beweisend, und hat viel weniger Wärme, als die alte Römische, und auch als die jezige italiänische oder französische hat. Würde und Einfalt sind die vorzüglichsten Tugenden der brittischen, besonders der Kanzelberedsamkeit. Vergebens ist es zu sagen oder zu verlangen, daß unsere Beredsamkeit heftiger und feuriger seyn sollte: denn dieses hängt von Ursachen ab, welche es nicht allein schwer, sondern auch unmöglich ist, zu verändern: namentlich von dem Charakter und der Denkungsart des Volks, und von ihren Grundsäzen in Religion, Litteratur und Regierungsform. Cicero's Ausrufungen würden in unserm Parlamente von geringem Gewichte seyn; und viele von denen, die in französischen Predigten vorkommen, würden nicht mehr Wirkung haben, wenn sie auf unsern Kanzeln versucht würden. Wenn wir einen von unsern geistlichen Rednern, der sich einen Augenblick vorher als einen ruhigen Untersucher, und als einen demüthigen und rechtgläubigen Christen zeigte, auf einmal in eine plözliche Apostrophe an die unsterblichen Wesen, oder an die Mauren der Kirche

ausbrechen hörten; so würde das den meisten unter uns eher ein Lächeln, als eine Thräne ablocken, die wir bedenken, daß sich nichts im Gegenstande finde, und auch nichts im Redner seyn sollte, was eine so heftige Bewegung oder eine solche Verirrung rechtfertigt, oder entschuldigt. Wenn ein brittischer Geistlicher sich einer reinen Sprache und eines angenehmen würdigen Anstandes befleißigt; so wird er, wenn er aus wahrer Ueberzeugung das einfältige und ungekünstelte Wort der Frömmigkeit und Menschenliebe, der Wahrheit und Nüchternheit redet, rührendere und dauerhaftere Eindrücke aufs Herz machen, und als ein christlicher Lehrer nüzlicher seyn, als wenn er alle Attitüden eines Roscius, und alle Tropen und Figuren eines Cicero zu erreichen suchte.

Wenn aber die Sprache der Leidenschaft sich äußern darf; so kann alles, was einen starken Eindruck macht, es sey belebt oder unbelebt, gegenwärtig oder abwesend, ein blos empfindendes oder ein denkendes Wesen, zur Apostrophe Anlaß geben. Ein Mann in einer entfernten Gegend kann, wenn er von seinem Geburtsorte oder Vaterlande spricht, ganz natürlich ausrufen: „O, mein theures Vaterland, soll ich dich denn niemals wieder sehen?“ oder wenn ihn ein großes Unglück trift: „Glücklich seyd ihr, meine Eltern, daß ihr nicht mehr lebt,

und dieses noch ansehen dürfet.“ Im dritten Buche der Aeneide, wo Aeneas der Dido seine Geschichte erzählt, und auf seinen Vater kömmt, findet sich eine schöne Apostrophe, in welcher er sich plözlich an seinen Vater wendet:

— hic, pelagi tot tempestatibus actus,
Heu, genitorem, omnis curae casusque levamen,
Amitto Anchisen; — hic me, pater optime, fessum
Deseris, heu, tantis nequicquam erepte periclis!

Diese Apostrophe macht einen angenehmen Eindruck. Sie scheint anzuzeigen, daß der Held eine so große Liebe zu seinem Vater trug, daß er, da er seiner nur erwähnt, alles übrige vergißt; indem er, ohne an seine Gesellschaft, in welcher eine Königin war, zu denken, sich plözlich an den wendet, den er, ungeachtet er ihm nur in der Vorstellung gegenwärtig wurde, noch immer als den Hauptgegenstand seiner Zärtlichkeit ansah. Eine so warme und vernünftige Rührung muß nothwendig die Sympathie des Lesers erwecken. — Wenn Michael, im eilften Buche des verlornen Paradieses, Adam und Eva die Nothwendigkeit einer unmittelbaren Entfernung aus dem Paradiese ankündigt,

so ist des Dichters Kunst, das Dekorum dieser beiden Charaktere zu erhalten, sehr merkwürdig. Eva, ganz von dem schrecklichen Gedanken, diesen glücklichen Aufenthalt verlassen zu müssen, durchdrungen, bricht in der Heftigkeit ihres unbezwingbaren Kummers in eine rührende Apostrophe ans Paradies, an die Blumen, die sie erzogen hatte, und an die hochzeitliche von ihr selbst ausgeschmückte Laube aus. Adam wendet sich weder an die Gänge, noch an die Bäume und Blüthen des Gartens, deren Verlust ihn nicht so sehr schmerzte; er drückt in seiner Antwort an den Erzengel, ohne irgend eine Figur, nur das Bedauren aus, aus einem Aufenthalt verbannt zu werden, wo er so oft der sichtbaren Gegenwart oder Offenbarung der Gottheit sey gewürdigt worden. Der Gebrauch der Apostrophe in einem Fall, und ihre Weglassung im andern, theilt der Schreibart nicht nur eine schöne Mannichfaltigkeit mit, sondern drückt auch die größere Erhabenheit und Geseztheit der Seele aus, wodurch der Dichter den Charakter Adams ausgezeichnet hatte. — Eine der besten Anwendungen, die von dieser Figur jemals gemacht worden, findet sich im vierten Buche eben dieses Gedichts, wo der Dichter, von der Andacht unserer ersten Eltern ergriffen, plözlich seine Erzählung

abbricht, und seine Stimme mit der ihrigen in der Anbetung des Vaters der ganzen Welt vereinigt:

Als sie nun ihre schattigte Wohnung erreichten, stunden beide still, wandten sich beide um, und beteten unter offenem Himmel den Gott an, der das Firmament, und die Luft, die Erde, und den Himmel, den sie betrachteten, den glänzenden Körper des Mondes, und den bestirnten Pol schuf. — — Auch du, allmächtiger Schöpfer, erzeugtest die Nacht, und den Tag, den wir mit unserer bestimmten Arbeit jezo vollendet haben.

Milton folgte in dieser vortreflichen Stelle dem Winke einer andern sehr bekannten im Virgil:

Hic juvenum chorus, ille senum; qui carmine laudes
Herculeas et facta ferant;
— ut duros mille labores
Rege sub Eurystheo, fatis Iunonis iniquae
Pertulerit: — Tu nubigenas, invicte, bimembres
Hylaeum Pholoumque manu; tu Cresia mactas
Prodigia. —

(Eine ähnliche Stelle findet sich, Tasso Gier. lib. 18. st. 14.)

Die Schönheit, die aus der Abwechslung des Tons entsteht, ist dieselbige in beiden, und gleich groß in einer jeden. Ein jeder Leser aber muß doch fühlen, daß die Figur in der Nachahmung unendlich rührender, als im Original sey. So wahr ist es, daß die vernünftigsten Seelenbewegungen die stärksten Mitgefühle erzeugen, und daß die Apostrophe alsdann am meisten Nachdruck hat, wenn sie solche Empfindungen ausdrückt, die zugleich stark und gegründet sind.

Eine vollständige Erläuterung dieser Materie würde eine methodischere und umständlichere Untersuchung der verschiedenen Tropen und Figuren, ihrer Verwandschaft mit den Empfindungen der Menschen und ihrer Wirkungen in allen Arten schöner Werke erfordern. Allein, auch durch diese wenigen Bemerkungen wird man sich vielleicht überzeugt haben, daß sie den Nuzen der Figuren in der Verschönerung der Sprache hinlänglich darthun. Ich füge nur noch dieses hinzu, daß Tropen und Figuren, besonders aber die Metapher, das Gleichniß und die Allegorie, auch dadurch zur Verschönerung der Sprache vieles beitragen, daß sie mit den Hauptgedanken noch eine zahllose Menge angenehmer Bilder in uns aufwecken, die niemals statt finden würden, wenn Schriftsteller sich

immer auf die eigentlichen Benennungen der Dinge einschränkten. Wenn die daraus entspringende Schönheit und Mannichfaltigkeit vernünftig angewandt werden; so zerstreuen sie die Seele nicht allein nicht, sondern sie fixiren sie vielmehr, und fesseln die Aufmerksamkeit des Lesers, indem sie dem ganzen Werke Licht und Leben und Pathos mittheilen.

II. Der Endzweck der Dichtkunst vor allen übrigen Künsten ist dieser, durch die Nachahmung der Natur zu gefallen. Ich habe bisher gezeigt, daß Sprache und Schreibart durch Tropen und Figuren natürlicher und schöner werden, als sie ohne sie seyn würde. Nun ist noch übrig zu zeigen, daß Tropen und Figuren in Gedichten nothwendiger, als in einer jeden andern Art von Schriften sind: — dies ist der zweite Punkt, den ich in dem gegenwärtigen Abschnitt zu erläutern mir vorgenommen habe.

Eben dieser Saz kann durch andere Betrachtungen bewiesen werden. Die Sprache ist, wie ich schon gezeigt habe, alsdann natürlich, wenn sie der vorausgesezten Lage des Redenden entsprechend ist. Figürliche Sprache nun ist der angenommenen Lage des Dichters vorzüglich angemessen, weil Figuren durch die Einbildungskraft erzeugt werden, und die Phantasie im arbeitenden Dichter wirksa-

mer, als in jedem andern Schriftsteller ist. Der Gegenstand aller historischen, philosophischen und theologischen Untersuchungen ist wirkliche Wahrheit, die fest und unveränderlich bleibt. Der Zweck des Redners und der rednerischen Deklamation ist, nach dem Cicero, anscheinende Wahrheit, die eben deswegen, weil sie weniger bestimmt ist, die Phantasie des Redners ungebundner, und den erfindenden Kräften eine freiere Wirksamkeit läßt, endlich Materialien einer mehr figürlichen Sprache darbeut. Der Dichter hingegen ist keinen andern Gesezen als den Gesezen der Wahrscheinlichkeit unterworfen, die noch viel unbestimmter, als die rednerische Wahrheit ist. Er sucht den Verstand des Lesers gar nicht durch gründliche, oder auch nur Scheinbeweise zu überzeugen; er will ihm nur allein gefallen und ihn ergözen, indem er sich an seine Einbildungskraft und Empfindlichkeit wendet. Seine eigene Phantasie ist daher beständig in Arbeit, schwärmt durch die wirkliche und alle mögliche Welten, und »fliegt vom Himmel zur Erde, von der Erde zum Himmel,« um Bilder und Gedanken zu finden, die seinen Empfindungen und denen, die er andern mittheilen will, angemessen sind. Die Figuren der Sprache also, die Kinder einer herumschweifenden Phantasie, müssen daher (wenn er sich anders so, wie man glaubt, daß er

denkt und empfindet, das ist, auf eine seiner vorausgesezten Lage entsprechende Art ausdrückt,) nothwendig die Schreibart des Dichters mehr, als irgend eines andern Schriftstellers färben. Wenn also figürlicher Ausdruck in der Geometrie, wo alle Wanderungen der Phantasie unzweckmässig sind, unnatürlich, und dem Geometer selbst, so lange er über seine Beweise gespannt ist, unmöglich seyn würden; so sind sie aus eben dem Grunde in der Dichtkunst nicht allein vollkommen natürlich, sondern auch unvermeidlich, weil seine Einbildungskraft um desto lebhafter und die Bilder, die sich ihm darbieten, um desto abwechselnder seyn werden, je aufmerksamer der Dichter seinen Gegenstand betrachtet, und je mehr er ihm gewachsen ist. — Der wahre Dichter richtet sich ferner an die Empfindungen und Leidenschaften der Menschen, welche zu erregen er aber gar nicht hoffen kann, wenn er selbst keine in sich fühlt. Die Natur vieler Leidenschaften, wiewohl nicht aller, bringt es mit sich, daß die Einbildungskraft durch sie erweckt, und ihre Wirksamkeit dadurch vermehrt wird. Eine lebhafte Einbildungskraft aber äußert sich natürlich in Bildersprache, ja, wenn sie nicht durch einen richtigen Geschmack eingeschränkt wird, hat sie sogar einen Hang, darinn zu viel zu thun, welches der Bischof Taylor und Lord Verulam,

zwey verschiedene Genies, aber beide vom höchsten Range, durch ihre Beispiele beweisen.

Ich sagte vorher, daß der Dichter den Verstand seiner Leser weder durch wirkliche noch Scheingründe zu überzeugen suche. Hiemit will ich aber nicht gesagt haben, daß in der Dichtkunst gar keine Beweise statt finden. Das richtigste Räsonnement, die gesundeste Philosophie, und durchaus historische Erzählungen können in einem Gedichte erscheinen, und sehr vieles zum Ruhme des Dichters, und zur Wichtigkeit seines Werks beitragen. Alles dieses findet sich im verlornen Paradiese beisammen. — Meine Meinung ist diese, daß das, was reine Dichtkunst von andern Künsten unterscheidet, nicht die Fähigkeit sey, den Verstand des Lesers durch Beweise zu zwingen und zu beherrschen, sondern durch eine lebhafte Nachahmung der Natur die Phantasie zu ergözen, und die Leidenschaften zu erregen. Auch schliesse ich nicht dichterische Verzierungen von der Geschichte, selbst nicht von der Philosophie aus. Platos Gespräche und Addisons moralische Versuche sind reich an dichterischen Bildern, und Livius sowohl als Tacitus unterhalten ihre Leser oft mit dichterischen Beschreibungen. Auf eine ähnliche Art sind Geometrie und Physik mit einander vereinigt, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge vereinigt worden, unge-

achtet sie sehr verschiedene Wissenschaften sind — ungeachtet abgezogene Begriffe der einzige Gegenstand der erstern, und reine Demonstration oder Intuition ihre Evidenz sind, — und hingegen die Körperwelt und die äußern Sinne der Gegenstand und die Evidenz der leztern sind. Unstreitig können in demselbigen Werke Dichtkunst, Philosophie, Geschichte und Beredsamkeit mit einander vermischt seyn; ja diese Künste sind wirklich nicht allein von Milton, sondern auch von Homer, Virgil, Lukan und Shakespeare mit einander vereinigt worden. Und doch sind diese Künste verschieden: — verschieden in ihren Zwecken und Grundsäzen, und in Ansehung der Seelenkräfte, an die eine jede vorzüglich gerichtet ist; und es läßt sich leicht wahrnehmen, wenn ein Schriftsteller die eine oder die andere braucht.

III. Der Grund, warum Tropen und Figuren in einer Dichtungsart nothwendiger, als in andern sind, ist nicht schwer anzugeben. Dies hängt von den Umständen des Dichters, besonders von der Stimmung seiner Einbildungskraft und Leidenschaften ab. Wenn die Seele vom Kummer genagt wird, oder vor Liebe schmachtet; so richtet sie ihr Auge unverwandter auf eine oder ein Paar Ideen, als wenn sie in Entzücken hingerissen ist, oder von Eifersucht, Rache, Unwillen, Angst,

oder einer andern heftigen Bewegung hin und hergetrieben wird. Im ersten Fall ist sie unwirksam, im andern rastlos;

— Magno curarum fluctuat aestu,
Atque animum nunc huc celerem, nunc divìdit illuc,
In partesque rapit varias, perque omnia versat;

Sie wird sich daher in dem einen Fall mit wenigen, im andern mit vielen Ideen beschäftigen. Die Schreibart der verliebten oder traurenden Elegie muß also, um die Sprache des Kummers, oder der bekümmerten Liebe zu erreichen, ungekünstelter und weniger reich an Figuren seyn, als der dithyrambische Gesang oder ein jedes anders Gedicht, in welchem man voraussezt, daß der Dichter heftig bewegt war.

Ich habe die schönste Ode in der Welt wegen der Kühnheit der Figuren, und der Dunkelheit, wie der Kritiker es zu nennen beliebte, tadeln gehört. Dieser Kunstrichter hatte, glaube ich, seinen Geschmack nach Anakreon und Waller gebildet, deren Lieder allerdings sehr ungekünstelt sind, und abgeschmackt seyn würden, wenn sie es nicht wären. Allein man gebe auf die Umstände von Anakreon und Grays welschem Barden Acht. Der

erstere singt seine Lieder, ruhend auf einem Rosenbette, in Ruhe und Unthätigkeit aufgelöst, während daß seine Einbildungskraft ganz mit einem oder einigen angenehmen Gegenständen angefüllt ist. Der andere hingegen, eben aus der Niederlage seiner Brüder entwischt, von Kummer, Rache und Verzweifelung hin und hergetrieben, umringt mit einem Schauspiele von Felsen, Bergen und Waldströmen, die von Natur schon fürchterlich sind, und jezt durch Verwüstung noch scheuslicher geworden — in einer solchen Lage also verflucht er den blutigen Eduard, und verkündigt, von weissagendem Enthusiasmus ergriffen, in dem furchtbarsten Gesange alles das Unglück, was über ihn und seine Familie hereinbrechen wird. Wenn Klarheit und Einfalt in einem anakreontischen Liede natürlich sind; so sind figürliche Sprache und kühne Sprünge es in diesem unnachahmlichen Gedichte von Gray gewiß nicht weniger. Und wenn wahre Prophezeiung stets etwas dunkel seyn, und nicht eher verstanden werden muß, als bis sie erfüllt ist, weil sie sonst die freien Handlungen der Menschen lenken würde; so muß auch ein Gedicht, das die Sprache der Weissagung nachahmt, wenn es natürlich seyn soll, immer eine gewisse Dunkelheit haben, die freilich nicht in den Worten oder Bildern, sondern in den Anspielungen liegen muß.

Und auch nur in diesen Anspielungen, nicht aber in Worten und Bildern, (denn diese sind sehr kraftvoll und mahlerisch,) ist das Gedicht dunkel; und auch diese Anspielungen können demjenigen schwerlich dunkel scheinen, der mit der englischen Geschichte bekannt ist. Solche Kunstrichter also, die dieses Gedicht deswegen als fehlerhaft tadeln, weil es nicht so simpel, als die Lieder von Anakreon, oder die Liebeslieder von Shenstone und Waller ist, können Shakespeare eben so gut deswegen tadeln, daß Othello nicht eine so süße und prachtlose Sprache redet, als Desdemona. Horaz hat niemals einen so erhabenen und begeisternden Vorwurf besungen, als Gray, und doch ist Horaz, gleich seinem Lehrer Pindar, sehr oft kühn in seinen Uebergängen, und seine Schreibart ist im höchsten Grade figürlich. Allein wir entschuldigen dieses nicht allein, sondern wir billigen und loben es auch, wenn wir bedenken, daß in allen diesen Oden der angenommene Charakter des Dichters heftiger Enthusiasmus ist, der in allen seinen Aeußerungen etwas wild ist, und daher Gedanken sowohl, als Sprache eine gewisse Heftigkeit mittheilen muß.

Aus was für einem Grunde (frägt man vielleicht,) können wir denn im Heldengedicht Einfalt und regelmäßigen Plan verlangen? Ist nicht die Sprache der Iliade und Aeneide eben so figürlich,

als die des Pindars? — Hierauf antworte ich erstlich, daß der angenommene Charakter des Dichters ruhige Inspiration ist, deren Wirkungen man nothwendig als sehr verschieden von denjenigen Wirkungen annehmen muß, die durch Enthusiasmus und prophetisches Entzücken hervorgebracht werden, weil Ordnung und Geseztheit der erstern eben so wesentlich sind, als Wildheit und Heftigkeit der andern. Zweitens kann figürliche Schreibart, wenn sie durch ein langes Gedicht fortgesezt wird, nicht anders als ermüdend werden, und eben daher müssen alle Gedichte von einer gewissen Länge regelmäßig in ihrer Anlage, und einfach in der Ausführung seyn. Unerwartete Uebergänge, Kühnheit von Figuren und Gedanken, die fast bis zum Ungeheuren erhoben werden, können in einem kurzen Gedichte gefallen; so wie die Leckereien eines Gastmals, oder die Pracht eines Triumphs auf einen Tag amüsiren; allein zu vieles Schmausen zerstört die Gesundheit, unaufhörlicher Glanz und Lärm betäubt die Sinne, und eben so müßte der hohe lyrische Styl, wenn er durch viele Seiten fortgesezt würde, die Aufmerksamkeit ermüden, den Verstand verwirren und die Phantasie verwildern.

(S. 333.)

*) Die Kunstrichter sind über den Sinn dieser Stelle getheilt. Horaz redet von neuen Wörtern: er giebt zu, daß sie bisweilen nothwendig sind, sagt aber zugleich, daß sie sparsam und vorsichtig gebraucht werden müssen. In verbis etiam tenuis cautusque serendis; und alsdann sezt er die angeführten Worte hinzu: Dixeris egregie etc.

1. Einige glauben, daß diese callida junctura sich auf die Bildung zusammengesezter Beiwörter beziehe, dergleichen velivolus, saxifragus, solivagus etc. sind, und daß der Inhalt seiner Vorschrift dieser sey: »Bevor man »ein ganz neues Wort selbst alsdann wagt, »wenn ein neues Wort nothwendig ist, ist es »besser, sich durch zwey bekannte, aber künstlich »zusammengesezte Wörter auszudrücken, die da»durch ein neues Ansehen erhalten, und eine »neue, wiewohl analogische Bedeutung haben.« Dies kann freilich in einigen Fällen auf eine schickliche Art geschehen. Ich glaube aber nicht, daß Horaz hier von zusammengesezten Wörtern rede. — Denn, erstlich, ist diese Art von Wörtern dem Genius der griechischen Sprache weit mehr, als der lateinischen angemessen, wie Quintilian irgendwo sagt, und ein jeder weiß, der mit

beiden Sprachen nur einigermaßen bekannt ist. — Wir finden zweitens, daß dergleichen Wörter weit seltner im Horaz und Virgil, als in den ältern Dichtern vorkommen. — Drittens ist es bekannt, daß Virgil drey oder vier neue Wörter aus dem Griechischen eingeführt hat, Lychni, Spelaea, Thyas, u. s. w.; allein es scheint nicht, als wenn er oder Horaz jemals ein neues zusammengeseztes Wort gemacht hätten; und es ist also nicht wahrscheinlich, daß er ein Verfahren empfohlen habe, das weder er selbst, noch Virgil durch irgend ein Beispiel rechtfertigten. — Viertens behauptet der Dichter in den Erläuterungen seiner Vorschrift, daß neue Wörter am leichtesten in Umlauf gebracht werden, wenn sie nach Griechischen gebildet sind; und wenn man Virgils Meinung nach seinen Beispielen beurtheilen darf; so scheint er eben so gedacht zu haben. Auch hatten beide Grund, so zu denken. Das Griechische und Lateinische sind verwandte Sprachen, und weil man sich auf die erstere mit allgemeinem Eifer in Rom legte, so war nicht die geringste Gefahr da, die römische Sprache durch die Einführung eines griechischen Worts zu verdunkeln. — Endlich kann man noch immer zweiflen, ob junctura jemals gebraucht worden ist, die Vereinigung

mehrer Sylben in ein Wort, oder mehrer einfacher Wörter in ein Zusammengesetztes auszudrücken, ungeachtet es oft die Verbindung der Wörter in Perioden und Glieder, (Quint. IX. 4.) und bisweilen Komposition oder Stellung der Wörter überhaupt bezeichnet. (Hor. Ar. Poet. v. 242.)

2. Andere Ausleger nehmen an, daß dies callida junctura sich auf die Stellung der Wörter in einer Periode beziehe, und daß also die Regel folgendes sagen wolle: „Wenn ein neuer „Ausdruck nothwendig ist; so thut ihr wohl, „wenn ihr durch eine künstliche Stellung einem „alten Worte eine neue Bedeutung geben „könnt.“ Allein man sollte denken, daß die Beobachtung dieser Vorschrift zu einer gänzlichen Verwirrung der Sprache führen müßte. Gebräuchlichen Wörtern neue Bedeutungen zu geben, muß nothwendig die Unbestimmtheit einer Sprache vermehren, die ohnedem schon in jeder Sprache größer ist, als sie seyn sollte, und deren Vergrößerung der Beredsamkeit und Litteratur nachtheiliger werden würde, als die Einführung vieler neuen Wörter von bestimmter Bedeutung. Die Kunstrichter, die dieser zweiten Bedeutung günstig sind, geben comae sylvarum für folia, als ein Beispiel, die Vorschrift

zu erläutern. Allein die Blätter eines Baums sind nicht eine neue Idee, noch ist irgend ein neues Wort, oder neue Redensart nöthig, sie auszudrücken, ungeachtet ein Dichter um des Verses willen, oder auch aus andern Ursachen, sie lieber durch eine Figur mahlen, als durch das eigentliche Wort anzeigen kann. Comae syl. varum für folia ist nicht mehr und nicht weniger, als eine Metapher, oder wenn man will, eine Katachresis; allein Horaz redet nicht von figürlicher Sprache, sondern von neuen Wörtern. — Beide Auslegungen sezen voraus, daß die Worte des Dichters auf folgende Art müssen konstruirt werden: Dixeris egregie, si callida junctura reddiderit *notum verbum novum*.

3. Der Beste unter allen Auslegern des Horaz, der gelehrte D. Hurd, konstruirt die Stelle auf eben die Art, und erklärt sie so: „Anstatt neue Wörter „zu machen, empfehle ich euch eine jede Art künst„licher Stellung, wodurch ihr alten Wörtern „ein neues Ansehen geben könnet.“ Und diese Erklärung erläutert er durch eine Menge von Beispielen, die über den dichterischen Ausdruck sehr viel Licht verbreiten. Man sehe seine Anmerkungen zu Horazens Dichtkunst.

Ich bin nicht so stolz, mein Urtheil dem Urtheil eines so geschickten Kunstrichters und vortreflichen Schriftstellers entgegenzusezen. Allein es sey mir doch erlaubt, zu sagen, daß der Dichter in der ganzen Stelle von V. 46-72. von der Bildung neuer Wörter zu reden scheint: einem Verfahren, dessen Gefahr er eingesteht, dessen Nothwendigkeit er aber darthut. Ich kann mich nicht von einem alten günstigen Vorurtheile für eine andere Auslegung losmachen, die mir leichter und ungezwungener scheint, und die ich auch lange vorher als die beste ansah, bevor ich wußte, daß sie das Ansehen des richtig urtheilenden Johannes Bond, das Ansehen Drydens in seinen Anmerkungen zur Aeneide, und des Abbe' Batteux, in seinem Kommentar über Horazens Dichtkunst, vor sich hatte. „Neue Wörter (sagt der Dichter,) müssen sparsam und vorsichtig gebraucht werden; wenn sie aber nothwendig sind, so thut ein Schriftsteller gut, wenn er ihnen eine solche Stellung giebt, daß der Leser, ihrer Bedeutung wegen, nicht ungewiß bleiben kann.“ Ich konstruire also die ganze Stelle so: Dixeris egregie, si callida junctura reddiderit *novum verbum notum*. Aber, kann man fragen, wenn dieses wirklich die Meinung des Dichters war, warum

sezte er denn novum nicht in den ersten, und notum in den zweiten Vers? Die Antwort ist leicht: der Vers selbst ließ diese Stellung nicht zu. Denn die erste Sylbe von novum ist kurz, und die erste von notum lang.

Zweites Kapitel.

Von dem Wohllaut der Dichtersprache.

Thorheit wäre es, den Ton der Wörter den dadurch ausgedrückten Gedanken vorzuziehen; allein das Ohr ist doch, gleich andern äußern Sinnen, angenehmer und unangenehmer Eindrücke fähig, und man muß daher auf den Klang der Worte selbst in Prose einige Rücksicht nehmen. Uebellautende Sprache kann niemals, weder dem Hörer noch dem Redenden, angenehm seyn, und von den verschiedenen Modifikationen einer wohlklingenden wird man immer finden, daß einige angenehmer, als andere sind. Des Dichters Pflicht ist es, seine Schreibart so angenehm, und also auch dem Ohr so gefällig zu machen, als die Beschaffenheit seiner Materie es erlauben will. Er muß auf den Wohllaut der Sprache mehr Sorgfalt, als irgend ein andrer Schriftsteller wenden, weil es ihm vor allen übrigen obliegt, sein Werk ergözend zu

machen. Die Erfahrung lehrt, daß kein Dichter jemals Volksdichter wurde, oder allgemeinen Beifall erhielt, der nicht die Kunst des Wohllauts in seiner Gewalt gehabt und ausgeübt hätte.

Was ich über die Harmonie der Dichtersprache zu sagen habe, läßt sich unter eine oder die andere von folgenden Rubriken: Süßigkeit oder Lieblichkeit, Metrum oder Maaß, und endlich Nachahmung, bringen.

1. Um die Sprache süß oder lieblich zu machen, müssen alle rauh tönende und schwer auszusprechende Wörter, auch solche, die von einer gar zu ungeheuren Größe sind, so viel als möglich vermieden werden, es müßte denn seyn, daß sie in ihrem Klange einen ganz besondern Ausdruck hätten. Wörter müssen ferner auf eine solche Art neben und hintereinander gestellt werden, daß aus ihrer Verbindung keine Mißtöne entstehen. Dies ist in Gedichten nothwendiger, als in Prose, weil die Dichtersprache eine bis zu einem solchen Grade von Vollkommenheit erhöhte Nachahmung der natürlichen seyn soll, die mit den Gesezen der Wahrscheinlichkeit noch vereinbar ist. Man muß also der Dichtkunst eine größere Freiheit als der Prose erlauben, solche Ideen durch wohlklingende figürliche Wörter auszudrücken, deren eigentliche Benen-

nungen, in einem oder dem andern Betracht, fürs Ohr oder die Phantasie beleidigend seyn würden. (Man sehe 2ter Th. 1. Kap. 3ter Abschn. § 1. 2.)

2. Brittische Schriftsteller haben darüber gestritten, in wiefern Metrum, oder bestimmter Wohllaut dieser Kunst nothwendig oder wesentlich sey? Einige halten es für unentbehrlich, andere für gar nicht nothwendig. Ohne das zu wiederholen, was andere gesagt haben, will ich blos meine eigene Meinung vortragen, die man, glaube ich, mit den schon oben von mir bewiesenen Grundsäzen übereinstimmend finden wird.

Erstlich also bin ich der Meinung, daß Verse der Dichtkunst nicht wesentlich seyen. In einem prosaischen Werke kann die Fabel, der Plan, ein großer Theil des Pathos und der Sprache der Dichtkunst Statt finden; ein solches Werk ist ohne allen Zweifel ein Gedicht, wenn gleich kein ganz vollkommnes. Wie ungereimt wäre es, zu behaupten, daß man, durch die bloße Versezung eines oder einiger Wörter in jedem Verse, die Iliade des Homers ihres dichterischen Charakters berauben könnte? Auf diese Art würden Dichtkunst und Versifikation einerley, und die Regeln in Despauters Grammatik, und die moralischen dem Kato zugeschriebenen Disticha eben so wahre Poesie, als

irgend etwas vom Virgil seyn. In der That sind einige sehr alte Gedichte, wenn sie in eine neuere Sprache übersezt werden, in Versen weniger dichterisch, als in Prose; die Veränderungen, die man mit ihnen vornehmen muß, um sie in unsere Versarten zu zwingen, werden ihrer erhabenen Einfalt nachtheilig, wie ein jeder fühlen muß, der unsere gemeine prosaische Uebersezung des Buches Hiob, der Psalmen und des hohen Liedes mit den besten poetischen vergleicht, die bis jezt erschienen sind *). Selbst das Lustspiel ist in vielen Fällen in Prose dichterischer, als in Versen, eben deswegen, weil

*) Madame Dacier scheint in ihrem Eifer, ihre Uebersezung des Homers zu retten, die Lobsprüche auf prosaische Uebersezungen zu weit zu treiben, wenn sie ausruft: Oui, je ne crains point de le dire, et je pourrois le prouver, les poëtes traduits en vers cessent d'être poëtes. — Sie hat aber Recht, wenn sie kurz nachher sagt: En fait de traduction, il y a *souvent* dans la prose une précision, une beauté, et une force, dont la poësie ne peut approcher. Les Livres des Prophetes, et les Pseaumes, dans la vulgate même, sont pleins de passages, que le plus grand Poëte du monde ne sauroit rendre en vers, sans leur faire perdre de leur majesté, et de leur énergie. — Préface a l'Iliade de M. Dacier p. 39.

es natürlicher ist. Wenn man den Thomas Jones und die lustigen Weiber von Windsor in Verse brächte, so würde man gewiß die beiden besten komischen Gedichte, die jemals sind geschrieben worden, ihrer herrlichsten Reize berauben.

Ungeachtet aber Verse der Dichtkunst nicht wesentlich sind; so sind sie doch zur Vollkommenheit aller Dichtungsarten, die sie annehmen, nothwendig. Verse sind in der Dichtkunst, was Farben in der Mahlerey sind *). Ein Mahler kann meisterhafte Figuren mit Kreide oder Dinte zeichnen, und in diesen Zeichnungen das größte Genie zeigen; wenn er aber ein vollkommnes Gemälde liefern will, so muß er in seinem Werke eben so viele Farben brauchen, als der nachgeahmte Gegenstand selbst hat. Oder, um mich eines schönen Gleichnisses des Demosthenes zu bedienen, was Aristoteles anführt, (Rhet. III. c. 4.) so ist Ver-

*) Horaz scheint auf dieselbige Versart zu deuten, wenn er nach der Aufzählung der verschiedenen Versarten, die sich für die epische, elegische, lyrische und dramatische Poesie schicken, hinzufügt:

Descriptas servare vices, *operumque colores*,
Cur ego, si nequeo ignoroque, Poeta salutor?

Ar. Poet. v. 86.

sifikation für die Dichtkunst eben das, was eine reizende Röthe fürs menschliche Gesicht ist. Ein gutes Gesicht ist noch immer angenehm, wenn gleich die Röthe verschwunden ist, und so kann auch ein gutes dichterisches Werk ohne Versifikation gefallen. Eine harmonische Versifikation kann ein sonst mittelmäßiges Gedicht aufstuzen, wie eine schöne Farbe selbst einem mittelmäßigen Gesicht einen gewissen Reiz giebt. Ohne Vers aber ist Poesie unvollständig, so wie die Schönheit unvollkommen ist, wenn nicht zur Lieblichkeit und Regelmäßigkeit von Zügen »die Blüthe des jungen Verlangens, und das Purpurlicht der Liebe hinzukommen. Wenn aber Metrum zur Vollkommenheit der höhern Dichtungsarten nothwendig ist; so ist es deswegen in den niedrigen Klassen von Gedichten, in Schäferstücken, Liedern und Satyren nicht minder nothwendig, die aus der Sprache und Versifikation wenig an sich haben, wodurch sie sich von Prose unterscheiden. Einige alte Schriftsteller haben sie deswegen aus dem Gebiete der Dichtkunst gänzlich ausschließen wollen; allein ich halte diese Gewissenhaftigkeit für zu groß, sowohl weil dergleichen Schriften doch gewöhnlich Gedichte genannt werden, als weil sich in ihnen auch etwas findet, was in einer gar nicht uneigentlichen Be-

deutung Nachahmung der Natur genannt werden kann.

Daß Rythmus und Verse von Natur angenehm sind, und daß also Gedichte mit ihnen mehr gefallen, als sie ohne dieselben thun würden, erhellt allein daraus, daß Kinder und gemeine Leute, deren Bewunderung man nicht für eine Wirkung der Gewohnheit, oder von Vorurtheilen halten kann, an beiden einen außerordentlichen Gefallen finden. In manchen sprichwörtlichen Säzen, die weder Reim noch Alliteration haben, ist doch Rythmus offenbar gesucht worden. Der Rythmus ist allen Gedichten aller Völker gemein, da Reim und Alliteration, so sehr einige sie auch suchen, von andern Völkern sind vermieden worden. (Man sehe den Versuch über das Komische, 2tes Kap. 3te Abth.) Wir dürfen auch die Ursachen des Wohlgefallens an Ebenmaaß und Ordnung nicht mühsam aufsuchen, wenn wir bedenken, daß sie in uns di angenehmen Vorstellungen von Kunst und Geschicklichkeit erzeugen, und zugleich den Zusammenhang der Dinge dem Verstande bemerkbar machen, und dem Gedächtnisse tief eindrücken. (Ueber die Wirkungen des Rythmus in der Musik sehe man oben ersten Theils 6tes Kap. 2ter Absch. 4. §.) Verse befördern leichte und deutliche Erinnerung, drücken

der Seele Gedanken und Bilder kraftvoll ein, und beleben die Rührungen, die der Dichter im Leser oder Hörer hervorbringen will. Wenn wir ferner auf Verse Acht geben, so werden wir, wenn wir einen oder einige gehört haben, mit dem Metro bekannt, und erwarten es stets in der Folge. Diese beständige Folge von Hoffnung und Befriedigung ist eine Quelle von Vergnügen, und aus dieser Bemerkung muß man einen Theil des Vergnügens erklären, was uns die Reime der neuern Dichtkunst geben. Hieraus läßt sich abnehmen, daß, ungeachtet ein fehlerhafter Reim oder harter Vers an sich selbst, und mit einem großen Gedanken verglichen, eine Kleinigkeit ist, doch beide im geringsten nicht unbedeutend in Rücksicht auf den Eindruck sind, den sie auf den Hörer machen. Der eine sowohl als der andere täuscht unsere Erwartungen, giebt der Seele einen augenblicklichen aufhaltenden Stoß, und unterbricht den Strom der Empfindung; beide endlich erregen in uns die unangenehmen Vorstellungen von Nachläßigkeit oder Ungeschicktheit. So wie nun das Ohr des Publikums feiner wird; in eben dem Verhältniß wird die Nachläßigkeit um desto auffallender, die betrogene Erwartung um desto lebhafter gefühlt, und Richtigkeit des Reims und Versmaaßes also um desto nothwendiger. In unserer Sprache ist der Reim

der lyrischen Dichtkunst unentbehrlicher, als in der epischen. Die Ursache davon scheint diese zu seyn, daß das Ohr in der leztern das Ende eines jeden Verses von selbst wahrnimmt, weil einer ohngefähr so lang ist, als der andere, und jeder geschickte Leser am Schlusse des Verses eine kurze Pause macht; da hingegen in der erstern die Verse in Ansehung der Länge abwechselnd, und Reim also erfordert wird, um Rythmus und Maaß bemerkbar genug zu machen. Auch die Gewohnheit kann hier einigen Einfluß haben; englische ungereimte Oden sind ungewöhnlich, und haben daher etwas Sonderbares, wenigstens etwas, woran das englische Ohr sich nicht so leicht gewöhnen kann.

Der Rythmus ist ferner in der Poesie sowohl, als in der Tonkunst, eine Quelle der angenehmsten Mannichfaltigkeit, und zwar einer Mannichfaltigkeit, die durch Einförmigkeit gemildert, und durch Kunst geleitet wird. Es ist daher, der Aehnlichkeit der Hexameter unter einander ungeachtet, doch sehr selten, daß im Homer und Virgil zween Hexameter auf einander folgten, die genau denselbigen Rythmus hätten. Und obgleich alle englische heroische Verse aus fünf Füßen bestehen, unter denen der Jambe der herrschende ist; so ist doch diese Versart, in Ansehung des Rythmus, mehr als dreißig

Veränderungen fähig. Man bemerke noch, daß verschiedene Versarten, die für verschiedene Gegenstände und Gedichte gebraucht werden, die Mannichfaltigkeit der Dichtersprache, und die Annehmlichkeit dieser gefälligen Kunst vermehren.

Was ich vorher von der Schreibart überhaupt dargethan habe: daß sie nämlich alsdann natürlich sey, wenn sie der vorausgesezten Lage des Redenden entspricht, ist in manchen Fällen auch von der Versifikation wahr. — In der Epopee nimmt der Dichter den Charakter einer ruhigen Inspiration an, und daher muß seine Sprache erhaben, und seine Versart majestätisch und gleichförmig seyn. In dieser Dichtungsart ist ein Landmann, der in Hexametern spricht, gar nichts unwahrscheinliches, weil vorausgesezt wird, daß seine Worte von jemanden wiederholt werden, der ihnen alle diejenigen Verzierungen mittheilt, die nöthig sind, um sie in ein edles Versmaaß zu bringen. Die gleichförmige heroische Versart ist einem jeden würdigen Gegenstande angemessen, der eine gleichförmige Sprache verlangt, oder zuläßt. — Im Trauerspiel, das eine genauere Nachahmung des wirklichen Lebens ist, als das Heldengedicht, würde die gleichförmige Pracht epischer Versarten unschicklich seyn, weil die Helden und Heldinnen in

ihrem eigenen Namen, und nach den unmittelbaren Einwirkungen der Leidenschaft und Empfindung reden. Aber auch im Trauerspiel kann die Versifikation sowohl Harmonie als Würde haben, weil die Charaktere aus den höhern Ständen, und die Begebenheiten aus entfernten Zeitaltern genommen werden, weil endlich die höhere Dichtkunst die Natur nicht so nachahmt, wie sie wirklich ist, sondern wie sie seyn kann. Die Griechen und Römer sahen ihren Hexameter als zu künstlich für die dramatische Dichtkunst an, und sie brauchten daher im Trauerspiel sowohl, als Lustspiel, Jamben und andre Versarten, die sich der gesellschaftlichen Sprache näherten. Wir brauchen in epischen sowohl, als dramatischen Gedichten, jambische Verse, die aber in den erstern fast immer ausgearbeiteter sind, oder doch seyn sollten, als in den leztern. In der dramatischen Komödie, die die Sitten und Begebenheiten des gemeinen Lebens darstellt, würden Verse unnatürlich scheinen, sie müßten denn dem Tone des gewöhnlichen Umgangs so nahe kommen, daß man sie kaum davon unterscheiden könnte. Gewohnheit kann unterdessen in gewissen Ländern anders entscheiden, und gegen Gewohnheit läßt sich in dergleichen Dingen nichts einwenden. Der erklärte Enthusiasmus des dithyrambischen Dichters macht Wildheit, Abwechslung und eine tönen-

de Harmonie von Versarten seinen Oden vorzüglich angemessen. Die anakreontischen und andere Liebeslieder sind weniger abwechslend, regelmäßiger; und von einer sanftern Harmonie, weil der Zustand der Seele, der in ihnen ausgedrückt wird, gesezter und weniger unruhig ist. — Die Philosophie kann in dieser Untersuchung nicht viel weiter gehen, ohne in Grillen oder Hypothesen zu fallen. Die besondern Versarten, die in niedrigen Gattungen von Gedichten angenommen sind, werden hauptsächlich durch Mode und die Beispiele berühmter Dichter bestimmt.

III. Der Ursprung und die Ursachen der nachahmenden Harmonie, oder des Kunstgrifs, wodurch Worte, wie Pope sagt, zu einem Wiederhall ihres Sinns gemacht werden, lassen sich auf folgende Art erklären.

Es ist angenehm, die Gleichförmigkeit der Natur in allen ihren Wirkungen zu beobachten. Zwischen sittlicher und körperlicher Schönheit und Harmonie, zwischen sittlicher und materieller Häßlichkeit und Dissonanz findet sich eine auffallende Aehnlichkeit. Die sichtbaren und hörbaren Zeichen fast einer jeden tugendhaften Empfindung und Seelenbewegung sind dem Auge und Ohr angenehm, und die von einer jeden gehäßigen Leiden-

schaft fast durchgehends unangenehm. Die Blicke, Geberden und Töne, die dem Wohlleben, der Dankbarkeit, Andacht und dem Mitleiden eigenthümlich sind, haben an sich selbst etwas gefallendes; Zorn hingegen, und Unzufriedenheit, und Verzweifelung und Grausamkeit verzerren Züge, Stimme und Glieder. Die fließende oder geschwungene Linie, von welcher Mahler wissen, daß sie der Schönheit der Form thierischer Körper wesentlich ist, macht einer Menge von geraden Linien und scharfen Winkeln in dem Gesichte und der Gestikulation desjenigen Plaz, der seine Augenbraunen zusammenzieht, seine Nasenlöcher ausdehnt, mit seinen Zähnen knirscht, und die Fäuste zusammenballt. Auf der andern Seite aber mildern Andacht, Großmuth, Wohlwollen, Zufriedenheit und Heiterkeit, Geberde und Stellung, und hauchen der Außenlinie oder dem Umrisse eines jeden Zuges und Gesichttheils lebende Grazie ein. Gewisse Bewegungen der Seele sind mit gewissen Tönen oder Veränderungen der Stimme begleitet. Der Ton der Traurigkeit ist schwach und abgebrochen, der der Verzweifelung ungestüm und unzusammenhängend; die Freude drückt sich mit einer süßen und muntern, Furcht mit einer schwachen zitternden Stimme aus. Die Töne der Liebe und des Wohlwollens sind musikalisch und gleichförmig;

die des wüthenden Zorns laut und unangenehm. Die Stimme des ruhigen Untersuchers ist sich gleich und ernsthaft, aber nicht mißfällig; und derjenige, der mit Wärme deklamirt, braucht manche Veränderungen der Stimme, die den verschiedenen Empfindungen entsprechen, die in seiner Rede herrschend sind.

Nicht blos aber in der Sprache der Leidenschaft verändert die menschliche Stimme ihren Ton, und das menschliche Gesicht seine Züge. Ein jeder auffallender, oder interessanter Gedanke wirkt auf beide. Man würde denjenigen gewiß nicht für einen Eingeweihten in die erzählende Beredsamkeit halten, der geschwinde und langsame Bewegung, Leichtigkeit und äußerste Schwierigkeit im Arbeiten, Vergnügen und marternde Pein in demselbigen Tone beschriebe; der von dem Aufruhr des aufgebrachten Weltmeers, dem Brüllen des Donners, den Verwüstungen eines Erdbebens, oder dem Einsturz einer aegyptischen Pyramide mit eben dem Tone spräche, womit er das Gemurmel eines Bachs, die wirbelnden Töne einer aeolischen Harfe, die Bewegungen einer Wiege, oder das Herabsteigen eines Engels beschreibt. Erhebung der Seele giebt der Stimme allerdings eine gewisse Würde. Vom Achill, Sarpedon und Othello erwarten wir

eben so natürlich eine männliche starktönende Stimme, als eine kraftvolle Sprache, oder majestätischen Anstand. Thoren und Renommisten, die sich ein Ansehen von Wichtigkeit und Muth geben, affektiren zugleich in ihrer Stimme eine gewisse Würde.

Weil die Töne der natürlichen Sprache so abwechselnd sind; so muß die Dichtkunst eben deswegen, weil sie die Natur nachahmt, auch ihre Töne verändern, und, in Rücksicht auf Klang sowohl als auf Sinn, nach dem Muster idealischer Vollkommenheit gebildet werden, die die Mannichfaltigkeit und der Ausdruck der menschlichen artikulirten Sprache wahrscheinlich machen. Dies läßt sich um desto leichter ausführen, da sich in jeder Sprache zwischen dem Schall und dem Sinn gewisser Wörter eine wahrzunehmende Aehnlichkeit findet, die, wenn sie gleich nicht so auffallend ist, daß sie einen Ausländer vom Tone auf die Bedeutung führt *), doch wenigstens so groß ist, daß

*) Im befreiten Jerusalem des Tasso findet sich eine berühmte Stanze, von welcher Rousseau sagt, daß ein gutes Ohr und aufrichtiges Herz allein jemanden zum Richter machen können. Die nachahmende Harmonie und Poesie sind beide vortreflich: ich

man sieht, die Erfinder solcher Wörter haben bey ihrer Bildung auf das Nachahmende ihres Klanges Rücksicht genommen. Dergleichen sind im Englischen die Wörter: yell, crash, crak, hiss,

zweifle aber doch, ob jemand, der weder das Italiänische noch das Lateinische versteht, ihren Sinn auch nur von ferne errathen würde. Ich habe sie ins Englische zu übersezen gesucht; ich fühle aber meine Unfähigkeit, sie ganz zu erreichen.

Chiama gli habitator de l'ombre eterne,
Il rauco suon de la tartarea tromba:
Treman le spaciose atre caverne,
Et l'aer cieco a quel rumor rimbomba;
Ne stridendo cosi da le superne
Regioni del cielo il folgor piomba;
Ne si scossa giamai trema la terra,
Quando i vapori in sen gravida serva.

To call the tribes that roam the Stygian shores,
The hoarse tartarean trump in thunder roars;
Hell through her trembling caverns starts aghast,
And Night's black void rebellows to the blast:
Far less the peal that rends th'ethereal world,
When bolts of vengeance from on high are hurl'd;
Far less the shock that heaves earth's tottering frame,
When its torn entrails spout th'imprison'd flame.

roar, murmur, und viele andere, (heulen, zerschmeissen, krachen, zischen, brüllen, murmeln.)

Alle die besondern Geseze, die diese Art von Nachahmung leiten, hangen, in sofern sie in der Natur gegründet, und der Beurtheilung eines Philosophen unterworfen sind, von dem allgemeinen Geseze der Schreibart ab, wovon ich oben geredet habe. Der Dichter zieht nämlich, mit den übrigen Umständen des vorausgesezten Redenden, den Ton der Stimme in Betrachtung, der den Vorstellungen, die seine Seele beschäftigen, angemessen ist, und sucht diesem den Schall seiner Wörter anzupassen, wenn es ohne Zwang geschehen, und mit der Schönheit und Leichtigkeit der Sprache bestehen kann. Wenn aber die nachahmende Harmonie zu sehr gesucht ist, oder Wörter, mehr um ihres Schalls, als ihrer Bedeutung willen, gewählt zu seyn scheinen; so wird alsdann der Vers lächerlich und gezwungen *).

*) So ist Ronsards affektirte Nachahmung des Gesangs der Lerche beschaffen:

Elle quindée du Zephire
Sublime en l'air vire et revire,
Et y declique un joli cris,
Qui rit, guérit, et tire l'ire
Des esprits mieux que je n'écris.

Wörter können durch ihren Klang Schälle, und langsame oder schnelle Artikulation kann langsame oder schnelle Bewegungen nachahmen und ausdrücken. Durch eine gehörige Wahl und Stellung von Wörtern also können Dichter Töne oder Schalle nachahmen, die *) Lieblichkeit mit Würde verbin-

Dies ist eben so lächerlich, als folgender Vers des Ennius:

Tum tuba terribili sonitu taratantara dixit.

oder als folgende Verse von Swift:

The man with the kettle-drum enters the gate,
Dub dub a dub dub: the trumpeters follow
Tantara tantara; while all the boys hollow.

*) No sooner had th'Almighty ceas'd, than all
The multitude of angels, with a shout
Loud as from numbers without number, sweet
As from blest voices uttering joy; heaven rung
With jubilee, and loud hosannas fill'd
The eternal regions: —

Par. Lost, book 3.

Man sehe auch noch die Beschreibung des nächtlichen Ungewitters, Georg. I. 328-334.

den, — *) süß und zärtlich zugleich sind; — **) ferner laute — und ***) harte Töne. So auch

*) Et longum, formose, vale, vale, inquit, Jola.

Virg. Ecl. 3.

Formosam resonare doces Amarillida silvas.

Ecl. 1.

Man sehe noch das Gleichniß von der Nachtigall, Georg. IV. v. 511. und die bewundernswürdigen Verse, die das Geschrey der Eule beschreiben.

Aen. IV. 462.

**) —— Vibratus ab aethere fulgor
Cum sonitu venit, et ruere omnia visa repente,
Thyrrhenusque tubae mugire per aethera clangor;
Suspiciunt; iterum atque iterum fragor intonat ingens.

Aen. 8.

Man sehe noch den Sturm im ersten Buch der Aeneide, und im fünften der Odyssee, und die schon angeführte Stanze des Tasso.

***) The hoarse rough verse should like the torrent roar.

Pope.

—— On a sudden open fly,
With impetuous recoil and jarring sound,

Bewegungen, die *) wegen ihrer Würde, oder **) wegen ihrer Schwierigkeit langsam sind; —

Th'infernal doors, and on their hinges grate
Harsh thunder. —

Par. lost. II. 879.

Man sehe Homers Iliade, III. 363. und Clarkens Anmerkung.

*) Man sehe ein vortrefliches Beispiel in Grays Fortgange der Dichtkunst; den Schluß der dritten Stanze.

**) And when up ten steep slopes you've drag'd your thighs.

Pope.

Just brought out this, when scarce his tongue could stir.

Pope.

— The huge Leviathan
Wallowing unwieldy, enormous in their gait,
Tempest the ocean.

Parad. Lost. VII. 411

Man sehe noch die berühmte Beschreibung des seinen Steinwälzenden Sisyphus, Od. ll. 592. Quint. lib. IX. c. 4. §. 4. verglichen mit dem verlornen Paradiese, II. B. v. 1022.

ferner *) geschwinde und lärmende — und **) geschwinde und sanfte, — ***) ungleiche und abgebrochene, — †) schnelle und freudige. Eine

*) Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum.

Virgil.

Αὐτὰρ ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λᾶας ἀναιδής.

Odyss. II.

**) See wild as the winds o'er the desart he flies.

Pope.

Ille volat, simul arva fuga, simul aequora verrens.

Virg.

Ῥηΐδιν τ' ἔπειτα πέλει, χαλεπή περ ἐοῦσα.

Hesiod.

***) Πολλὰ δ' ἄναντα κάταντα πάραντά τε δόχμιά τ' ἦλθον.

Hom.

The lass shriek'd, started up, and shriek'd again.

Anonym.

†) Let the merry bells ring round,

And the jocund rebecks sound,

unerwartete Pause im Verse kann *) ein plözliches Verschwinden von Kräften — oder **) eine Unterbrechung von Bewegung nachahmen, — oder ***) ein Bild und Gedanken dadurch erheben, daß sie unsere Aufmerksamkeit länger, als gewöhn-

To many a youth, and many a maid,
Dancing in the chequer'd shade.

Milton's Allegro.

Man sehe noch Gray's Progress of Poesy, Stanza 3.

*) Ac velut in somnis oculos ubi languida pressit
Nocte quies, nequicquam avidos extendere cursus
Velle videmur: — et in mediis conatibus aegri
Succidimus. —

— *Aen. XII.*

Man sehe auch Virg. Georg. III. 515. 516.

**) For this, besure to night thou shalt have cramps,
Side-stiches that shall pen thy breath up. (Urchins
Shall exercise upon thee. —

Prospero zum Caliban im Sturm.

Man sehe auch noch Popes Iliad. XIII. 199.

***) — How often from the steep
Of echoing hill or thicket have we heard
Celestial voices, to the midnight air,

lich, auf das Wort heftet, das vor ihr hergeht. — Wenn wir ferner eine große Maße beschreiben; so ist es uns selbst in gewöhnlichen Unterredungen natürlich, unsere Wörter langsam auszusprechen, und in der Beschreibung einer außerordentlichen Größe also *) kann ein Vers mit gutem Erfolg gebraucht werden, der eine langsame Aussprache erfordert, oder länger scheint, als er ist. Süße, liebliche und glatte Verse sind alsdann am schicklichsten, wenn der Dichter angenehme Gegenstände, oder sanfte Anstrengungen und Kraftäußerungen

Sole, — or responsive to each other's note,
Singing their great Creator? —

Par. Lost, b. 4.

And over them triumphant Death his dart
Shook, — but delay'd to strike.

Ibid.

Siehe auch Homers Odyssee, Lib. 9. v. 290.

*) Thus stretch'd out, huge in length, the arch fiend lay.

Par. Lost.

Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademptum.

Virg.

Et magnos membrorum artus, magna ossa, lacertosque

mahlt *); harte und rauhe Töne hingegen, wenn er von häßlichen, unangenehmen, oder heftigen Gegenständen spricht **). Auch dies stimmt mit

Exuit, atque ingens media consistit arena.

Virg. v. 422.

*) Hic gelidi fontes, hic mollia prata, Lycori,
Hic nemus, hic ipso tecum consumerer aevo.

Virg. Ecl. 10.

The dumb shall sing, the lame his crutch forego,
And leap, exulting like the bounding roe.

Pope's Messiah.

Man sehe Milton's Beschreibung des Abends, Par. Lost. IV. 598-609.

Ye gentle gales, beneath my body blow,
And softly lay me on the waves below.

Pope's Sappho.

**) Stridenti stipula miserum disperdere carmen.

Virg. Ecl. 3.

Immo ego Sardois videar tibi amarior herbis,
Horridior rusco, projecta vilius alga.

Ecl. 7.

Neu patriae validas in viscera vertite vires.

Aeneid. 6.

Man sehe auch Milton's verlornes Parad. XI. 477-492.

der Sprache des gemeinen Lebens überein. Wir brauchen überhaupt rauhere Töne, um etwas Mißfälliges auszudrücken, und hingegen melodischere Noten, als gewöhnlich, um Gegenstände der Liebe, des Wohlgefallens und der Bewunderung zu beschreiben. Rauhe Verse müssen unterdessen in Gedichten nicht häufig vorkommen. Denn in dieser Kunst muß, wie in der Musik, Harmonie und Melodie herrschend seyn. Wir finden sogar, daß große Dichter sich bey gewisser Gelegenheit etwas hart ausdrücken, und dabey doch die Lieblichkeit und Majestät der Dichtersprache beibehalten können. — Die Stimme des Klagens und Mitleidens, ferner der Liebe und aller sanften Empfindungen, ist sanft und musikalisch, und muß also auch in musikalischen Versen nachgeahmt werden; Verzweifelung hingegen, Mißtrauen, Rache, und alle stürmische Leidenschaften überhaupt, äußern sich in abgebrochenen und lauten Kadenzen. — Alle würdige Gegenstände *), feierliche Wünsche und Gelübde **), und alle Gesinnungen, die aus

*) Man sehe Virgils Georg: I. 328. Homer, Virgil, und Milton, passim. Man sehe auch Dryden's Alexanders Fest, und Gray's Oden.

**) Virg. Aeneid. IV. 24.

einer mit großen Gedanken erfüllten Seele fließen *), verlangen eine ihnen angemessene Pracht der Sprache und Versifikation. — Endlich kann ein unregelmäßiger oder ungewöhnlicher Gang des Verses dazu dienen, dem Leser ein Bild von einer besondern Seite anschaulich zu machen. Virgil fängt in seiner Beschreibung von Pferden, die über felsigte Höhen mit der größten Geschwindigkeit laufen, seinen Vers mit zween Daktylen an, um die Flüchtigkeit ihrer Bewegung nachzuahmen, und schließt ihn mit acht langen Sylben **), was ganz ungewöhnlich, aber dem beschriebenen Gegenstande vortreflich angemessen ist, besonders dem Herabgehen der Pferde von den erstiegenen Höhen. Diese außerordentliche Veränderung im Rythmus scheint immer einige Aehnlichkeit mit

*) Beispiele finden sich sehr häufig in großen Dichtern. Man sehe Othello's Ausrufung:

—— O now for ever
Farewell the tranquil mind! etc.

Act. 3. sc. 3.

**) Saxa per, et scopulos et depressas convalles. Georg III. 276. Milton scheint diesen Rythmus nachgeahmt zu haben, wenn er sagt:

—— Eternal wrath
Burnt after them to the bottomless pit.

Man sehe oben, 1ster Th. 6tes Kap. 1ster Abschn.

der Veränderung der Bewegung zu haben, wie der Reuter oder das Thier selbst sie fühlen würde.

Andere Arten von nachahmender Harmonie, und viele andere Beispiele außer denen, die ich angeführt habe, werden allen denen leicht aufstoßen, die mit den Schriften der besten Versifikateurs, besonders des Homers, Virgils, Miltons, Lukretius, Spenser, Dryden, Shakespeare, Pope und Gray vertraut sind.

Ich kann diese Untersuchung nicht schließen, ohne zur Rechtfertigung der griechischen und römischen Dichter zu bemerken, daß wir, wegen der Unwissenheit in der rechten Aussprache, von ihrem Numerus und Versarten nur eine sehr unvollkommene Kenntniß haben, und daß also im Homer und Virgil manche nachahmende Harmonieen seyn können, und wahrscheinlich auch sind, die wir ganz und gar nicht bemerken. Wir kennen die Quantität griechischer und lateinischer Sylben noch gut genug; aber es ist auch ausgemacht, daß unsere Art, sie auszusprechen, in unzähligen Fällen von derjenigen abweicht, von welcher wir wissen, daß sie die rechte sey. So spricht ein jeder, der folgenden Vers des Horaz liest,

Aut prodesse volunt aut delectare poetae,

die erste Sylbe von volunt lang aus, da doch ein jeder weiß, daß sie kurz ist. Alle fehlerlosen

Hexameter fangen mit einer langen Sylbe an; aber wie oft lesen die geschicktesten Leser sie so, als wenn die erste Sylbe kurz wäre.

Wenn wir folgenden Vers lesen, in welchem Virgil eine langsame Bewegung sowohl nachzuahmen, als zu beschreiben die Absicht hatte,

Et sola in sicca secum spatiatur arena.
Georg I. 389.

so machen wir nur fünf oder sechs Sylben lang, und doch finden sich nicht weniger als zehn lange Sylben darinn. Mußte er also nicht römischen Ohren viel nachahmender scheinen, als unsern?

In einem jeden der folgenden vortreflichen Hexametern, die außerordentliche Größe so schön beschreiben:

Et magnos membrorum artus, magna ossa, lacertosque.

Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademtum.

finden sich, der römischen Aussprache nach, eilf lange Sylben, und nur sechs oder sieben nach der heutigen. Wenn also in dem langsamen Rythmus dieser Verse eine gewisse natürliche Angemessenheit ist, (und Virgil glaubte es gewiß, daß dergleichen

darinn sey,) mußte die nicht den Römern viel bemerkbarer, als uns seyn?

Im Englischen findet sich der Spondäus, der aus zwoen langen Sylben besteht, nicht häufig; sondern für eine lange Sylbe stehet entweder eine oder mehrere kurze Sylben. Weil ferner alle Sylben im Englischen, auf denen der Akzent liegt, lang sind, und wir auf die Griechischen und Lateinischen fast eben so, wie auf unsere eigenen, den Akzent legen; so behalten wir selten in unserer Aussprache den Rythmus der alten Poesie bey, und wir verfehlen ihn, glaube ich, am meisten in solchen Versen, in denen viele Spondäen vorkommen. Der Daktylus, der eine lange und zwo kurze Sylben enthält, ist im Englischen sehr häufig, und es geschieht daher dann und wann, wie wohl nicht oft, daß wir in einem Hexameter, der aus Daktylen besteht, den wahren Rythmus noch so erträglich treffen. Der Rythmus eines solchen Hexameters ist, denke ich, einerley mit dem Rythmus des folgenden:

> Multitudes rush'd all at once on the plain
> with a thundering uproar.

Und nach diesem Rythmus sprechen wir fast den lezten Vers in Homers berühmter Beschreibung

des Sisyphus aus *). Allein folgenden Vers des Virgils, dessen Maas und Gang völlig derselbige ist, lesen wir, wenigstens die drey erstern Füße, ganz anders.

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula
campum.

*)

Αυτας ε-	πειτα πε-	δονδε κυ-	λινδετο	λαας α-	ναιδης.
Multitudes	rush'd all at	once on the	plain with a	thundering	uproar,
Quadrupe-	dante pu-	trem soni-	tu quatit	ungula	campum
Suspici-	unt ite-	r'atqu'ite-	rum fragor	intonat	ingens.
— ⏑⏑	— ⏑⏑	— ⏑⏑	— ⏑⏑	— ⏑⏑	— —

Auch in diesem Verse des Virgils:

> Suspiciunt; iterum atque iterum fragor intonat ingens,

ist der Rythmus mit dem Vorhergehenden einerley, wenn man anders die nöthigen Elisionen macht; und wenn jemand ihn so liest, so wird ihm sein Ohr vielleicht sagen, daß er viel nachahmender sey, als er anfangs gedacht hatte.

Im Anfange der Aeneide läßt Aeolus auf das Bitten der Juno die Winde los, um die trojanische Flotte zu zerstören. Neptun stellt sie zürnend zur Rede, daß sie sein Reich ohne seine Erlaubniß beunruhigen; und er ist eben im Begrif, eine Drohung auszusprechen, oder ihnen eine Strafe aufzulegen, als er sich besinnt, daß es vor allen Dingen nöthig sey, die Wogen erst wieder zu beruhigen:

> Quos ego — sed motos praestat componere fluctus.

Die abgebrochene Drohung ist ein Daktylus; — der Rest des Verses aber besteht aus Spondäen. Ist es nicht wahrscheinlich, daß der Dichter durch diesen Uebergang von einem schnellen zu einem langsamen Rythmus den veränderten Vorsaz des Neptuns ausdrücken wollte? — Allein dieses verliert sich in unserer Aussprache, ungeachtet es,

glaube ich, in der alten bemerkbar war. — Nur noch ein Beispiel, und ich schließe die Abhandlung.

Als Dido an dem schrecklichen Morgen, an welchem sie ihr Leben endigte, die Abreise des Aeneas und der Trojaner sah; brach sie erst in die heftigsten Drohungen von Rache und Untergang aus; allein bald nachher hält sie inne, als wenn sie von ihrer Leidenschaft erschöpft wäre, da sie nämlich bemerkt, daß all ihr Wüthen vergebens sey. „Unglückliche Dido! (sagt sie,) dein böses Verhängniß bricht jezt über dich herein *).“ Dieser Uebergang ihrer Seele von dem heftigsten Sturm in eine augenblickliche Ruhe, (denn sie fällt unmittelbar nachher in Rache und Verwirrung zurück,) hat der Dichter durch den Rythmus des Verses fein nachgeahmt. Die mitgetheilten Worte sind die Uebersezung eines aus Spondäen zusammengesezten Hexameters, deren sanfte langsame Bewegung mit dem heftigen forteilenden Gang der vorhergehenden und nachfolgenden Verse einen auffallenden Absaz macht. Diese Schönheit verliert sich größtentheils

*) Infelix Dido! nunc te fata impia tangunt. Aen. IV. 596. — Wenn man mit dem mediceischen Mspt. facta impia liest; so bleibt der Rythmus derselbige, und der Sinn ist auch nicht sehr verschieden. „Unglückliche Dido! nun brechen die Folgen deiner verlezten Gelübde über dich herein.“

in unsrer Aussprache: denn wir geben einem Verse nur fünf oder sechs lange Sylben, der wirklich eilfe enthält. — Sind diese Bemerkungen auch vielleicht zu gekünstelt? — Leser, die Virgils Versifikation studirt haben, werden schwerlich so denken. Sein Rythmus nämlich ist in einem so hohen Grade ausgearbeitet und anpassend, daß kein anderer Dichter ihn jemals von dieser Seite erreicht hat.

Ich habe in den bisherigen Bemerkungen über den Wohlklang der Dichtersprache, wenigstens so viel ich weiß, nichts behauptet, was nicht bewiesen werden könnte. Allein einige von diesen Beweisen habe ich weglassen müssen, weil sie mich in zu weitläuftige Untersuchungen geleitet haben würden, die doch immer mehr die englische und lateinische Versifikation, als die Dichtkunst überhaupt betroffen hätten. Diese ausgelassenen Beweise können vielleicht künftig einmal ihren Plaz in einer Abhandlung über die Versifikation und englische Prosodie finden, die ich vor einigen Jahren angefangen, aber noch nicht vollendet habe.

Vorrede
des Verfassers zur neuen Ausgabe seines Versuchs über die Wahrheit.

Man wird diese Ausgabe, hoffe ich, weniger fehlerhaft finden, als irgend eine der vorhergehenden. Einige Unrichtigkeiten sind verbessert, unnöthige Wörter und Gedanken weggenommen, einige fehlerhafte Stellen entweder durchgestrichen oder berichtigt, und andere, in Rücksicht auf Ausdruck, der entweder zu hart oder zu stark schien, umgearbeitet worden.

Was die Untersuchungen und allgemeinen Grundsäze dieses Versuchs betrift; so habe ich bis jezt noch keine Ursache gefunden, etwas beträchtliches darinn zu ändern, ungeachtet ich auf alle Einwürfe verschiedener scharfsinniger Schriftsteller sehr aufmerksam gewesen bin. Einige Einwendungen habe ich, wie man bemerken wird, in den beiläufigen Anmerkungen

und Verbesserungen dieser Ausgabe beantwortet. Ich hatte wirklich einmal die Absicht, dem Publiko eine weitläuftigere Vertheidigung vorzulegen, und hatte die Materialien auch schon dazu gesammlet; weil ich aber sah, daß sie gar zu weitläuftig werden würde, und überdem bedachte, daß Streitigkeiten dieser Art, wenn sie einmal angefangen sind, nicht so leicht geendigt, und um desto unnüzer werden, je mehr sie sich ausbreiten; so entschloß ich mich leicht, diesen Vorsaz aufzugeben, wenigstens so lange, bis es der Vorsehung gefallen würde, mir eine bessere Gesundheit zu schenken. Selbst alsdann möchte die Fortsezung dieser Streitigkeit wenig nöthig seyn. Den Weisen, sagt man, ist ein Wort genug. Sind also die Grundsäze dieses Buchs richtig und gut, so bedürfen sie keiner weitern Unterstüzung; sind sie irrig oder schlecht, so verdienen sie keine. Alles, was ich gegenwärtig noch über diesen Punkt hinzusezen will, besteht darinn, daß meine Grundsäze nach einer langen Untersuchung nicht nur mir, sondern auch vielen andern Männern von größern Talenten, als die meinigen sind, auf gesunde Vernunft gegründet zu seyn scheinen, und mit derjenigen Art zu denken und zu urtheilen überein-

stimmen, die in allen Zeitaltern dem menschlichen Geiste die gewöhnlichste gewesen ist. Es war nie meine Absicht, sonderbare Meinungen zu vertheidigen, oder ein Neuerer in der Philosophie zu werden. Ich hasse Paradoxa, und bin kein Freund von Neuerungen. Wenn ich mich mit einigen neuern Theorien über den menschlichen Verstand nicht aussöhnen kann; so geschieht dies mit aus dem Grunde, weil ich sie für sonderbar, und mit denjenigen vernunftmäßigen Grundsäzen für unvereinbar halte, die so alt und ausgebreitet, als das menschliche Geschlecht selbst sind. Vielleicht habe ich ein wenig Licht auf gewisse zur praktischen Philosophie gehörige Untersuchungen geworfen; aber im menschlichen Geiste etwas entdecken zu wollen, was bisher ganz unentdeckt war, das würde einen Grad von Scharfsinn erfordern, von dem ich mir bewußt bin, daß ich ihn nicht besize.

Eine ganz vollständige Theorie von Evidenz und Wahrheit kann man in diesem Buche nicht erwarten. Ein jeder aufmerksamer Leser wird von selbst finden, daß ich auch niemals die Absicht hatte, eine solche zu liefern. Dieser Ge-

genstand ist sehr schwer und weitläuftig; und ich habe ihn nicht weiter verfolgt, als mein Zweck es zu erfordern schien. Mit großem Vergnügen ergreife ich diese Gelegenheit, zu erklären, daß die beste Theorie von Evidenz, die mir je zu Gesicht gekommen ist, diejenige ist, die mein vortreflicher Freund, Dr. Campbell, in seiner tiefsinnigen und gelehrten Schrift, die Philosophie der Rhetorik betitelt, geliefert hat. Man wird finden, daß seine Grundsäze und die meinigen, (ungeachtet sie in Ansehung der Ordnung, die in ihm, glaube ich, besser ist, etwas von einander abweichen,) in nichts wesentlichen von einander verschieden sind.

Man hat mich getadelt, daß ich aus Dr. Oswald, Price und Büffier einige Stücke genommen hätte, ohne sie anzuführen. Es sey mir erlaubt zu erklären, daß ich noch bis auf diese Stunde das Werk von Dr. Price nicht kenne, auf das man hier gezielt hat; und daß ich zu der Zeit, als ich die erste Ausgabe meines Versuchs über Wahrheit bekannt machte, von Oswalds und Büffiers Schriften nichts gesehen hatte. Ich hatte freilich gehört, daß der französische Philosoph den Ausdruck: Ge-

meinen Menschenverstand, in einer der meinigen ähnlichen Bedeutung gebraucht habe; dies war aber bloßes Hörensagen, und ich habe nachher gefunden, daß, ungeachtet zwischen seinen Grundsäzen und den meinigen eine auffallende Aehnlichkeit ist, dieser Schriftsteller doch den jezt erwähnten Ausdruck nicht völlig auf dieselbige Art braucht. Ich würde dies gar nicht bemerkt haben, wenn ich nicht glaubte, daß es für unserm gemeinschaftlichen Grundsaze ein günstiges Vorurtheil erwecken müsse.

Ich hatte schon mein ganzes Manuscript für die Presse fertig gemacht, als ein Freund aus London mir eine Nachricht schickte, die eben damals von einer neuen Ausgabe der Werke von Hume abgedruckt war. Um diesem Schriftsteller Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, will ich sie hier einrücken, und zu meiner Rechtfertigung einige Bemerkungen anhängen.

„Die meisten Grundsäze und Räsonnements, „die in diesem Bande enthalten sind, wurden „zuerst in einem aus drey Bänden bestehenden „Werke, unter dem Titel: Untersuchung über „die menschliche Natur, bekannt gemacht; ei-

„nem Werke, was der Verfasser entworfen hat„te, noch ehe er die Universität verließ, und „was er auch nicht lange nachher schrieb, und „drucken ließ. Weil er aber fand, daß es kein „Glück machte, so sah er seinen Fehler, zu früh „Schriftsteller geworden zu seyn, ein, und ar„beitete es von neuem in folgenden Aufsäzen „um, in denen er, wie er hoft, verschiedene „Nachläßigkeiten in seinen ehemaligen Räson„nements, und noch mehrere im Ausdrucke „verbessert hat. Gewisse Schriftsteller aber, „die die Philosophie des Verfassers zu widerle„gen übernommen, haben all ihr Geschüz ge„gen dies jugendliche Werk gerichtet, was der „Verfasser nie anerkannte; und über gewisse „Vortheile triumphirt, die sie darüber erhalten „zu haben glaubten: ein Verfahren, das allen „Gesezen von gerader Rechtschaffenheit entge„gengesezt, und ein starker Beweis der polemi„schen Kunstgriffe ist, die ein abergläubischer „Eifer brauchen zu dürfen sich berechtigt glaubt. „Inskünftige wünscht der Verfasser also, daß „die folgenden Stücke als diejenigen angesehen „werden, die seine philosophischen Meinungen „und Grundsäze enthalten." — So weit Herr Hume.

Ich glaube nicht, daß einer von denen, die dieses Schriftstellers Philosophie angriffen, aus bösen Absichten ihr Geschüz gegen seine Untersuchung über die menschliche Natur richteten. Was mich anbetrift, so verhielt sich die Sache folgendergestalt.

Noch ehe ich auf Gegenstände dieser Art aufmersam wurde, hatte ich von Herr Humens Philosophie als einem System gehört, das der natürlichen und geoffenbarten Religion eben so sehr, als der wahren Wissenschaft nachtheilig sey; und den Verfasser hatte man mir immer als einen Vertheidiger skeptischer und atheistischer Grundsäze, aber zugleich als einen scharfsinnigen und geistreichen Schriftsteller geschildert. Ich hatte Ursache zu glauben, daß seine Lehren und sein großes Ansehen, als Schriftsteller, Schaden gethan hätten, indem sie die guten Grundsäze gewisser Personen entweder geschwächt oder übern Haufen geworfen, und die schlimmen Grundsäze von andern begünstigt hätten. Weil ich nachher mit der Bildung eines Theils der brittischen Jugend beehrt wurde, und es als meine unübertretliche Pflicht, (der ich, wie ich glaube, niemals ungetreu werden wer-

de,) ansah, ihre Seelen gegen Irrthum und Freigeisterey zu bewahren; so nahm ich mir vor, unter andern Studien, die mein Amt mir nothwendig machte, eine genaue Prüfung der Humischen Philosophie anzustellen, und mich zu bemühen, nicht allein ihre Grundsäze zu fassen, sondern auch ihre Verbindung und Folgen einzusehen.

Um diese Schäzung gehörig anzustellen, hielt ich es für die sicherste und beste Methode, mit der Untersuchung über die menschliche Natur anzufangen, welche für die Grundlage des Ganzen gehalten wurde, und es auch wirklich war; in welcher ferner gewisse Grundsäze und Räsonnements weitläuftiger ausgeführt sind, ihre Verbindung und Folgen, (einer geringern Vollkommenheit der Schreibart ungeachtet,) aufmerksamen Lesern mehr einleuchten, als in den zierlichern Umarbeitungen dieses Systems, die nachher in der Gestalt von Versuchen erschienen sind. Ein jeder richtiger Beweisgrund, der wider die Paradoxa der Untersuchung, besonders gegen die erstern Grundsäze derselben, vorgetragen worden ist, greift, meiner Meinung nach, das System selbst an; so wie jeder glück-

licher Versuch, die Grundlage eines Gebäudes zu schwächen, dahin abzielt, alles übrige, was auf ihm aufgeführt ist, übern Haufen zu stürzen. Es finden sich Paradoxa in der Untersuchung, die nicht in den Versuchen stehen; und eben so finden sich freigeisterische Lehren in diesen, die nicht in jener vorkommen; und ich habe also nicht all mein Geschüz gegen die erstere gerichtet. Wenn ich ferner den Plan ausgeführt hätte, den ich mir anfangs bey meinem Buche vorgezeichnet hatte; so würde der Leser gefunden haben, daß, ungeachtet ich mit der Untersuchung über die menschliche Natur anfing, ich gar nicht die Absicht hatte, damit zu schließen. Mein Versuch über die Wahrheit ist nur ein Theil eines Werks, das ich entworfen hatte. Ein anderer Theil war so weit ausgearbeitet, daß ich seine Bekanntmachung nicht für sehr entfernt hielt, und wirklich einem Buchhändler schon Vorschläge darüber that; weil ich aber nachher meinen Plan erweiterte, so fand ich, daß ich den Gegenstand nicht so sehr umfaßt hatte, als nöthig seyn würde. Meine Absicht war, in diesem Theile die Grundsäze dieses Buchs auf gewisse Wahrheiten der Sittenlehre und Religion anzuwenden, denen die Räsonne-

ments von Helvetius, von Herrn Hume in seinen Versuchen, und die einiger andern neuern Philosophen ungünstig zu seyn schienen. Meine schwache Gesundheit hat mich aber genöthigt, dies Werk aufzugeben; und es ist jezo sehr ungewiß, ob ich es jemals wieder vornehmen werde.

Seit den lezten achtzehn Jahren, (denn vorher kannte ich keine von den Schriften dieses Philosophen,) habe ich von der Untersuchung oder Abhandlung über die menschliche Natur, als von einem Werke des Herrn Hume, reden hören. Selbst nach der Bekanntmachung des Versuchs über die Wahrheit habe ich nicht erfahren, daß man es jemals gesagt, oder zu verstehen gegeben, oder nur vermuthet hätte, daß er dieses Werk entweder gar nicht für das seinige erkenne, oder es doch wünschte, daß man es als eine Schrift ansähe, die er nicht anerkenne. Im Gegentheil konnte ich nicht anders glauben, als daß er einen großen Werth darauf sezte, weil er die meisten darinn enthaltene Grundsäze und Räsonnements von neuen in Versuchen herausgab, die seinen Namen trugen. Es wurde von den Gelehrten, mit

denen ich damals bekannt war, stark gelesen und von einigen sehr bewundert. Ueberhaupt sah man es als des Verfassers wichtigstes philosophisches Werk, und als eins der merkwürdigsten Systeme über die menschliche Natur an, die jemals erschienen wären. Diejenigen, die seinen Grundsäzen günstig waren, sprachen davon, als von einer unbeantwortlichen Schrift. Und wie günstig die Aufnahme dieses Werks als einer Waare auch gewesen seyn mag; (ein Umstand, den zu untersuchen ich nicht für nöthig hielt,) so hatte ich Ursache zu glauben, daß das Glück, was es als ein System von freidenkerischen Lehren gemacht hatte, nur zu groß sey, und daß es zum Ruhme des Verfassers als Philosophen, und zu seinem Einflusse als eines Beförderers des Unglaubens nicht wenig beigetragen hätte.

Der Verfasser verdient allerdings wegen dieser öffentlichen, wiewohl späten Verwerfung seiner Untersuchung über die menschliche Natur gelobt zu werden: ungeachtet ich mit Mißvergnügen aus dem Tone seiner Erklärung zu sehen glaube, daß er den meisten darinn enthaltenen Grundsäzen und Räsonnements noch im-

mer anzuhängen scheint. Wenn er aber auch nur einigen von seinen Irrthümern entsagt hat; so wünsche ich ihm deswegen von ganzem Herzen Glück. Er besizt manche gute und große Eigenschaften, und ich schmeichle mir mit der Hofnung, daß er vielleicht noch gänzlich ein System verlassen werde, wovon ich glaube, daß es für ihn eben so wenig beruhigend seyn müsse, als es für andere befriedigend ist. Auf die von ihm bekannt gemachte Nachricht hat es mir gut geschienen, in dieser Ausgabe einige von den Urtheilen zu mildern, die sich ganz besonders auf seine Untersuchung über die menschliche Natur bezogen; weil aber diese Schrift noch immer fortdauert, und wahrscheinlich so lange wird gelesen werden, als irgend etwas, was ich schreibe; so hielt ich es auch nicht für nöthig, irgend eine wesentliche Veränderung entweder in dem Plane, oder in den Räsonnements meines Aufsazes zu machen.

Am 30sten April 1776.

Zusäze zu des Verfassers Versuch
über die
Unveränderlichkeit der Wahrheit.

Erster Th. 2ter Absch. 1stes Kap. nach dem lezten Absaze. Ich bin geneigt zu glauben, ungeachtet ich die Sache noch nicht so ganz und ausführlich untersucht habe, um es beweisen zu können, daß alle mathematische Wahrheiten sich in identische Säze auflösen lassen. Unterdessen sehe ich nicht ein, daß es unschicklich oder unbestimmt gesprochen sey, wenn man sagt, (nach der Bedeutung, die ich den Wörtern gebe,) daß alle mathematische Wahrheit auf gewissen Grundsäzen (oder vielleicht einem Grundsaze) des gemeinen Menschenverstandes beruhe, welche die Geseze unserer Natur (oder unserer vernünftigen Natur) uns zu glauben nöthigen. Denn könnten wir nicht so gebaut seyn, daß wir die Uebereinstimmung des Prädikats mit dem Subjekt in einem identischen Saze einzusehen, nicht im Stande wären? Und wenn dieses möglich ist, muß man denn nicht das Vermögen, diese Uebereinstimmung einzusehen, als einen Theil der Grundeinrichtung unserer Natur

betrachten. Alle vernünftige Wesen haben dieses Vermögen gleich uns, denn, wo dieses fehlt, können wir uns gar keinen Verstand oder Vernunft denken. Das Daseyn vernünftiger Geschöpfe aber ist eine Wirkung der Einrichtung der Dinge, die es der gütigen Vorsehung Gottes gefallen hat, festzusezen. (Man sehe 2ter Th. 1stes Hauptst. 3ter Abschn.)

Zweites Hauptstück 3ter Abschnitt. Note zu den Worten: Wenn jemand in diesem Stücke ein Skeptiker wäre, u. s. w. Alles, was ich hier in Rücksicht auf die moralische Verbindlichkeit behaupte, ist dieses, daß die Moralphilosophie gleich andern Wissenschaften auf gewisse erste Grundsäze gegründet sey, und daß die Aussprüche des Gewissens für einen jeden rechtschaffenen Mann, in Rücksicht auf seine Pflichten, von dem größten Ansehen und Gültigkeit seyen. Ich finde in dieser Lehre nichts sonderbares; und wenn ich mich nicht irre, so wird sie von den größten Gottesgelehrten und Moralisten, und überhaupt vom menschlichen Geschlechte angenommen. In wie fern diese Lehre von demjenigen eingeschränkt, oder übern Haufen geworfen werde, was Kasuisten über ein irrendes Gewissen, oder einige Philosophen über die Veränderlichkeit des sittlichen Gefühls, und seiner Biegsamkeit, durch Erziehung und Gewohn-

heit verdorben zu werden, vorgebracht haben, ist eine sehr weitläuftige Untersuchung, auf die ich mich hier gar nicht eingelassen habe, (so viele Seiten ich auch darüber geschrieben habe,) weil ich schon lange die Absicht hatte, und auch noch habe, wenn ich Muße und Gesundheit erlangen sollte, sie in einem eigenen Buche zu bearbeiten. Man sehe unten 2ter Th. 1stes Kap. 3ter Absch. 4 §.

Note zu den Worten: **Wir haben für die Existenz und Identität unserer eigenen Seele keine direkte Evidenz u. s. w. in eben diesem Kapitel.** Ich sage, direkte Evidenz. Denn es fehlt auch nicht an andern unumstößlichen, wiewohl mittelbaren Beweisen für das Daseyn der menschlichen Seele. Ein solcher ist derjenige, der aus der Vergleichung der bekannten Eigenschaften der Materie mit den Erscheinungen der animalischen Bewegung und des Denkens hergenommen ist. Je weiter wir unsere Untersuchungen über die Materie treiben, desto mehr überzeugen wir uns von ihrer Unfähigkeit, die Bewegung anzufangen. Wenn wir aber annehmen, daß die Denkkraft und deren verschiedene Aeußerungen wohl aus irgend einer möglichen Verbindung der kleinen Theilgen der Materie entstehen könnten; so machen wir eine Voraussezung, die so willkührlich ist, so wenig

durch Erfahrung bestätigt wird, und allen den Gesezen, nach welchen wir unsere vernünftigen Vermuthungen wagen sollten, eben so sehr entgegengesezt ist, als wenn wir annähmen, daß Diamanten aus dem Dampfe eines Lichts hervorgebracht werden, oder Menschen wie Schwämme aus der Erde wachsen könnten. Es muß also in allen Thieren, und besonders im Menschen, eine gewisse Triebfeder, ein Principium seyn, das vom Körper nicht allein verschieden, sondern in gewissen Punkten von einer ganz andern Natur ist. Wenn man frägt, ob die Gottheit, ohne Geist mit dem Körper zu vereinigen, denkende Materie schaffen könne; so ist dies eben eine solche Frage, als: ob die Gottheit Wesen hervorbringen könne, die zugleich wesentlich thätig oder unthätig, fähig, Bewegung anzufangen, und doch auch unfähig dazu wären: Fragen, die wir ohne Bedenken verneinend beantworten können, wenn wir anders die Erfahrung als eine sichere Quelle unserer Erkenntniß gelten lassen. Nach dem besten Lichte, was unsere Vernunft uns geben kann, scheinen diese Fragen sich auf die Hervorbringung einer eben so unmöglichen Wirkung zu beziehen, als runde Vierecke, heiße Kälte, weiße Schwärze, oder wahre Irrthümer sind.

Ich bin aber doch auch geneigt zu glauben, daß der größte Theil der Menschen nicht durch diesen Beweisgrund zur Erkenntniß ihrer eigenen Seelen geführt werden. Eine unmittelbarere, leichtere und nicht weniger überzeugende Evidenz entdeckt ein jeder in den instinktartigen Richtungen und Anleitungen der Natur. Wir nehmen das Daseyn unserer Seelen durch Anschauung wahr, und dies ist, glaube ich, der einzige Weg, auf welchem der große Haufe sie kennen lernt. Ihre Ueberzeugung ist deswegen nicht schwächer; im Gegentheil würden sie einen jeden für unsinnig halten, der die geringsten Zweifel dagegen äußerte.

Eine der ersten Betrachtungen, die Miltons Adam, nach dem gesundesten Schlafe neuerwacht anstellt, ist diese: die Ursache seines Daseyns aufzusuchen.

> Du, Sonne, sagte ich, schönes Licht! und du, erleuchtete Erde, so frisch und heiter! und ihr, ihr Thäler und Hügel, ihr Flüsse, Wälder und Flächen, und auch ihr, die ihr lebt und webt, schöne Geschöpfe! sagt mir, sagt mir es, wie ich entstand und hieher kam! Gewiß nicht durch mich selbst! sondern durch einen großen Schöpfer, der durch Güte und Macht

über alles erhaben ist! Sagt mir, wie ich ihn erkennen, wie ich denjenigen anbeten soll, dem ich es zu danken habe, daß ich mich bewege und lebe, und mich glücklicher fühle, als ich begreifen kann.

Merkwürdig ist es, daß er über die Wirklichkeit seines Daseyns, Lebens und seiner Bewegung gar keine Fragen anstellt; und es würde in der That auch sonderbar gewesen seyn, wenn er es gethan hätte. — Allein, Dryden in seiner Oper, der Stand der Unschuld betitelt, wollte diese Stelle vielleicht noch verbessern, und läßt daher Adam sein Daseyn durch Gründe beweisen, eh er andere Betrachtungen anstellt:

Wer bin ich? oder woher bin ich entstanden? — Denn daß ich bin, weiß ich, weil ich denke; welches andere Wesen kann es mir aber erklären, woher ich entstand, und wie dieser mein Bau vollendet wurde?

Dryden hatte, wie es scheint, den Deskartes gelesen; und Milton hingegen hatte die Natur studirt. Dryden spricht daher wie ein Metaphysiker, und Milton wie ein Dichter und Philosoph.

In eben diesem Hauptstück: Note zu den Worten: daß der Begrif der Harmonie der

Identität eines Ohrs schadet, welches zum erstenmal Musik hört. S. 70. Es sey mir erlaubt, einige Zeilen aus dem vortreflichen Gedichte anzuführen, das von einem Manne geschrieben ist, dessen Talente und Tugend seinem Vaterlande und der menschlichen Natur Ehre machen:

Bin ich denn nur das, was ich scheine, bloßes Fleisch und Blut, ein in viele Aeste getheilter Kanal, und eine in labyrinthischen Gängen herumrinnende Feuchtigkeit? Der Purpurstrom, der durch meine Gefäße läuft, fließt, wie alle Gewässer, empfindungslos, und sich selber unbewußt. Die Röhren, durch welche die herumkreisende Säfte strömen, sind nicht das denkende ich. Diese Maschine, die mit unbegreiflicher Kunst aus sich bewegenden Gliedmaßen zusammengesezt ist, und meinem Willen gehorcht, die, wie ein jeder Baum von der fruchtbaren Erde genährt wird, wächst und abstirbt; auch diese nenne ich mein, aber nicht mich. Neuer Stof ergänzt stets die verwesende Maße; die Behausung wird verwandelt, aber der Bewohner bleibt immer derselbige, und ist von dem fließenden Strome, der durch Nahrung unterhalten wird, eben so sehr,

als der Schwimmer vom Wasser verschieden.

Arbuthnot.

Man sehe Dodsleys Kollektion I. S. 180.

Note zu den Worten des vierten Kapitels, S. 76. — den Grund zu wahrem vernünftigem Glauben ausmachen kann. Ich weiß nicht, wo ich dieses Argument gefunden habe. Vielleicht habe ich es in Gesellschaft gehört.

Eben daselbst zu den Worten: selbst Philosophen sind in ihren Versuchen, diesen Punkt aufzuklären, u. s. w. Addison scheint im Zuschauer Nr. 411. die Einbildungskraft als eine solche Fähigkeit zu betrachten, die sich nur mit denjenigen Vorstellungen beschäftigt, die wir dem Sinn des Gesichts zu danken haben. Ist aber diese Bedeutung des Worts nicht zu eingeschränkt? Ich kann einen Ton, den ich nie gehört habe, erfinden, und folglich mir einbilden. Wenn ich den launigten Kupferstich von Hogarth: der rasend gemachte Tonkünstler, betrachte; so kann ich mir alle die verschiedenen Mißtöne denken, die die versammleten Personen und Instrumente hervorzubringen vorausgesezt werden. Blindgeborne Menschen, oder auch solche, die alle Erinnerung von Licht und Farben verlohren haben, können eben so gut erfin

den, und träumen eben so häufig, als andere, die sehen; mein gelehrter, geistreicher und würdiger Freund, Dr. Blacklock, in Edinburgh, ist ein Beispiel von beiden. — Einige Schriftsteller haben die Einbildungskraft als ein bloßes Vorstellungsvermögen körperlicher abwesender Gegenstände erklärt. Kann aber nicht ein rechtschaffener Mann sich die Gewissensbisse eines Mörders, oder die Aengstlichkeit eines Geizhalses vorstellen? Kann man nicht in der abstrakten Philosophie neue Meinungen, oder gar ein ganz neues System derselben erfinden? — Einbildungskraft scheint in der neuern philosophischen Sprache zweierley zu bedeuten. 1) Dies Vermögen der Seele, das Ideen (Gedanken, Begriffe,) betrachtet, ohne sie auf die wirkliche Natur, oder unsere ehmalige Erfahrung zu beziehen. 2) Dasjenige Vermögen, was unsere Ideen in neue Reihen und Verbindungen bringt.

Eben daselbst S. 78. Note zu den Worten: **so wissen wir auch gemeiniglich, daß wir uns etwas einbilden.** In Träumen ist dies freilich nicht der Fall; allein man hat auch nach allen den häufigen Erfahrungen, die wir davon gehabt haben, niemals geglaubt, daß die Täuschungen von Träumen im geringsten die Wahrhaftigkeit unserer Kräfte, oder die Gewißheit unserer Kenntnisse

verdächtig machten und verminderten. Man sehe unten 2ter Th. 2tes Kap. 2ter Absch.

Zum fünften Abschn. S. 80. zu den Worten: Allein von allen Beziehungen dieser Art u. s. w. Nach Herr Hume giebt es sieben Art von philosophischen Beziehungen, nämlich: Aehnlichkeit, Einerleiheit, Beziehungen von Zeit und Ort, Verhältnisse in Ansehung der Größe und Zahl, Grade in einer jeden gewöhnlichen Eigenschaft, Gegensaz, und Ursache und Wirkung. Und unter dem Wort, Beziehung, versteht er an dieser Stelle die eigenthümlichen Arten und Umstände, nach und unter welchen wir es für gut finden, Begriffe mit einander zu vergleichen. Man sehe Untersuchung über die menschliche Natur I. S. 32. 142.

Ebend. S. 87. zu den Worten: **aber durch eine Evidenz, die über alles, was sie sich denken können, erhaben ist, weiß ein frommer Mann, u. s. w.** Ich will hier nur so viel sagen, daß der Glaube frommer Menschen durch solche übernatürliche Hülfe gestärkt werde, die Ungläubige und Spötter nicht erwarten können: eine Lehre, von der ich glaube, daß sie durch die heilige Schrift bestätigt wird. Joh. VII. 7.

Sechster Abschn. S. 99. zu den Worten: **er stehe jezt wieder am Rande eines gefühllosen Zustandes.** Note: Gewisse Dinge, (sagt Butler,)

rühren alle unsere lebendigen Kräfte außerordentlich stark, und heben auf die Länge ihre Thätigkeit auf. Schläfrigkeit z. B. nimmt so lange zu, bis sie in wirklichen Schlaf übergeht, und hieraus könnten wir vermuthet haben, daß er unsere Kräfte zerstören würde, wenn nicht die Erfahrung uns die Schwäche dieses Schlusses gelehrt hätte. Butlers Analogie erster Theil, erstes Kapitel.

Am Schlusse dieses Abschnitts ist noch folgender Absaz angehängt worden: Für die höchste Vernunft ist alle Erkenntniß anschauend und gewiß. Es ist aber gar keine vernunftwidrige Voraussezung, daß alle erschaffene Wesen sich bisweilen mit Wahrscheinlichkeiten der einen oder andern Art unterhalten. Für den Menschen ist sie, wie ein vortreflicher Schriftsteller (Butlers Analogie, in der Einleitung) sagt, die Führerinn des Lebens.

Im achten Abschnitt S. 104. ist hinter den Worten: **So müssen wir in Ansehung alles Zeugnisses gleichfalls skeptisch seyn**, folgende Stelle eingerückt worden. Diejenigen Philosophen, die uns bereden wollen, dies Zeugniß der Sinne zu verwerfen, zu denen man alle diejenigen rechnen muß, die das Daseyn der Materie läugnen, kann man nicht als bloße Grübler ansehen, deren Spekulationen zu abstrakt sind, als daß sie schaden könnten; sondern man muß sie für Män-

ner von sehr gefährlichen Grundsäzen halten. Denn aller nachtheiligen Wirkungen einer solchen Lehre auf Wissenschaft überhaupt zu geschweigen; (man sehe unten 2ter Th. 2tes Kap. 2ter Abschn.) so fordere ich jezt den Leser nur auf, ihren Einfluß auf unsere Religionsmeinungen und auf Geschichte überhaupt in Erwägung zu ziehen. Zeugnisse anderer sind die wichtigen äußern Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion. Alle Wunder, die unser göttlicher Erlöser that, und besonders das große entscheidende Wunder seiner Auferstehung, waren für die Menschen so viele sinnliche Beweise seiner göttlichen Sendung: und was auch einige undenkende Spötter dawider einwenden mögen, so behaupten wir zuversichtlich, daß diese nicht allein die angemessenste, sondern auch die einzige angemessene Evidenz waren, die auf eine mit des Menschen freiem Willen bestehende Art angewandt werden konnte, um eine allgemeine und faßliche Religion unter dem menschlichen Geschlechte einzuführen. Hat also die Materie kein anderes Daseyn, als allein in unserer Seele; so sind unsere Sinne trüglich, und wenn dies; so ist der heilige Thomas getäuscht worden, als er den Leib unsers Heilandes nach seiner Auferstehung fühlte, und die übrigen Apostel, als sie ihn sahen; und alle übrige Begebenheiten, die die heilige sowohl, als weltliche Ge-

schichte uns aufbehalten hat, waren nichts mehr, als eitle Täuschungen und Träume, von denen der heilige Matthäus, Johannes, Lukas, Thucydides, Xenophon und Cäsar hintergangen wurden, die sie aber nicht mehr Ursache hatten, für wahr zu halten, als ich zu glauben habe, daß ich mich in Konstantinopel aufgehalten habe, wie ich in der lezten Nacht träumte. Ja, wenn ich das Daseyn der Materie nicht zugebe; so muß ich annehmen, daß das, was meine Sinne für wahr und wirklich erklären, nicht allein nicht wahr, sondern gerade das Gegentheil sey. Denn lehrt nicht diese Philosophie, daß das, was den menschlichen Sinnen zu existiren scheint, nicht da ist; daß das, was körperlich scheint, unkörperlich sey, und sind sich nicht Daseyn und Nichtdaseyn, Zusammengeseztheit und Unzusammengeseztheit gänzlich widersprechend? Wenn also Menschen das Gegentheil von dem glauben müssen, was ihre Sinne für wahr erklären; so ist die Evidenz aller Geschichte, aller Zeugnisse, und aller sinnlichen Erkenntnisse nicht länger eine Evidenz für die Wahrheit dessen, was durch sie bewährt wird, sondern wird vielmehr ein Beweis, daß dergleichen nie geschehen sey. Wenn man diesem Räsonnement als einen Einwurf entgegensezt, daß Berkeley, seines Skeptizismus, oder paradoxen Meinungen ungeachtet, doch ein

guter Christ war; so antworte ich, daß, wenn er gleich das Nichtdaseyn der Materie vertheidigte, doch gar kein Beweis da sey, daß er sie recht gefaßt oder verstanden habe, sondern daß vielmehr positive Beweise da sind, daß er sie nicht verstand, wie ich in der Folge zeigen werde. (Man sehe 2ter Th. 2tes Kap. 2ter Absch. dieses Versuchs.)

2ter Th. 1stes Kap. 1ster Absch. S. 131. hinter den Worten: im gemeinen Leben den geringsten Grund von Evidenz läßt, folgendes: Dies mag dem ungelehrten Pöbel ein so großes Paradoxon, oder Widerspruch zu seyn scheinen, als wenn jemand erzählte, daß ein anderer auf seinem eigenen Halse herumgesprungen sey; allein wir, deren Gehirn durch Metaphysik erhizt ist, wir stuzen vor keinem Paradoxon oder Widerspruche, weil wir bereit sind, alles Glauben und alles Räsonnement zu verwerfen, und keine Meinung für wahrer oder wahrscheinlicher halten können, als die andere *).

*) Die anhaltende Betrachtung dieser mannichfaltigen Widersprüche und Unvollkommenheiten der menschlichen Vernunft hat so sehr auf mich gewirkt, und mein Gehirn so sehr erhizt, daß ich geneigt bin, allen Glauben und Räsonnements wegzuwerfen, und eine Meinung für nicht wahrscheinlicher als die andere zu halten. Unters. über die menschliche Natur. I. B. S. 466.

S. 132. hinter den Worten: daß euer ganzes Gebäude nicht einen Heller werth ist. Ich bin geneigt zu glauben, daß wir noch zu jung sind, und in einem zu frühen Zeitalter leben, als daß wir irgend einen Grundsaz entdecken könnten, der die Prüfung der spätesten Nachwelt aushalten könnte: die Welt, mein Herr, hat noch nicht die Jahre des Verstandes erreicht. Es wird zwey oder dreitausend Jahre weiter hinaus für Menschen noch Zeit genug seyn, zu dogmaisiren und zu behaupten, daß zweimal zwey vier sind, daß ein Triangel nicht ein Viereck sey, daß die Radii desselbigen Zirkels sich gleich sind, daß ein Ganzes größer sey, als eins seiner Theile; daß Wohlwollen, Gerechtigkeit und Tapferkeit Tugenden seyen; daß das Feuer brenne, die Sonne scheine, daß es Menschen gebe, und daß überhaupt etwas Wirkliches da sey. Dies sind Punkte, die unsere Nachkommenschaft, wenn sie weise ist, wahrscheinlich wegwerfen wird *): Punkte, die, wenn sie sie nicht verwerfen, ihre Narrheit offenbar machen werden. So urtheile

*) Vielleicht leben wir in einem zu frühen Alter der Welt, als daß wir Grundsäze entdecken könnten, die die Prüfung der spätesten Nachwelt auszuhalten im Stande wären. Untersuchung über die menschliche Natur, 1. B. 473. S.

ich, und ich bin überzeugt, daß ich Recht habe. Ich behaupte zwar, daß die Menschen nichts gewiß wissen; ich behaupte aber auch zu gleicher Zeit, daß meine Meinungen wahr sind. Und wenn jemand so verkehrt seyn sollte, dies einen Widerspruch zu nennen; so verwerfe ich sein Urtheil, und erkläre ein für allemal, daß ich mir niemals selbst widersprechen, oder mich eines Widerspruchs schuldig halten will.

Hinter dem zweiten Abschnitt des ersten Kapitels des ersten Theils, S. 170. folgendes.

Dritter Abschnitt.

Die Untersuchung fortgesezt. Anschauliche Wahrheiten können in gewisse Klassen gebracht werden.

Unter den Begriffen, die mit der gewissen Erkenntniß der Wahrheit verbunden sind, führte ich oben auch folgenden an: daß wir solche Wahrheiten eben so fest und nicht anders glauben würden, wenn wir auch die ganze Natur kennen lernten. (S. 1ster Th. 1stes Kap.) Damit man nicht denke, daß ich diesen Begrif zu weit auszudehnen die Absicht habe; so halte ich es für nöthig, folgende Bemerkungen hinzuzusezen.

1. Die Axiomen und bewiesenen Säze der Geometrie sind gewiß wahr, und stimmen eben so gewiß mit der Natur der Dinge überein. So ur-

theilen wir jezt von ihnen; und so, glauben wir, würden wir auch noch urtheilen, wenn wir mit Allwissenheit und Untrüglichkeit begabt würden. Es ist ein natürlicher Ausspruch des menschlichen Verstandes, daß das Gegentheil dieser Wahrheiten ewig ungereimt und unmöglich bleiben werde, und daß selbst eine Allmacht sie nicht verwandeln könne, ungeachtet diese unsern Verstand so verkehren könnte, daß wir sie entweder nicht glaubten, oder auch nicht einzusehen im Stande wären *).

*) Einige Schriftsteller glauben, daß alle mathematische Wahrheiten sich in identische Säze auflösen lassen. Folgende hieher gehörige Bemerkung ist aus einer Abhandlung genommen, die 1764 zu Berlin gedruckt worden ist. „Omnes mathematicae propositiones sunt identicae et repraesentantur hac formula a=a. Sunt varitates identicae, sub varia forma expressae, imo ipsum, quod dicitur, contradictionis principium, vario modo enunciatum et involutum; siquidem omnes ejus generis propositiones in eo contineantur. Secundum nostram autem intelligendi facultatem ea est propositionum differentia, quod quaedam longa ratiociniorum serie, alia autem breviori via, ad primum omnium principium reducantur, et in illud resolvantur. Sic v. g. propositio 2+2=4 statim huc cedit, 1+1+1+1=1+1+1+1, i. e. idem est idem; et, proprie loquendo, hoc mo-

2. Daß mein Körper existirt, und mit einem denkenden, thätigen und fortdaurenden Principio, das ich Seele nenne, begabt sey; — daß die materielle Welt ein solches Daseyn habe, als der große Hause ihr zuschreibt, d. h. eine wirkliche abgesonderte Existenz, bey der es gar nicht nothwendig ist, daß sie wahrgenommen werde; — daß die Menschen, Thiere, Häuser und Berge, die wir um uns herum sehen und fühlen, nicht erdichtete, eingebildete, sondern wirkliche körperliche Wesen, und, in Ansehung ihrer Form und Größe, so beschaffen sind, als sie unsern Sinnen erscheinen; — von allem diesen bin ich überzeugt, daß ich sie nicht al-

do enunciari debet. — Si contingat, adesse vel existere quatuor entia, tum existunt quatuor entia; nam de existentia non agunt geometrae, sed ea hypothetice tantum subintelligitur. Inde summa oritur certitudo ratiocinia perspicienti; obseruat nempe idearum identitatem; et haec est evidentia, assensum immediate cogens, quam mathematicam aut geometricam vocamus. Mathesi tamen sua natura priva non est et propria; oritur etenim ex identitatis perceptione, quae locum habere potest, etiamsi ideae non repraesentent extensum.“ — Ueber die Verbindung geometrischer Axiomen mit identischen Sätzen, sehe man Dr. Campbels Philosophy of Rhetorik, 1stes Buch, 5tes Kap. 1 Abschn.

lein dafür halte, sondern daß sie auch wirklich so existiren; und daß wenigstens, in Rücksicht auf diese Gegenstände, ein allwissendes und untrügliches Wesen mich nicht für irrend erklären kann. Von diesen Wahrheiten bin ich so gewiß überzeugt, daß ich kein Bedenken trage, ein jedes Wesen eines Irrthums zu beschuldigen, das anders darüber denkt, als ich. Denn man nehme an, daß ein erkennendes Wesen, ein Engel zum Beispiel, nicht glaube, daß es in der Welt solche Gegenstände, gebe, als dies Sonnensystem, diese Erde, diese Berge, Thiere, Häuser, und das Wesen, was ich mich selbst nenne, sind; könnte ich es mit allen meinen Bemühungen dahin bringen, zu glauben, daß eine solche Meinung wahr sey, und einen mit der Natur der Dinge übereinstimmenden Saz in sich schließe? Dies ist unmöglich und undenkbar. Mein Verstand sagt mir, daß eine solche Meinung eben so gewiß falsch sey, als daß zweymal zwey zehn, oder daß Dinge, die ein und eben demselben Dinge gleich seyn, unter einander ungleich seyn können. Und doch ist es eine Meinung, die die Allmacht wahr machen könnte, wenn sie das ganze Sonnensystem vernichtete, oder, welche zu glauben sie mich auch zwingen könnte, wenn sie mich meines Verstandes beraubte. Aber so lange dies Sonnensystem nicht vernichtet, und mein Verstand

nicht verkehrt wird; so giebt es kein geometrisches Axiom, was für mich wahrer wäre, als daß dies Sonnensystem, und die übrigen Gegenstände, die ich oben anführte, wirklich existiren; es giebt kein geometrisches Axiom, das ein größeres Recht hätte, für einen Grundsaz der menschlichen Erkenntniß gehalten zu werden, und auch keins, welches zu bestreiten ungereimter, unphilosophischer und unvernünftiger wäre.

3. Daß der Schnee weiß, das Gold gelb, das Feuer brennend, und der Zucker süß sey, nehmen wir als wahr an. Diese Körper berühren unsere Augen, Geschmack und Gefühl auf eine eigenthümliche Art, und wir haben keine Ursache zu glauben, daß sie die Organen verschiedener Menschen auf eine verschiedene Art affiziren. Im Gegentheil glauben wir mit voller und gegründeter Zuversicht, daß sie auf die Organen aller Menschen dieselbigen Eindrücke machen. Die Sensationen, die wir von ihnen empfangen, hängen von dreien Dingen ab: von der Natur des wahrgenommenen Gegenstandes: von der Natur des empfindenden Werkzeugs, und endlich von der Natur des wahrnehmenden Wesens. Die Gottheit könnte die Natur eines jeden dieser Gegenstände verändern, und Zucker bitter, Feuer kalt, Gold grün und Schnee schwarz machen. So lange dies aber nicht

geschieht, oder was einerley ist, so lange die Welt das bleibt, was sie jezt ist; so ist es so gewiß wahr, daß der Schnee weiß, das Feuer brennend ist, u. s. w. als daß zweimal zwey vier machen, oder daß ein Ganzes größer, als eins seiner Theile ist. Wenn wir annehmen, daß der Schnee schwarz, nicht weiß ist, so müssen wir auch annehmen, daß unsere Sinne und Verstand trügliche Vermögen sind, und können also auch nichts für wahr erklären, was nicht eine ganz andere Evidenz, als die der Sinne und des Verstandes für sich hat. Wenn ein Wesen von einer ganz verschiednen Natur zu mir sagte: der Schnee ist schwarz und heiß; so würde ich antworten, (vorausgesezt, daß dies Wesen die Wörter in eben der Bedeutung brauchte, worinn ich sie nähme,) er kann vielleicht deinen Sinnen so scheinen, allein den meinigen scheint er nicht so; es kann also für deine Seelenkräfte wahr seyn; und wenn dies ist, so muß es auch einen Theil deiner Philosophie ausmachen; allein in meine Philosophie kann ich es niemals aufnehmen, weil es meinen Kräften und meiner Erfahrung widersprechend ist *). Wenn aber dasselbige Wesen

*) Hieraus folgt nicht, daß dasselbige Ding wahr und falsch seyn könne: wahr in Rücksicht auf diesen;

behauptete, daß ein Theil dem Ganzen gleich wäre; so würde ich antworten, daß dies unmöglich sey, und daß keiner so denken könne, als wer seinen Verstand verloren hat. Wenn dies Wesen sagte, daß das Sonnensystem, das Newton erklärt habe, nicht existire; so würde ich sagen, daß es irre,

falsch in Rücksicht auf einen andern; und daß also Wahrheit nichts absolutes und unwandelbares, sondern veränderlich und relativ sey. Ich bemerkte vorher, daß unsere Empfindungen von drey Umständen abhangen: von der Natur des wahrgenommenen Gegenstandes, des empfindenden Organs und des wahrnehmenden Wesens. Eine Veränderung also in einem von diesen dreien Dingen verändert die Empfindung, wenn die übrigen beiden auch dieselbigen bleiben. Wenn also auch die Eigenschaften des Schnees, dieses wahrgenommenen Gegenstandes, dieselbigen bleiben; so kann er doch in einer gewissen Klasse empfindender Wesen eine Art vom Gefühl, in einer andern eine andere hervorbringen. — Verschiedenheit der Sensation entsteht gleichfalls aus den verschiedenen Zuständen des Organs. Ein jeder, der die eine Hand im Busen gehalten, die andere Hand aber der kalten Luft ausgesezt hat, wird dasselbige Wasser mit der einen Hand als kalt, mit der andern als warm fühlen. Er glaubt aber deswegen nicht, daß irgend eine Veränderung mit

und daß es nicht so urtheilen würde, wenn seine Kenntnisse vollständiger wären; daß ich aber seines Daseyns gewiß sey. — Auf diese Art sehen wir am besten, welcher Unterschied unter diesen dreien Arten von Gewißheit sey. In Rücksicht auf den Menschen aber sind sie alle gleich groß und gleich unwiderleglich; und keine davon kann von uns verworfen oder bezweifelt werden, ohne allen Unterschied zwischen Trug und Wahrheit aufzuheben, und unsere Kräfte sowohl als Sinne für trüglich zu erklären.

4. In Ansehung der moralischen Wahrheiten können wir es von uns selbst nicht erzwingen, daß die Gottheit (man verzeihe mir diesen Ausdruck) anders darüber denke, als wir. Wenn wir sie für allwissend und untrüglich halten, können wir denn auch zugleich glauben, daß ihrem Urtheile nach Grausamkeit, Ungerechtigkeit, Undankbarkeit Lob und Belohnung, und die entgegengesezten Tu-

dem Wasser vorgehe, sondern daß dieselbige Temperatur desselben beide Eindrücke hervorbringe. Auf eine ähnliche Weise glauben wir nicht, daß ein Kleid oder auch nur die Farbe verwandelt werde, wenn sie uns auch bey Tage grün, beim Lichte blau, und einer gelbsüchtigen Person in einem jeden Lichte gelb scheint.

genden hingegen Tadel und Strafe verdienen. Dies ist ganz unmöglich. Wenn man das leztere glaubt, so kann man das erstere nicht annehmen. Der gemeine Menschenverstand zeigt schon, daß ein alles erkennendes Wesen eben so wenig eine solche Meinung hegen könne, als ich mit meinen jezt geöfneten Augen es hindern kann, das Licht zu sehen. Wenn ein erschaffenes Weses das für Laster hielte, was wir für Tugend halten, und umgekehrt; was würden wir von einem solchen Wesen denken? Würden wir es nicht ohne Bedenken für vernunftlos, und seine Meinung für ungereimt erklären? Die Ungereimtheit ist noch immer denkbar, und kann in Worten so ausgedrückt werden, daß sie keinen Widerspruch in sich schließt; daß aber ein Wesen so denken könne, ohne im Irrthum zu seyn, dies ist für uns eben so unbegreiflich, als daß dasselbige Ding zugleich wahr und falsch sey *).

*) Loke sagt, daß moralische Wahrheiten demonstrirt werden können. Wenn er damit meint, daß sie einer solchen Evidenz fähig sind, die einen jeden vernünftigen Manne befriedige, so hat er zuverläßig Recht. Wenn er aber unter Demonstration das versteht, was die Mathematiker sich dabey denken, d. i. einen Beweis, der in einem oder mehreren für sich selbst evidenten Axiomen, deren Gegensäze

Ich rede hier von den großen und, so zu sagen, leitenden Grundsäzen der Sittenlehre und menschlichen Pflichten. Es giebt manche untergeordnete Pflichten, die aus besondern Formen von Staatsverfassungen und Erziehung entstehen; es finden sich ferner einige andere, die, so bewunderswürdig sie auch der Vervollkommnung unserer Natur angemessen sind, doch so groß und erhaben sind, daß die menschliche Seele, wenn sie von keiner höhern Offenbarung unterstüzt wird, schwerlich im Stande ist, sie zu entdecken; was aber Gerechtigkeit, Dankbarkeit und andere Tugenden betrift, die, so viel wir wissen, vernünftige Wesen nicht verkennen und verkennen können; so ist es unmöglich, daß unsere Meinungen darüber unrichtig seyn sollten. Es giebt, sage ich, Pflichten, die vernünftige Wesen unmöglich nicht wissen können;

undenkbar sind, aufgelöst werden könne; so gebe ich zu, daß weder moralische noch historische, noch eine Menge anderer Wahrheiten von der unbezweifelten Gewisheit einer solchen Demonstration fähig seyen. Man muß aber annehmen, daß Loke dies Wort in keiner strengern Bedeutung genommen hat, als in welcher es gewöhnlich gebraucht wird; und nach dieser kann ein jeder Beweis, der der Vernunft oder den Sinnen unbezweifelte Gewisheit giebt, Demonstration genannt werden.

denn wenn moralische Gesinnungen Resultate einer gewissen vis insita sind, die der vernünftigen Seele vom Schöpfer mitgetheilt worden ist; so müssen sie so allgemein seyn, als die vernünftige Natur selbst, und so fortdaurend, als die Wirkungen von irgend einem andern Naturgeseze; und es ist eben so ungereimt, ihre Wahrheit oder Gültigkeit, als irgend ein anderes unläugbares Faktum zu bestreiten. Verschiedene bekannte Schriftsteller haben diese Art zu schließen, wie das Prinzipium, wovon sie ausgeht, geläugnet, oder wenigstens, indem sie das eine in Zweifel gezogen, uns in Ansehung der andern zweifelhaft zu machen gesucht. Sie haben beweisen wollen, daß das moralische Gefühl in verschiedenen Ländern und bey verschiedenen Formen von Religion, Staatsverfassung und Sitten verschieden sey; daß also in Rücksicht auf sie keine vis insita sich in der Seele finde; daß wir vor aller Erziehung gegen Tugend und Laster völlig gleichgültig wären, und daß eine der unsrigen entgegengesezte Erziehung uns das für Tugend würde haben halten lassen, was wir jezt für Laster erkennen, und umgekehrt; mit einem Worte, daß moralische Gefühle eben so sehr Wirkungen von Gewohnheit und menschlicher Kunst seyen, als unser Geschmack in Kleidern, Möblen und die Moden des gesellschaftlichen Umgangs sind. Um dieses darzuthun,

hat man eine Menge von Faktis gehäuft, um die ungeheure Verschiedenheit und selbst Widersprüche zu zeigen, die sich in den moralischen Meinungen verschiedener Völker, Zeitalter, und Himmelsstriche finden. Untern allen neuern skeptischen Behauptungen scheint mir diese eine der gefährlichsten zu seyn. Ich habe mir viele Mühe gegeben, sie sowohl um meiner eigenen Beruhigung, als um derentwillen, deren Unterricht mir anvertraut ist, gründlich zu untersuchen; und diese Untersuchung ist völlig zu meiner eigenen Befriedigung ausgefallen. Allein die Materialien, die ich darüber gesammlet habe, sind zu zahlreich, als daß sie hier eingeschoben werden könnten. Die skeptischen Beweise gründen sich nicht allein auf falsche Begriffe über das Wesen der Tugend, sondern auch auf unrichtig vorgestellte und ausgelegte Fakta, und sind so unbestimmt und leer, daß sie fast gar keinen Sinn haben. Aus der großen Zahl historischer sowohl, als philosophischer Untersuchungen, die ich anzustellen für nöthig fand, vergrößerte sich die Abhandlung über die Unveränderlichkeit und Allgemeinheit der moralischen Wahrheiten, die ich in einige Blätter fassen zu können geglaubt hatte, bald zu einem ganzen Bande. Ich dachte ihn schon vor einigen Jahren zu Ende zu bringen; allein ich

bin durch eine Menge unvorhergesehener Zufälle daran gehindert worden.

5. Ueber Wahrscheinlichkeit kann vielleicht ein höheres Wesen anders denken, als wir, und doch Recht haben. Denn jeder Saz ist entweder wahr oder falsch; und jede wahrscheinliche vergangene Begebenheit hat sich entweder zugetragen, oder nicht, so wie eine jede wahrscheinliche künftige sich entweder eräugnen wird, oder nicht. Um dieser Unvollkommenheit unsrer Kräfte und Eingeschränktheit unsrer Erfahrung willen können wir allerdings unrichtig urtheilen, wenn wir glauben, daß eine gewisse Begebenheit sich entweder eräugnet hat, oder noch eräugnen wird, und ein Wesen von größerer Erfahrung und vollkommnern Verstande kann also urtheilen, daß wir uns irren; daß nämlich diese oder jene Begebenheit sich nie eräugnet hat, und auch nie eräugnen wird. Allein hieraus folgt im geringsten nicht, daß man auf eine kluge und vernünftige Art in seine wahrscheinlichen Kenntnisse, als in trügliche, ein Mißtrauen sezen müsse. Was jemand nach der Einrichtung seiner Natur als wahrscheinlich anzunehmen determinirt wird, das muß er auch als wahrscheinlich annehmen; dies ist in Rücksicht auf den Menschen Wahrscheinlichkeit, (wahrscheinliche Wahrheit, probable truth,

sagt der V.) Etwas nicht als wahrscheinlich gelten lassen, was er doch dafür erkennen muß, ist bloßer Eigensinn; und auch das nicht für wahrscheinlich halten, was alle übrige Menschen, die alle Umstände zu betrachten und zu untersuchen Zeit, Kräfte und Willen hatten, dafür erklären, würde mit Recht einer sonderbaren Laune oder einem Mangel vom Verstande zugeschrieben werden. Wenn jemand in einem solchen Falle widerspenstig wäre; so würden wir natürlich fragen, woher kommt es, daß sie über diesen Punkt so verschieden von uns denken? Haben sie einige Ursache zu glauben, daß wir uns geirrt haben? Ist denn ihre Kenntnisse der Umstände, aus welchen wir die Wahrscheinlichkeit dieser Begebenheit ableiten, von der unsrigen unterschieden? Wissen sie hierüber etwas, was uns unbekannt ist? Antwortet ein solcher mit Nein, und widerspricht unsrer Meinung dennoch, so werden wir ihn gewiß für einen unvernünftigen Mann halten. Alles also, was einem Menschen anschauend wahrscheinlich vorkömmt, muß für eine der ersten Grundlagen oder Grundsäze der menschlichen Erkenntniß gehalten werden. Ein menschliches Geschöpf handelt unvernünftig, wenn es sich dagegen sträubt: und wenn es dieses nicht für wahrscheinlich erkennen will; so kann es sich nachher, ohne sich selbst zu widersprechen, bey

keiner einzigen den Menschen so scheinenden Wahrscheinlichkeit beruhigen.

Aus dem, was ich gesagt habe, erhellt, daß es verschiedene Arten von anschaulicher Gewißheit gebe, und daß diejenigen, die keine Wahrheit, als an sich evident gelten lassen wollen, die nicht alle charakterischen Eigenschaften geometrischer Axiomen an sich haben, im Irrthume sind. Aus der Art, wie ich diese Materie vorgetragen habe, würde es leicht seyn, diese anschaulichen Gewißheiten in Klassen zu bringen; allein dies ist hier nicht nöthig. Ich handle an dieser Stelle nämlich von der Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit, in sofern sie durch menschliche Kräfte wahrgenommen wird. Was für anschauliche Säze der Mensch, vermöge der Geseze seiner Natur, als gewiß oder wahrscheinlich glauben muß, die sind für ihn gewisse oder wahrscheinliche Wahrheit; diese müssen einen Theil der menschlichen Kenntniß ausmachen und so lange unveränderlich bleiben, als die menschliche Natur nicht verwandelt wird. Und ich muß es daher oft wiederholen, daß ein jeder, der solche anschauliche Wahrheit übern Haufen zu werfen, oder andere Menschen in Ansehung ihrer ungewiß zu machen sucht, der gesunden Vernunft eben so sehr entgegen handle, und die Wahrheit der menschlichen Erkenntniß eben so sehr zernichte,

als wenn er sich an Wahrheiten vergriffe, von denen er selbst wüßte, daß sie mit den ewigen und nothwendigen Beziehungen der Dinge übereinstimmen. Ob die Gottheit diese Wahrheiten in Irrthümer verkehren könne, oder nicht, das haben wir nicht nöthig zu untersuchen, weil es uns gar nichts hilft, ob wir dieses wissen oder nicht. Es schickt sich besser für uns, mit Demuth und Ehrfurcht zu untersuchen, was sie gethan hat, als vergebens und vielleicht vermessen ergrübeln zu wollen, was sie thun kann. Alles, was ihr gefallen hat, in dieser Welt zu veranstalten, ist eben so sicher eingerichtet, als wenn es an sich selbst unveränderlich, und von aller Ewigkeit da wäre, und ist auch so unwandelbar, als ihr eigenes Wesen, so lange sie will, daß es bleiben soll, wie sie es gemacht hat.

2ter Th. 2tes Kap. 1ster Abschn. S. 187. anstatt der Worte: Immerhin mögen die heutigen Skeptiker u. s. w. folgende: Sein Verfahren bey der Behandlung irgend eines Gegenstandes oder einer Untersuchung war sehr merkwürdig. Er gab sich das Ansehen einer unwissenden Person, und schien nur zu seiner eignen Belehrung Fragen vorzulegen, wenn er seinem Schüler oder Gegner zur Anerkennung irgend einer nüzlichen Wahrheit hinleitete. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Art

des Unterrichts nicht allgemeiner gebraucht wird. Keine andere Methode erzeugt eine so vollständige Ueberzeugung in der Seele des jungen Lehrlings, und bildet seinen Verstand auf eine so wirksame Art aus, als diese: denn indem er auf diese Art mit seinem Lehrer in der Aufsuchung der Wahrheit gemeinschaftlich fortgeht, wird seine Aufmerksamkeit geheftet, seine Phantasie geleitet und sein Verstand so sehr geübt, als wenn ihre Entdeckung ihm ganz allein zugehörte.

2ter Th. 2tes Hauptst. 2ter Absch. Note zu den Worten: indem er (D. Reid) bewiesen, daß Berkeleys und anderer Vernünfteleyen über die sogenannten u. s. w. Deskartes, Loke und Berkeley sezen voraus, daß das, was wir einen Körper nennen, weiter nichts, als eine Sammlung von Eigenschaften sey, und diese Eigenschaften theilen sie in wesentliche (primary, qualités premiéres) und unwesentliche (secondary, qualités secondes) ab. Zu den erstern gehören Größe, Ausdehnung, Solidität, u. s. w. von welchen Deskartes und Locke zugeben, daß sie sich zu allen Zeiten in den Körpern finden, sie mögen wahrgenommen werden oder nicht. Zu den leztern gehören die Hize des Feuers, der Geruch einer Rose u. s. w. und diese, sagen die genannten Schriftsteller und Berkeley, existiren nicht in den Körpern, sondern

in der wahrnehmenden Seele. Ein Irrthum, in den sie gefallen sind, weil sie glaubten, daß die Wörter, Hize, Geruch, Geschmack, u. s. w. weiter nichts, als eine Wahrnehmung oder Empfindung bedeuteten, da ich vorher gezeigt habe, daß sie auch etwas äußeres anzeigen. Berkeley folgte den Winken, die ihm Deskartes, Malebranche und Locke gegeben hatten, und brauchte dasselbige Raisonnement, um zu beweisen, daß die wesentlichen so wenig, als die unwesentlichen Eigenschaften wirklich existiren, und daß folglich die Materie, die aus diesen beiden Eigenschaften und aus nichts andern besteht, nur als eine Idee in dem wahrnehmenden Geiste vorhanden sey, und auch nicht länger fortdaure, als sie wahrgenommen werde.

2ter Th. 2tes Kap. 3ter Abschn. S. 255. **Note zu den Worten: Allein sie (die Stoiker) suchten stets Schicksal und Freiheit mit einander zu vereinigen.** »Unter Fatum scheinen die Stoiker eine »durch die unveränderlichen Rathschlüsse der Gott»heit festgesezte Reihe von Begebenheiten, oder »die Geseze der Vorsehung, nach welchen die Welt »regiert wird, verstanden zu haben. Aus ihren »Schriften wird es offenbar, daß sie das Fatum »nicht auf eine der Freiheit der menschlichen Hand»lungen nachtheilige Art verstanden und vertheidigt »haben.« Man sehe Herrn Karters vortrefliche

Einleitung in die schöne Uebersezung der Werke des Epiktets §. 17.

2ter Th. 2tes Kap. 3ter Absch. S. 266. Nach den Versen von Young, folgende Citation. Oder in der einfältigern Sprache eines andern großen Mannes: wenn wir die Würde eines denkenden Wesens betrachten, und diese gegen die todte und leblose Materie in die Wagschale legen, so können wir ohne die menschliche Natur zu sehr zu erheben, annehmen, daß die Seele eines tugendhaften und frommen Mannes von größerm Werth und Vortreflichkeit sey, als die Sonne, ihre Planeten und alle Sterne in der ganzen Welt. (Berkeleys Predigten, 8.)

Eben das. S. 267. nach den Worten: In eben dem Charakter hervorbringen, folgende Absäze. Einige Fatalisten läugnen, daß unsere innern Gefühle die Freiheit des Willens beweisen. Es ist wahr, sagt ein würdiger und scharfsinniger, wiewohl auch phantasienreicher Schriftsteller, daß jemand durch inneres Gefühl die Freiheit seines Willens beweisen könne, wenn er darunter das Vermögen versteht, zu thun, was er wünscht und verlangt; oder den Trieben der Sinnlichkeit, des Ehrgeizes, u. s. w. sich zu widersezen: denn dies versteht man unter freiem Willen in der gemeinen gewöhnlichen Bedeutung. Ein jeder kann sich leicht

auf Fälle besinnen, wo er dieses gethan hat. Allein diese gehören gar nicht zur gegenwärtigen Frage. Um zu beweisen, daß der Mensch in einer dem Mechanismus entgegengesezten Bedeutung Freiheit des Willens habe, müßte er fühlen, daß er mehrere Handlungen vornehmen könnte, wenn gleich die Bewegungsgründe dieselbigen blieben. Und hier, glaube ich, zeugen die innern Gefühle ganz gegen den freien Willen, wenn nämlich die Bewegungsgründe uns bekannt sind; sind sie es aber nicht, so kann gar nichts daraus bewiesen werden. (Hartley Betr. über den Menschen I. 507. S.) Fragen von dieser Art würden leichter aufgelöst werden, wenn es den Schriftstellern gefiele, ihre Meinungen durch Beispiele zu erläutern. Wenn dies nicht geschieht; so können wir nicht sicher seyn, ob wir ihre Meinungen recht verstehn, weil die Sprache besonders bey abstrakten Materien aller unsrer Sorgfalt ungeachtet, doch sehr oft unbestimmt und zweideutig wird. Wenn ich diesen Schriftsteller recht fasse und seine Grundsäze nach meinen eigenen Erfahrungen prüfen darf; so muß ich nothwendig schließen, daß er sich in Ansehung des Fakti selbst sehr irre. Wir wollen ein Beispiel nehmen. Es wird jemand zu einem Verbrechen versucht: der Bewegungsgrund, es zu begehen, ist entweder Liebe des Geldes, oder Befriedigung irgend einer

Begierde: der Bewegungsgrund, der ihn zurück hält, ist entweder Betrachtung von Pflicht, oder Sorge für seinen guten Namen. Ein solcher möge nun diese Bewegungsgründe eine Stunde, einen Tag, eine Woche in seiner Seele gegeneinander ab; und während dieser ganzen Zeit käme zu diesen entgegengesezten Gewichten keine andere Betrachtung hinzu; eine Voraussezung, die ich machen darf, weil ich weiß, daß sie nicht allein möglich ist, sondern daß sie auch wirklich oft statt findet. So lange also die Seele eines solchen Mannes in diesem Zustande bleibt; so sind auch die Bewegungsgründe von beiden Seiten immer dieselbigen; und doch ist es mir unbegreiflich, daß er während dieser Zeit in die Nothwendigkeit gesezt werden sollte, das Verbrechen zu begehen, oder nicht zu begehen. Er ist freilich gezwungen, es zu vollenden, oder nicht zu begehen; allein ein jeder fühlt in einem solchen Falle, daß er die Macht hat, das eine oder das andere zu wählen. Wenigstens habe ich, so weit meine Erfahrung reicht, nie eine solche Nothwendigkeit gefühlt, oder gemerkt, daß andere sie gefühlt haben.

Wir wollen ferner zwo Personen annehmen, die unter den oben angeführten Umständen der Versuchung nachgaben, aber bey der nachherigen Betrachtung ihres Verfahrens auf eine verschiedene

Art davon gerührt werden: die eine, entweder mit dem Glück oder Schicksale, oder der Vorsehung rechtend, daß sie sie in eine so verführerische Lage gesezt, und durch ihr unwiderstehliche Versuchungen gereizt hat: die andere aber sich selbst anklagend und tadelnd, daß sie dem bösen Bewegungsgrunde nachgegeben und dem guten widerstanden hat: — und nun frage ich, welche von diesen beiden Arten von Reue ist die vernünftigste? Die erste, die mit der Behauptung der Fatalisten, oder die andere, die mit dem allgemeinen Glauben des menschlichen Geschlechts übereinstimmt? Kein Gottesgelehrter, oder Moralist, oder vernünftiger Mann hat jemals gelehrt und behauptet, daß wahre Reue oder Buße anfange, bevor der Schuldige sich bewußt werde, daß er etwas gethan oder vernachläßigt habe, was er nicht hätte thun oder versäumen sollen: ein Gefühl, das nicht allein ungereimt, sondern unmöglich wäre, wenn alle verbrecherische und schuldige Menschen innerlich fühlten und glaubten, daß sie nicht anders handeln konnten, als sie wirklich gehandelt haben. So bald man jemand davon überzeugt hat; so kann er zwar fortfahren, sich selbst zu bedauern, oder das Glück anzuklagen; aber seine Reue ist aufgehoben. Es ist fast immer ein Theil, oder auch der ganze Inhalt der Sprache

reuiger Personen: ich wünschte, die That wäre nie verübt worden; ich Elender, daß ich der Versuchung nicht wiederstehen konnte? — Schließt diese eine Voraussezung der reuigen Person in sich, daß sie gezwungen war, so zu handeln, als sie handelte, und daß ihr Betragen unmöglich anders seyn konnte, als es war? Mir scheint gerade das Gegentheil darinn zu liegen. Bin ich denn etwa kein kompetenter Richter in dieser Sache? Habe ich mich nicht oft in solchen Fällen gefunden? Ist dies nicht oft die Sprache meiner Seele gewesen? Oder hat jemand das Herz zu sagen, daß ich meine eigenen Gedanken nicht kenne, oder daß er sie besser wisse, als ich? — Alle Menschen haben gewiß nur zu häufige Erfahrung dieses Theils der Reue; was hilfts denn, viele Worte zu machen, wenn eine Frage oder Streitigkeit so leicht durch Erfahrung entschieden wird.

Eben das. S. 272. hinter den Worten: **In ihren Worterklärungen gewissenhaft unpartheiisch seyn werden,** folgender Absaz. Die Theorienschöpfer fangen gemeiniglich mit einigen solcher Erklärungen an. Diese geben nun ein Ansehen von Offenheit und Deutlichkeit. Wir sehen es als ein Gesez an, daß ein jeder Worte brauchen könne, in welcher Bedeutung er will, wenn er anders diese Bedeutung nur anzeigt; und wir halten es für

Streitsucht, über Wörter Aufhebens zu machen. Wir lassen uns daher leicht bewegen, Definitionen anzunehmen, die meistens richtig scheinen, und der Analogie der Sprache nicht offenbar widersprechen. Allein der Verstand des Schriftstellers, wenn er schreibt, und der des Jünglings, wenn er liest, sind auf ganz verschiedene Arten gestimmt. Der erstere kennt sein System und richtet seine Definition darnach ein; der andere kennt dies System nicht, und nimmt also auch die Richtungen der Definition nicht wahr. Ferner ist ein jedes System in einem gewissen Grade dunkel, wenn man erst anfängt, es zu studiren; und diese Dunkelheit versteckt das Erzwungene oder Unerklärte in den einleitenden Untersuchungen. Auf diese Art wird die Seele des unpartheyischsten und aufmerksamsten Lesers zum Irrthume schon lange vorher zubereitet, ehe er des Schriftstellers wahre Absicht einmal kennt. Je mehr dieser alsdann gewohnt ist, Wörter in einer gewissen Bedeutung zu brauchen; desto natürlicher kommen sie ihm vor, und je weiter er sich in ein System einläßt, desto mehr wird er damit ausgesöhnt. Können wir uns also über die Verschiedenheit moralischer Systeme wundern? wundern, daß des Menschenverstand so leicht durch abstraktes Raisonnement irre geführt wird? Können wir uns über den Beifall eines Systemerbauers

wundern, wenn er die Sprache nur einigermaßen in seiner Gewalt hat, eine gewisse Verschmiztheit besizt, und sein System mit den Sitten und Grundsäzen seiner Zeitgenossen übereinstimmend zu machen weiß? Uns sollte es nicht einmal auffallend seyn, daß die größten und verabscheuungswürdigsten Ungereimtheiten auf eine so wahrscheinliche und annehmliche Art können vorgetragen werden, daß sie selbst dem kundigen und scharfsinnigen Leser eine Zeitlang täuschen, bis endlich, wenn des Schriftstellers Absicht sich äußert, der gemeine Menschenverstand zu wirken anfängt, und Menschen zu ihren instinktartigen und anschaulichen Gefühlen, als die kräftigste Schuzwehr gegen die Angriffe von Dialektikern, ihre Zuflucht nehmen.

3ter Th. 1stes Kap. S. 306. Note zu den Worten: **Ja vielleicht auch unfähiger machen, sie zu erkennen.** — Man sehe die Geschichte des Pertinax im Rambler Nr. 95. wo die Wirkungen einer zur Gewohnheit gewordenen Streitsucht in der Verkehrung des Verstandes und der Verderbniß des Herzens mit gleicher Stärke und Schönheit gezeigt werden. — (Und nach dieser Note sind folgende Absäze eingerückt.)

Einige halten es für einen außerordentlichen Vorzug, für oder wider eine jede Sache streiten, oder eine jede Frage angreifen und vertheidigen zu

können; allein diesen so sehr bewunderten Vorzug kann ein jeder, der nur mäßige Fähigkeiten besizt, durch ein wenig Uebung erlangen. Mäßige Fähigkeiten sind zur Erwerbung dieses Talents vielleicht am geschicktesten. Ungewöhnliche Empfindlichkeit und Scharfsinn, die unzertrennlichen Gefährten, oder vielmehr die wesentlichsten Bestandtheile des Genies sind, sezen ihren Besizer in Stand, die Wahrheit mit wenig Mühe zu entdecken, und interessiren ihn zugleich so stark für sie, daß er seine Aufmerksamkeit nicht auf die entgegengesezten Seiten von Fragen wenden kann. Er giebt sich also niemals besondere Mühe, für die Gegensäze von Wahrheiten Scheingründe ausfindig zu machen, und bringt es also auch in dieser Arbeit selten zu einem gewissen Grade von Fertigkeit. Allein Menschen von langsamem Verstande und träger Einbildungskraft gehen ohne Feuer und heftige Anstrengung nur Schritt vor Schritt in ihren Untersuchungen fort; ihre Aufmerksamkeit wird also auch gar nicht zerstreut, und sie eilen also auch nicht schnell zu entscheidenden Schlüssen, zu denen der Mann von Genie gelangt, ohne alle Mittelsäze ängstlich untersucht zu haben. Sie erwerben sich also natürlich ein Talent für die umständliche Beobachtung und für die geduldige Untersuchung aller begleitenden Umstände; ihre Unempfindlichkeit

hindert sie zugleich, sich für die eine oder die andere Seite mit Wärme zu intereßiren, und läßt ihnen Zeit, sowohl ihre eigene Gründe, als die Beweise ihrer Gegner kaltblütig zu untersuchen. Dies giebt ihnen eine große Ueberlegenheit im Disputiren, und macht sie geschickt, nicht die Wahrheit zu entdecken, sondern Gegner in Verlegenheit zu sezen, und Systeme, welche sie wollen, zu vertheidigen.

Man hat mir erzählt, daß Newton das erstemal, als er den Euklides las, sogleich und fast anschauend die Wahrheit der vorgetragenen Säze erkannte, noch ehe er ihre Beweise sich bekannt gemacht hatte. Eine solche Lebhaftigkeit und Stärke der Urtheilskraft sind freilich etwas außerordentliches, und bey mathematischen und physischen Wahrheiten können wir ein solches Vorausgreifen der Schlüsse auch bey Personen von mehr als mittelmäßigen Talenten nur selten erwarten. Bey moralischen Untersuchungen hingegen, und solchen Fragen, die in Gesellschaften aufgeworfen werden, ist selten eine Vergleichung einer großen Menge von Beziehungen und Begriffen nöthig; ein jeder Mensch von gesundem Verstande sieht die Wahrheit mit eins ein; oder wenn dies nicht geschieht, so kommt dies von der Unwissenheit gewisser Faktorum und Umstände her, die man durch eine bloße

Erzählung bald erfahren kann, die aber durch Streit und Widerspruch immer mehr und mehr versteckt und verwirrt werden. Wenn man die streitigen Fakta und die daraus entstehenden Schwierigkeiten nicht ins Reine bringen kann; so würde es, glaube ich, am besten seyn, eine solche Materie aufzugeben, und von etwas andern zu reden.

Es ist lustig genug, wenn man solche geübte Kämpfer ihr Verfahren aus einem angeblichen Eifer für Wahrheit rechtfertigen hört. Allein nicht Liebe der Wahrheit, sondern Begierde nach Sieg ist es, die sie in Streitigkeiten verwickelt. Ich habe sehr oft dergleichen Disputationen angehört; allein ich habe selten bemerkt, daß sie auf irgend eine nüzliche Entdeckung hingeleitet wurden, oder sich damit endigten. Wenn auch Eitelkeit, Stolz und Liebe zum Sonderbaren nicht mit im Spiele sind; so drehen sie sich gemeiniglich auf irgend einer Zweideutigkeit von Worten, oder unrichtiger Vorstellung von Faktis, die beide Partheien, in der festen Ueberzeugung, alles gut zu verstehen, aufzuklären und zu bestimmen, sich keine Mühe geben; und sie werden daher durch die Eitelkeit oder den Eigensinn der redenden Personen, vielleicht auch durch das Vergnügen, sich selbst reden zu hören, so lange fortgesezt, bis ein Zufall sie

mehr durch das Stillschweigen der streitenden Partheien, als durch die Vereinigung ihrer Meinungen abbricht. Ich sahe einstens eine Gesellschaft von weder ungelehrten noch schlecht erzogenen Personen sich vereinigen, um einen Abend mit einander zuzubringen. Ein unglücklicher Zufall fügte es so, daß sogleich ein Streit über den Werth eines gewissen Kunstgrifs beim Quadrillespiel entstand, wobey einige von der Gesellschaft den Abend vorher intereßirt gewesen waren. Sogleich formirten sich zwo streitende Partheien, und die aufgeworfene Frage wurde mit vieler Wärme von sechs Uhr Abends bis Mitternacht untersucht, da die Gesellschaft aufbrach. Weil ich kein Eingeweihter des Spiels war; so konnte ich über die gute Sache eben so wenig urtheilen, als am Streit selbst Theil nehmen; ich bemerkte aber, daß eine jede der redenden Personen in der Meinung beharrte, die sie gleich anfangs vertheidigt hatte, und daß alle durch die ihnen entgegengesezten Beweise eher darinn bestärkt, als wankend gemacht wurden. Nicht alle Streitigkeiten sind mit einer solchen ungeheuren Verschwendung von Zeit, mit einer solchen niedrigen Beschimpfung der Vernunft und Sprache, endlich mit einer so strafbaren Gleichgültigkeit gegen die Vergnügungen der Freundschaft begleitet, als diese war; allein man wird doch die

meisten, wenn ich nicht irre, eben so unnüz und ununterrichtend finden.

Ich gebe zu, daß wir einen beträchtlichen Theil unserer Kenntnisse aus unserm Umgange mit andern sammlen; allein ich glaube nicht, daß wir diese vorzüglich den Streitigkeiten in Gesellschaft schuldig sind: und kein Mensch wird behaupten, daß die streitsüchtigen Gesellschafter die angenehmsten sind. Ich für meinen Theil habe diejenigen Gesellschaften stets als die angenehmsten und lehrreichsten befunden, in denen am wenigsten Widerspruch war, in denen ein jeder die größte Achtung für den Verstand und die Wahrhaftigkeit der übrigen bezeigte, und keiner die diktatorische Mine annahm, die für Liebhaber der Freiheit, Bescheidenheit und Freundschaft so beleidigend ist. Wenn ein Verzeichniß von allen den Wahrheiten gemacht würde, die man durch Streitigkeiten in Gesellschaften, oder durch Disputationen auf Schulen entdeckt hat; so würde man, glaube ich, finden, daß die streitenden Partheien eben so vortheilhaft für das menschliche Geschlecht, und gewiß mit größerm Nuzen für sich selbst würden gearbeitet haben, wenn sie während der Zeit einen Kreisel herumgepeischt, oder eine Klapper geschwenkt hätten.

Die ausschweifende Liebe der Stoiker für logikalische Spizfindigkeiten ist eine von den unange-

nehmsten Eigenheiten in den Schriften dieser Sekte. Ein jeder muß einen Ekel dagegen empfunden haben, wenn er gewisse Stellen in den vom Arrian aufgezeichneten Unterredungen des Epiktets las, und zugleich bemerkt haben, daß sie mehr dazu dienten, den Verstand zu schwächen und zu verwildern, als auszubilden. Man kann sichs kaum vorstellen, wie weit sie diese Art von Unsinn trieben. Sie hatten ein berüchtigtes Problem, was darauf hinaus lief: Wenn jemand sagt, ich lüge; lügt er alsdann, oder lügt er nicht? Wenn er wirklich lügt, so redet er die Wahrheit, und wenn er die Wahrheit sagt, so lügt er. — Diese Philosophen schrieben viele Bücher, um dies Problem aufzulösen. Chrysipp beglückte die Welt mit nicht weniger, als sechs, und Philetas studirte sich über der Auflösung zu Tode. Epiktet, dessen gesunder Verstand oft über die Thorheiten des stoischen Systems triumphirt, macht diesen logikalischen Unsinn mit Recht lächerlich. (Man sehe Arrian II. 17. Cicer. Lucull. c. 30.

Sokrates sezte auf alle Spizfindigkeiten wenig oder gar keinen Werth, weil es ihm mehr darum zu thun war, andere zu unterrichten, als sich selbst hervorzuthun. (Man sehe oben 2ter Th. 2tes Kap. 1ster Abschn.) Er zog seine Lehren aus dem, was diejenigen, mit denen er sich unterredete, ihm zuga-

ben, und er schnitt daher alle Streitigkeiten ab, weil seine Gegner ihm nicht widersprechen konnten, ohne sich selbst zu widersprechen. Und doch hat die Philosophie dem Sokrates vielleicht mehr, als irgend einem andern Menschen zu verdanken *).

*) Cicero nennt ihn an einer gewissen Stelle (de Fin. II.) parens philosophiae, und an einer andern Stelle sagt er, daß Sokrates, nach dem Urtheil von ganz Griechenland und den Zeugnissen aller Gelehrten, an Weisheit, Feinheit, Scharfsinn sowohl, als an Reichthum und Mannichfaltigkeit alle Menschen, bey einem jeden Gegenstande, den er behandelte, übertroffen habe, und daß die nachfolgenden Philosophen, so sehr sie auch in Ansehung ihrer Meinungen von ihm abgingen, doch immer stolz darauf waren, zur Sokratischen Schule zugehören, und auch gerne zugaben, daß sie ihre Grundsäze aus dieser großen Werkstätte nüzlicher Kenntnisse ableiteten. — Sokrates war der erste griechische Philosoph, der die Erfahrung zur Grundlage seiner Kenntnisse machte, der die Weltweisheit auf dies menschliche Leben anwandte, und nur solche Systeme schäzte, die zu nüzlichen Zwecken und Handlungen gebraucht werden konnten. Je mehr wir den Zustand der griechischen Gelehrsamkeit zur Zeit seiner Erscheinung, und den Stolz sowohl, als die Unbedeutenheit der So-

Note zum Schlusse des dritten Abschnitts des 2ten Kap. des 2ten Theils, S. 290. Es ist offenbar, (sagt ein großer Philosoph,) daß ich alles, was ich von Freiheit weiß, dem innern Gefühl zu verdanken habe, und daß ich also keine Meinung, die mit meinem innern Gefühle streitet, zulassen darf; und es wäre vielleicht besser, diese abstrakte Materie nach Art der Experimentalphilosophie zu behandeln, als viele hundert Seiten mit metaphysischen Untersuchungen anzufüllen. Maklaurins Geschichte der Entdeckungen Newtons, 1ste B. 4tes Kap.

Die Einrichtung der gegenwärtigen Welt (sagt der Bischof Butler,) und die Lage, worinn wir uns finden, sind so, als wenn wir frey wären. Und wir können daher mit Recht schliessen, daß,

phisten betrachten, die Griechenland damals als Orakel von Weltweisheit bewunderte, und mit deren Charakter sein Betragen, als eines öffentlichen Lehrers, einen so auffallenden Kontrast machte; desto mehr müssen wir fühlen, was wir diesem großen und vortreflichen Manne schuldig sind, von dem man sagte, daß er die Weltweisheit vom Himmel auf die Erde herabgebracht habe, und von welchem man mit Wahrheit sagen konnte, daß er die Kunst zu denken von Worten auf Sachen, und von der Phantasie aufs Herz leitete.

weil der ganze Fortgang unsrer Handlungen bey einem jeden Schritte, den wir thun, so ist, als wenn wir frey wären, wir auch wirklich frey sind. Analogy, part. I. ch. 6. §. 6.

Ein Fatalist — und dann ein anderer, der sich auf sein natürliches Gefühl verläßt, und sich für ein freihandelndes Wesen hält, werden von eben diesem vortreflichen Schriftsteller gegen einander gestellt. 1ster Th. 6stes Kap. §. 3.

3ter Th. 1stes Kap. S. 310. Note zu den Worten: **deutliche, praktische und nüzliche Kenntnisse zu erlangen.** Meine Absicht ist gar nicht, zu behaupten, daß die Gabe, eine streitige Frage von beiden Seiten vertheidigen und angreifen zu können, von gar keinem Nuzen sey. Wenn man sie mit Bescheidenheit und Höflichkeit braucht; so kann sie bisweilen dazu dienen, eine Gesellschaft zu beleben, und die Kräfte der Seele in Bewegung zu sezen. Sie kann vielleicht zu noch viel wichtigern Absichten gebraucht werden.

Cicero scheint geglaubt zu haben, daß der Zweck eines öffentlichen Redners nicht dieser sey, die Wahrheit zu erforschen oder zu erläutern, sondern eine Meinung wahrscheinlicher, als die andere zu machen, und daß man also, wenn der Redner sein Bestes gethan habe, nur sagen könne: Illum prudentibus diserte, stultis etiam vere dicere videri;

de Orat. Lib. I. et 3. Für ein solches Geschäft war die Disputation eine vorbereitende Uebung, wie eben dieser Schriftsteller oft sagt. Hieraus aber folgt nicht, daß eine Uebung im Disputiren dem Philosophen oder auch den öffentlichen Rednern nüzlich sey, die einen weit edlern Zweck, als der Ciceronianische Redner haben, und den Verstand sowohl unterrichten, als das Herz bessern wollen.

In einem Senat oder einer Versammlung, wo Geseze entweder gemacht oder vorbereitet werden sollen, ist es gleich nöthig und vortheilhaft, daß alle Gründe für oder wider öffentliche Maasregeln mit Freimüthigkeit vorgetragen werden. Dadurch werden nicht nur Geseze und Staatsverfassung erhalten, sondern auch die Gemüther beruhigt, und Feindseligkeiten vermieden, die nur zu allgemein gegen Personen in hohen Bedienungen sind. Ueberdem hängt die politische Wahrheit oft von so ausserordentlich verwickelten Grundsäzen ab, daß eine Magistratsperson oder Senator kaum seinem eignen Urtheile traut, bis er es durch das von andern bestätigt findet, und die wichtigsten Gründe, die dagegen vorgebracht werden könnten, gehört hat. Allein gegen eigene Ueberzeugung, oder blos um zu streiten, oder auch um eine Privatfeindschaft zu befriedigen, und eine Parthey zu unterstüzen — aus

allen diesen Ursachen zu widersprechen, ist gewiß öffentlichen Senatoren in feyerlichen Versammlungen unwürdig, wenn sie über die wichtigsten Angelegenheiten für Zeitgenossen und Nachkommen rathschlagen sollen.

Noch mehr: weil es besser ist, daß ein Schuldiger entwischt, als daß ein Unschuldiger bestraft wird, und weil Geseze nicht nur Streitigkeiten schlichten, sondern auch die Gemüther der Menschen so viel als möglich befriedigen sollen; so wird man gern zugeben, daß ein jeder Gefangener vor Gericht so lange für unschuldig gehalten werden müsse, bis Beweise des Gegentheils da sind: und daß jede Sache von beiden Seiten so lange und sorgfältig untersucht werden müsse, bis die Gründe, auf welchen das ausgesprochene Urtheil beruhet, allen, die dabey intereßirt sind, einleuchtend werden. Es ist daher gut, daß ein jede Parthey, so viel Wahrheit und Wohlstand es erlauben, alle ihre Kräfte zu ihrer Vertheidigung anwendet. Eine Fertigkeit also, Gründe und Gegengründe für und wider streitige Fragen ausfindig zu machen, scheint eine nothwendige Eigenschaft für eine jede Person zu seyn, die sich dereinst vor Gerichte hervorthun will. Denn je umständlicher dergleichen Fragen vor dem Richter untersucht werden; desto mehr Ehre haben nicht allein die Sachwalter, sondern

auch die Geseze, und destomehr Vortheil also das Ganze davon. Aber auch diese gerichtlichen Streitigkeiten können zu weit getrieben werden. Je mehr ein Sachwalter es sich erlaubt, von der Wahrheit abzugehen, Sachen mit Gründen zu verwirren, die er selbst für nichtig hält, die Urtheilskraft seiner Zuhörer durch unzeitige Erregungen ihrer Leidenschaften zu verdunkeln, oder auch durch vorsezliche Weitschweifigkeit zu ermüden, destoweniger wird er in Ansehung seines eigenen Charakters geachtet werden, und ein destoweniger nüzliches Mitglied der Gesellschaft seyn. Ich habe niemals einen Sachwalter deswegen tadeln hören, daß er eine notorisch schlechte Sache abgewiesen hat; allein es giebt gewiß nie eine Empfehlung, wenn einer eine jede Sache, sie sey gut oder schlecht, mit gleicher Bereitwilligkeit und Eifer fürs Lohn übernimmt.

Eine jede Meinung mit Leichtigkeit und Wahrscheinlichkeit vertheidigen zu können, ist unstreitig ein zierender Vorzug, und kann sehr oft eine nüzliche Tugend werden. Allein sie zu lehren, kommt mehr dem Rhetoriker, als Philosophen zu. Und es ist zu befürchten, daß junge Leute in ihrem Eifer, sie zu erwerben, öfterer sich in den Reiz, als in die Wahrheit verliebt haben, und aufmerksamer auf Worte, als auf Sachen geworden sind, und

daß sie dies Talent vielleicht zu rasch in Gesellschaft gezeigt, wo es eine unerträgliche Beschwerlichkeit wird, wenn es nicht durch Wiz und Bescheidenheit, durch eine sanfte Stimme und Gemüthsart gemildert wird. — Für die Philosophie, das heißt, für die richtige Beobachtung und Auslegung der Natur, scheinen mir Fertigkeit in gelehrten Streit und Theorien der Syllogismen gerade eine so anpassende Vorbereitung zu seyn, als die Seiltanzkunst es für das Studium des Landbaus ist.

Dritter Theil 2tes Kap. S. 335. Note zu den Worten: daß List, wenn sie die Regeln der Gerechtigkeit übertrete, strafbar und verabscheuungswürdig sey. Quippe cum ea (justitia) sine prudentia satis habeat auctoritatis, prudentia sine justitia nihil valet ad faciendam fidem. Quo enim quis versutior et callidior est, hoc invisior et suspectior, detracta opinione probitatis. *De Off. II. 9.* Fundamentum perpetuae commendationis et famae est justitia, sine qua nihil potest esse laudabile. *c. 20.*

Eben diese Lehre wird noch oft im dritten Buche und in seinen übrigen Werken, ja in allen guten Büchern wiederholt, mit denen ich bekannt bin. In allen vernünftigen Gesellschaften, wor-

inn ich gewesen bin, wurde eben diese Lehre zugegeben, und von keinem Menschen könnte man im Ernste glauben, daß er das Gegentheil annehme, ohne daß er nicht die Achtung und das Zutrauen seines Geschlechts verlöre.

Eben daselbst S. 336. zur ersten Citation Virgils Aeneide, B. 6. V. 547-665. Weil man die moralischen Gesinnungen ganzer Völker oft eben so gut aus ihren Fabeln und Ueberlieferungen, als aus ihrer Geschichte und Philosophie lernen kann; so wird man es vielleicht nicht als zweckwidrig ansehen, daß ich folgenden kurzen Auszug ans des Dichters erhabener Theorie über künftige Strafen und Belohnungen mittheile, deren Grundlinien er aus den Pythagoräern und Platonikern geschöpft hat, die sie wahrscheinlich wieder alten Ueberlieferungen zu danken hatten.

Das Schattenreich also wird vom Virgil in drey Distrikte oder Provinzen abgetheilt. An dieser Seite des Styx wandern die Seelen derjenigen, deren Leichnam nicht die lezte Ehre der Beerdigung wiederfahren, in einem melancholischen Zustande hundert Jahre umher, bevor ihnen erlaubt wird, über den Fluß zu kommen. Wenn dieser Zeitraum vorbeigeflossen ist, oder ihre Körper begraben worden sind; dann werden sie übergesezt und erscheinen vor dem Minos und den übrigen Richtern,

die ihnen alsdann solche Wohnungen anweisen, als sie in ihrem irrdischen Leben verdient haben. Diejenigen, die der Menschheit wenig oder gar nicht nüzten, oder die sich auch keiner sehr großen Verbrechen schuldig gemacht haben, oder deren, wenn auch große Verbrechen mehr die Wirkung eines unglücklichen Schicksals, als einer vorsezlichen Verderbniß des Herzens waren, werden in verschiedene Gegenden der Wohnungen des Trauerns (lugentes campi) vertheilt, wo sie eine Menge von reinigenden Strafen leiden. Von hieraus gehen sie, wenn sie von allen Ueberbleibseln des Lasters gesäubert sind, ins Elysium über, wo sie tausend Jahre in einem glückseligen Zustande hinbringen; dann aber trinken sie aus dem Flusse der Vergessenheit, und kehren auf die Erde zurück, um von neuem Körper zu beleben. Diejenigen, die sich großer Verbrechen, als der Gottlosigkeit, des Mangels natürlicher Liebe, des Ehebruchs, der Blutschande, Bundbrüchigkeit, der Zerstörung der Freiheit des Vaterlandes u. s. w. schuldig gemacht haben, werden vom Rhadamanthus der Tisiphone und andern Furien übergeben, die sie alsdann in einen unermeßlichen Abgrund von Feuer und Finsterniß, Tartarus genannt, einschliessen, wo sie unaussprechliche und endlose Marter leiden. — Die Seelen guter Menschen werden entweder mit

der Gottheit, oder mit der von ihr erschaffenen Weltseele wiederum vereinigt, und ihre Schatten, idola, genießen der Ruhe und Freuden Elysiums bis in alle Ewigkeit. Diese Schatten sind sichtbar, aber nicht fühlbar; sie sind den Körpern, mit denen sie ehemals umkleidet waren, ähnlich, und behalten das Bewustseyn ihrer Persönlichkeit samt der Erinnerung ihres irrdischen Lebens, und fast allen den Neigungen und dem Charakter, wodurch sie sich auf der Erde auszeichneten.

Auf dies System hat Virgil eine Reihe der erhabensten Schilderungen gegründet, die nur in Dihtern gefunden werden können. Milton allein hat ihn im ersten und zweiten Buche seines verlornen Paradieses erreicht. Homers Nekyomantia, im eilften Buche der Odyssee, hat das Verdienst der Originalität; allein Virgils Nachahmung ist ohne allen Streit viel vortreflicher. Heinrichs Traum, im siebenten Gesange der Henriade, ist, aller der Vortheile ungeachtet, die der Verfasser aus der christlichen Theologie ziehen konnte, doch nur eine Kleinigkeit, gegen die prachtvolle und erstaunenswürdige Gallerie von Gemälden, die im sechsten Buche der Aeneide aufgestellt sind.

Diese Theorie von künftigen Belohnungen und Strafen, so unvollkommen sie auch ist, stimmt

doch genug mit den Befürchtungen und Hofnungen der Menschen, und mit den natürlichen Begriffen von Tugend und Laster überein, um die Erzählung des Dichters in einem hohen Grade beunruhigend und interessant zu machen. Nähme aber ein Dichter Humens Theorie von der Tugend und menschlichen Seele an, und faßte den Entschluß, sie auf eine dichterische Art auszudrücken; so würden alle Kräfte des menschlichen Genies sie nicht gegen das Lächerliche schüzen. Ein Metaphysiker kann eine ganze Zeitlang um eine Meinung herumpfuschen, ohne einen unaufmerksamen Leser sehr zu beleidigen; ein Dichter aber, der seine Gedanken in Bilder einkleidet, und sie mit Beispielen erläutert, muß sich weit mehr in Acht nehmen, und wenn er seinen Lesern gefallen, nicht aber Ueberdruß erwecken, ihre Bewunderung und nicht ihre Verachtung verdienen will, sich sorgfältig hüten, ihren natürlichen Begriffen besonders bey solchen Materien zu widersprechen, die so stark und allgemein intereßiren, als Sittlichkeit und Religion.

3ter Th. 2tes Kap. S. 347. Note zu den Worten: Gehet zu Shakesspear — Roußeau. Weil verschiedene Personen, die nicht sowohl durch ihre Talente, als Grundsäze verehrungswürdig sind, die Gründe zu wissen gewünscht haben, warum

ich Rousseaus Namen mit denen von Bake, Shakespeare, Johnson und Montesquieu verbunden habe; so bediene ich mich dieser Gelegenheit, meine Gedanken über diesen berühmten Schriftsteller mitzutheilen.

Ich habe Rousseau an dieser Stelle angeführt, weil ich ihn als einen Schriftsteller von wahrem Genie betrachte. Empfindlichkeit des Herzens, ein ausgebreiteter und genauer Beobachtungsgeist, eine lebhafte warme Phantasie, und ein reicherer, kräftigerer und schönerer Styl, als irgend ein anderer Schriftsteller seiner Nation hat, — sind die ihn unterscheidende Züge. Im Raisonniren ist er nicht immer gleich glücklich: denn er nimmt oft Hypothesen für Beweise, und Deklamationen für Fakta; allein, wenn er sich mit seiner Beredsamkeit ans Herz wendet; so überwältigt er mit unwiderstehlicher Macht. In seinen Werken ist eine größere Menge von wichtigen die menschliche Seele betreffenden Erfahrungen gesammlet, als in allen Schriften alter und neuerer skeptischen Philosophen zusammengenommen. Er scheint auch überhaupt ein Freund der Tugend, des menschlichen Geschlechts, der natürlichen und bisweilen auch der christlichen Religion zu seyn.

Aber auch keines selbst von seinen besten Werken ist frey von Ungereimtheiten. Seine Raisonne-

ments über die Wirkungen der Wissenschaften und über den Ursprung und Fortgang der menschlichen Gesellschaft sind weitschweifig, unrichtig und oft äußerst schwach; verkehrt durch eigene Hypothesen sowohl, als durch den gar zu blinden Glauben an die unbestimmten Erzählungen von Reisenden und an die Systeme und Lehren einiger Lieblingsphilosophen seines Volks; er scheint in diesen, wie in manchen seiner übrigen Schriften, thierisches Vergnügen und körperliche Vorzüge als das höchste Glück und die größte Vollkommenheit des Menschen zu betrachten. Sein Erziehungsplan, so bewundernswürdig er mir in einzelnen Theilen scheint, ist anderwärts unüberlegt und gefährlich, und im Ganzen unausführbar. Der Charakter von Juliens Liebhaber ist von einer Meisterhand gezeichnet und durchaus erhalten; allein das Frauenzimmer hat zween Charaktere, und zwar ganz unvereinbar; — Wolmars Gattinn ist eine ganz andere Person, als St. Preuxs Geliebte. Wolmar selbst ist ein unmöglicher Charakter; ganz ohne alle Grundsäze und doch von der strengsten Tugend; unempfindlich, und doch zärtlich und einer starken Zuneigung fähig; zart in seinen Begriffen von Ehre, und doch nicht beschämt, ein Frauenzimmer zu heirathen, von dem er wußte, daß es einem andern gänzlich ergeben sey.

Einige von den Bemerkungen dieses Schriftstellers über den Geist des Christenthums und über den Charakter seines göttlichen Stifters sind nicht allein schön, sondern im höchsten Grade vortreflich, und nie hat sie, glaube ich, ein Christ gelesen, ohne sein Herz erwärmt und seinen Glauben gestärkt zu fühlen. Was er aber über die Ungereimtheiten sagt, von denen er sich einbildet, daß sie in den heiligen Büchern enthalten sind — ferner über Unbewiesenheit der Wunder — über die Aehnlichkeiten zwischen den Wundern Christi, und den Kunstgriffen von Gauklern — über die Unbedeutenheit und Unnüzlichkeit des Gebets — über die Zureichenheit der menschlichen Vernunft, ein vollständiges System natürlicher Religion zu entdecken — über die Muthraubenden Mittel der Seligkeit, die in dem Evangelio angeboten würden — über den Grad von Evidenz, der eine göttliche Offenbarung begleiten müßte, (und diese müßte, glaubt er, so groß seyn, daß sie mit dem freien Willen und dem moralischen Beifall des Menschen nicht bestehen könnte,) — was er über alle diese Punkte und noch mehrere andere Lehren von der größten Wichtigkeit sagt, verräth einen solchen Grad von Unwissenheit und Vorurtheil, deren er sich als Philosoph und Mann und Gelehrter hätte schämen sollen. Er scheint von seinen

Zweifeln beunruhigt zu werden; ohne aber zu untersuchen, ob sie gegründet oder nicht gegründet sind, wendet er doch alle seine Beredsamkeit an, sie den Gemüthern andrer einzuflößen: ein Verfahren, was ich nothwendig als unedel, ungerecht und grausam verdammen muß. Hätte Rousseau die Schrift und die Werke vernünftiger Gottesgelehrten mit so vielem Fleiße studirt, als er auf die Lesung und die Reden französischer Freigeister und auf die Beobachtung unchristlicher Lehren und Gebräuche, die durch gewisse kirchliche Einrichtungen geheiligt sind, verwandt zu haben scheint; so würde, glaube ich, seine Seele weit ruhiger, seine Werke schäzbarer und sein Andenken allen guten Menschen viel theurer gewesen seyn.

Rousseau ist, meiner Meinung nach, ein großes philosophisches Genie, aber wild, unregelmäßig und oft sich selbst widersprechend; geneigt durch den herrschenden Ton des Zeitalters, und die Begierde für einen kühnen Schriftsteller und Denker gehalten zu werden, die Lehren des Unglaubens anzunehmen; aber auch von zu weichem Herzen und einer zu lebhaften Einbildungskraft, um ein gänzlicher erklärter Ungläubiger zu werden. Hätte er in einem minder hypothesensüchtigen Zeitalter gelebt; so würde er sich gewiß als einen moralischen Philosophen vom ersten Range gezeigt haben. Wie

sehr ist es zu bedauren, daß ein Gefühl von Ueberlegenheit über seine Zeitgenossen auf dem festen Lande ihn doch nicht vor ihrem ansteckenden Beispiele bewahren konnte! Denn, ungeachtet es unter allen französischen deklamatorischen Schwäzern Mode ist, von Bako und Newton zu reden; so frage ich doch, ob seit den Zeiten des Sokrates die Sucht grillenhafter Systeme jemals so epidemisch war, als in unserm Zeitalter. Wenn die Gelehrten ehemals alle ihre Kräfte anwandten, die Lehrgebäude derjenigen Philosophen zu vertheidigen, deren Namen sie trugen; so sind sie jezt nicht weniger eifrig, ein jeder seine eigene Theorie zu schaffen und auszubreiten.

Endlich können die Werke dieses Verfassers von dem Philosophen mit Nuzen gelesen werden, weil sie oft zur richtigen Beobachtung und Auslegung der Natur anleiten; — und von Christen ohne allen Schaden, weil die Sophistereien, die sie gegen das Christenthum enthalten, zu seicht und sonderbar sind, als daß sie den Glauben irgend einer Person schwächen könnten, die nur mittelmäßigen Unterricht in der Religion empfangen hat. Dem Mann von Geschmack werden sie sich durch die Reize der Schreibart beständig empfehlen.

Die Sonderbarkeiten in Rousseaus späterm Betragen scheinen mir mehr aus körperlichen Schwach-

heiten, als aus sittlicher Verderbniß entstanden zu seyn; und ihn also auch mehr zu einem Gegenstande der Schonung und des Mitleidens, als der Verfolgung und des Lachens zu machen.

Note zu S. 350. zu den Worten: **Was für ein Herz, was für einen Geschmack muß der besitzen, u. s. w.** Eine freie und unpartheiische Aufsuchung der Wahrheit ist in der That, man mag sie antreffen, wo man will, eine edle und empfehlungswerthe Neigung oder Stimmung der Seele: eine Stimmung, welche ein jeder mit der äußersten Sorgfalt zu erlangen, und auch in andern aufzumuntern sich bemühen sollte. Sie ist die Grundlage aller nützlichen Kenntnisse, aller wahren Tugend und aller ungeheuchelten Gottesfurcht. Wenn aber jemand in seinen Untersuchungen über die Natur der Dinge findet, daß sie ihn auf solche Begriffe hinleiten, die, wenn sie wahr wären, das Wesen des Guten und Bösen umkehren würden; so ist das wenigste, was ein richtig denkender Mann Gott, der Tugend und der Würde eines vernünftigen Geschöpfes schuldig ist, dieses, daß er im höchsten Grade schüchtern und mißtrauisch gegen sich selbst sey, und sich frage, ob er nicht vielleicht von einem Vorurtheile irre geführt, von einem Trugschlusse hintergangen, oder auch von irgend einer unedlen Neigung getäuscht werde. Eine zu

große Zuversicht auf Räsonnements dieser Art, wenn sie ihm auch jezo noch so strenge bewiesen zu seyn scheinen — ein Wohlgefallen an ihrer vermeintlichen Bündigkeit und an ihrer Vertheidigung — sind Thorheiten, deren eine gutdenkende Seele sich niemals schuldig machen wird. Einer solchen Person würde es den größten Kummer verursachen, ihre eigene Beweise unbeantwortlich zu finden; das niederschlagendste Mißvergnügen, auf einem so schrecklichen Felde zu siegen: und nichts müßte in ihr eine angenehmere Täuschung von Erwartung erzeugen, als wenn sie ihre eigene Schlüsse unrichtig fände. Dr. Clarkes Bemerkungen über ein Buch, das den Titel führt: Philosophische Untersuchung über die menschliche Freiheit, S. 45.

Es ist ausgemacht, (sagt Shaftesbury,) daß es weder das moralische Gefühl stärken, noch die reine Liebe der Güte und Tugend sehr befördern kann, wenn man voraussezt, daß sich weder Vortreflichkeit noch Schönheit im Ganzen selbst, noch irgend ein Beispiel oder Muster gutartiger Gefühle und Neigungen in irgend einem höhern Wesen finde. Ein solcher Glaube muß vielmehr unsere Neigungen von allem, was liebenswürdig und edel ist, ableiten, und selbst die Gewohnheit unterdrücken, natürliche Schönheiten, oder was sonst in der Ord-

nung der Dinge Absicht, Harmonie und Ebenmaß verräth, zu bewundern. Denn wie wenig muß eine Person dazu gestimmt seyn, irgend etwas als ordentlich in der Welt zu lieben, oder zu bewundern, die die Welt selbst für ein Muster von Unordnung hält? Wie ungeschickt, die untergeordnete Schönheit eines Theils zu schäzen und zu verehren, wenn sie glaubt, daß das Ganze keine Vollkommenheit habe, und weiter nichts, als eine ungeheure und unendliche Mißgestalt sey? — Kein Gedanke kann niederschlagender seyn, als der: in einer wüsten Welt zu leben, von der man mancherley Uebels befürchten kann, in welcher sich aber nichts Gutes oder Liebenswürdiges darbietet, nichts, was in der Betrachtung ergözen oder andere Leidenschaften, als die des Hasses, der Verachtung und des Unwillens erregen könnte. Eine solche Meinung muß allmälig die Gemüthsart verbittern, und nicht nur die Liebe zur Tugend weniger fühlen machen, sondern auch die Grundlage der Tugend, nämlich, natürliche zärtliche Gemüthsart und Neigungen einreissen helfen. Inquiry concerning Virtue, b. I. p. 3. §. 3.

Note zu den Worten, S. 352. der Zweck des Skepticismus war, sagt man, Gemüthsruhe zu erlangen. So wie Pyrrho affektirte, seinen Sinnen nicht zu trauen; so affektirte er auch,

frey von allen Leidenschaften und Gemüthsbewegungen zu seyn. Denn als Anaxarchus, sein Lehrer und Reisegesellschafter, einmal in eine Grube fiel, ging dieser würdige Skeptiker fort, ohne einmal hinter sich zu blicken; um welcher Gleichgültigkeit willen sein thörichter Meister ihn außerordentlich bewundert haben soll. Ein solches Beispiel ist, wenn es in der Geschichte vorkömmt, nicht weniger wunderbar, als eine monströse Geburt, oder irgend eine andere ungewöhnliche Erscheinung: — man wollte denn voraussezen, daß diese theuern Muster von Weisheit solche Späße getrieben hätten, um den Pöbel in Staunen zu versezen. In jedem Fall ist es eines Mannes von Ehre und Kenntnissen unwürdig, sich von freien Stücken zu ihrer Parthey zu schlagen, und ihre lächerlichen Paradoxa wieder aufzuwecken.

S. 356. ist die Stelle von den Worten an: An Höfen hält man — bis S. 357. die Sitten des Hofes u. s. w. auf folgende Art verändert worden. Ich kann Montesquieus Behauptung, als wenn die Höfe von Monarchen stets verdorben seyn müßten, nicht ohne Einschränkung beistimmen: ich glaube, daß Tugend selbst in den ersten Bedienungen der Monarchie nicht allein die Triebfeder von Handlungen seyn kann, sondern auch oft wirklich ist; ich denke aber auch, daß unter dieser

Regierungsform die Sitten der Menschen mehr oder weniger von ihrer ursprünglichen Einfalt abweichen, und daß also auch die Gesinnungen der Menschen in ihr schwerer, als in einer jeden andern zu erforschen seyn müssen. An Höfen scheint es um der Ordnung willen, die die Würden nothwendig macht, erforderlich zu seyn, gewisse Pünktlichkeiten in Kleidung, Sprache und Anstande einzuführen: die unverlezlichste Verschwiegenheit ist ferner unentbehrlich; und da, wo die Menschen fast stets unter den Augen ihrer Obern sind, und meistens eigennüzige oder ehrgeizige Absichten durchzusezen suchen, muß nothwendig eine gewisse Feinheit des Betragens entstehen, die unter Personen von gewöhnlichen Talenten und gewöhnlicher Tugend in manchen Fällen in Verstellung und Heucheley ausartet.

Dritter Th. 3tes Kap. Note zu den Worten auf 375 S. wenn sie nicht einen solchen Befehl für sich hat. Man sehe diese Lehre umständlicher aus einander gesezt, und sehr gut widerlegt von Dr. Clarke, in seiner Gewißheit der natürlichen und geoffenbarten Religion, 2tes Buch, 1ster Saz.

Eben daselbst, zu den Worten: Was könnte die Regenten von der übermüthigsten Tiranney zurückhalten. Es ist freilich vergeblich, die Zeug-

nisse der Geschichte gegen Männer anzuführen, die ihren eigenen Augen nicht glauben wollen; und für solche halte ich diejenigen, die sich in der Welt umhersehen und doch läugnen, daß die ausgelassenen Theorien gewisser Philosophen keinen Einfluß auf Herz und Sitten haben. Und doch wird es vielleicht für einige Leser nicht undienlich seyn, folgende Stelle aus Plutarchs Leben des Alexanders anzuführen:

— Alexander riß einer von den Wachen einen Spies aus der Hand, und als er den Klitus antraf, — durchbohrte er ihn damit. Dieser fiel sogleich zu Boden, und gab unter einem schrecklichen Aechzen seinen Geist auf. — Alexanders Wut legte sich in einem Augenblick; er kam bald zu sich selbst, und als er alle seine Freunde in einem bestürzten Stillschweigen um sich her stehen sah, zog er den Speer plözlich aus der Wunde des erblaßten Leichnams, und wollte ihn eben gegen seine eigene Brust kehren, als seine Wachen sich seiner Hände bemächtigten, und ihn mit Gewalt in sein Zimmer trugen. Er brachte diese Nacht und den folgenden Tag in unaussprechlichem Kummer zu, und als er sich selbst ganz an Thränen und Wehklagen erschöpft hatte, lag er in sprachloser Traurigkeit da, und stieß nur dann und wann jammervolle Seufzer aus. Seine Freunde wurden

durch dieses melancholische Stillschweigen beunruhigt; sie drangen daher in sein Zimmer und versuchten es, ihn zu trösten. Allein er wollte niemand hören, als den Aristander, der ihn an seinen Traum und an die schlimme Vorbedeutung durch das Schaaf erinnerte, und ihm die Versicherung gab, daß alles durch ein Verhängniß des Schicksals geschehen sey. Als er ein wenig beruhigt zu seyn schien, wurden Kallisthenes, der Philosoph, Aristotelis naher Verwandter, und Anaxarchus von Abdera hereingerufen. Kallisthenes fing an, ihn auf eine sanfte zärtliche Art zu trösten und aufzurichten, ohne die Wunde zu berühren; allein Anaxarchus, der eine ganz eigene Methode zu philosophiren hatte, und auf alle übrige Gelehrte mit Verachtung herabsah, rief bey seinem Eintritt ins Zimmer aus: »Ist dieses Alexander, auf den die ganze Erde ihre Augen richtet? Ist er es, der hier auf dem Boden liegt, und wie ein Sklave winselt, aus Furcht vor den Gesezen und Zungen der Menschen, der sich selbst Gesez, und der Maasstab des Rechts und Unrechts für andere seyn sollte? Warum anders eroberte er die Erde, als um zu herrschen und zu befehlen, nicht aber um sich knechtisch den eitlen Urtheilen der Menschen zu unterwerfen? Weißt du nicht, daß Jupiter

mit der Themis an der Seite vorgestellt wird, um zu zeigen, daß alles, was die höchste Gewalt thut, recht gethan sey?« Durch diese und andere ähnliche Reden erleichterte er freilich des Königs Kummer, allein er machte ihn auch stolzer und ungerechter. Er erwarb sich zugleich Alexanders Gunst so sehr, daß dieser den Umgang des Kallisthenes nicht länger dulden konnte, der ihm schon vorher seiner Strenge und Ernsthaftigkeit wegen nicht angenehm war.

Nachschrift
zum ganzen Versuche über die Unveränderlichkeit der Wahrheit.

Nov. 1770.

Die neuern Systeme des Skeptizismus zu lesen und zu beurtheilen, ist eine so unangenehme Arbeit, daß nichts als Betrachtung von Pflicht mich bewegt haben konnte, sie zu unternehmen. Ich fand in ihnen weder Ergözung noch Unterricht; ich schrieb wider sie mit allen dem Widerwillen, den man empfindet, wenn man mit einem irräsonablen Widersacher kämpft; und ich machte das, was ich geschrieben hatte, mit der gewissen Ueberzeugung bekannt, mir Feinde zu erwecken, und mit

einer solchen Meinung von meiner Arbeit, bey welcher ich gar keine schmeichelnde Hofnungen über ihre Aufnahme hegen konnte. Ich hielt es unterdessen für möglich und auch für wahrscheinlich, daß sie Nuzen stiften würde. Ich wußte, daß sie einige wichtige Materien enthielte, die, wenn ich auch nicht fähig gewesen wäre, sie in das gehörige Licht zu sezen, doch andere veranlassen könnten, sie ihrer Würde gemäß zu behandeln.

Seit der ersten Ausgabe dieses Buchs habe ich mich bemüht, alles zu erfahren, was Freunde und Feinde darüber geurtheilt haben, indem ich hofte, daß der Tadel der leztern mir eben so nüzlich, als die Erinnerungen der erstern seyn würden. Ich höre aber nicht, daß irgend jemand mir vorgeworfen hätte, das System meiner Widersacher entweder nicht recht gefaßt, oder auch nicht richtig vorgestellt zu haben. Ich habe zu wiederholtenmalen solche Männer, von denen ich wußte, daß sie die ganze streitige Sache völlig durchdacht hatten, gebeten, mir ihre Gedanken über diesen Punkt frey mitzutheilen, und diese haben mich eben so oft versichert, daß mir dergleichen, ihrem Urtheile nach, nicht zur Last gelegt werden könnte.

Die meisten Vorwürfe, die mir gemacht worden sind, habe ich vorausgesehen, und sie, glaube ich, in den Anmerkungen und Zusäzen zu diesem Ver-

suche gelegentlich beantwortet. In Ansehung einiger aber finde ich es nöthig, etwas umständlicher zu seyn. Ich wünschte, ein jedes gutdenkendes Gemüth befriedigen zu können, und bin mir gewiß bewußt, daß ich über diese Gegenstände nicht einen einzigen Gedanken hege, den ich mich schämen oder fürchten dürfte, dem Publiko vorzulegen.

Man hat mich getadelt, daß ich diese Streitigkeit mit so vieler Wärme geführt habe. Um die Gemüther derer, die diesen Aufsaz nicht gelesen haben, mit nachtheiligen Vorstellungen für den Verfasser und sein Werk einzunehmen, hat man gesagt, und sorgfältig ausgebreitet, daß darinn nur einige abstrakte Lehren der spekulativen Methaphysik vorgetragen wären, und mir noch überdem vorgeworfen, daß ich auch diese mit aller Hize eines abergläubischen Eiferers abgehandelt oder abzuhandeln gesucht, mich der äußersten Heftigkeit des Ausdrucks überlassen, und alle diejenigen, die in ihren Meinungen von mir abweichen, mit den schmähsüchtigsten Verläumdungen angegriffen hätte. Man hat bey dieser Gelegenheit vieles zum Lobe der Mäßigung und des Skeptizismus gesagt; der Mäßigung, als einer Quelle von Offenheit, guter Lebensart und Wohlwollen; des Skeptizismus, dem Kinde der Unpartheilichkeit und dem Vater der Demuth und Bescheidenheit. Wenn Menschen

mit voller Ueberzeugung glauben; so kann man, scheint es, von ihnen nichts, als Bigotterie und Bitterkeit erwarten; und wenn sie sich sogar erlauben, in ihren Untersuchungen warm zu werden; so sind sie nicht länger Philosophen, sondern Verkleinerer und Enthusiasten. — Wenn dieses eine richtige Vorstellung des Inhalts und der Behandlung des Versuchs über Wahrheit wäre; so würd ich nicht einmal Muth genug haben, eine Rechtfertigung zu wagen: denn, wenn jemand sich der jezt erwähnten Fehler schuldig gemacht hätte; so würde ich gewiß einer der ersten seyn, sie zu verdammen.

In dem ganzen Umfange menschlicher Kenntnisse, wahrer oder eingebildeter, findet sich, meinem Urtheile nach, nichts so verächtliches, als die spekulative Metaphysik der Neuern. Sie ist in der That ein elendes Gemengsel von schlecht verdauten Begriffen, unbestimmten und undeutlichen Vorstellungen, unrichtigen Beobachtungen, verdorbener Sprache und sophistischen Schlüssen; von Unterscheidungen, wo kein Unterschied, von Verwirrungen, wo keine Aehnlichkeit ist; eine Aufsucherinn von Schwierigkeiten, wo keine sind, und Ueberseherinn derer, die in der That da sind. Ich kann keinen andern Zweck, den das Studium eines solchen Unsinns hervorbringen kann, ausfin-

dig machen, als den: das Herz zu verhärten, den Verstand zu verwildern, die Gemüthsart zu versäuren und die Seele zu Unentschlossenheit, verfänglichen Räsonnements und Unaufrichtigkeit zu gewöhnen. Für Studien dieser Art habe ich weder Zeit noch Neigung, weder Kopf noch Herz. Sich in sie einzulassen, ist thöricht; mit Wärme sie zu behandeln, ist lächerlich; aber auch solchen mit Bitterkeit zu begegnen, deren Meinungen aus ihr und über sie von den unsrigen abweichen, ist in einem hohen Grade hassenswürdig und strafbar. So weit also stimme ich und meine Gegner mit einander überein. Hätten die skeptischen Philosophen sich allein auf die unschädlichen Grübeleien eingeschränkt, die blos die Spizfindigkeit des Streitenden zeigen, ohne die Grundsäze der menschlichen Handlungen anzugreifen; so würden sie niemals einen Gegner in mir gefunden haben. Meine Liebe zum Schreiben ist gar nicht stark, und mein Hang zu Streitigkeiten so schwach, daß, wenn ich sie mit gutem Gewissen ganz vermeiden könnte, ich mich niemals in welche einlassen würde. Allein, wenn Lehren bekannt gemacht werden, die Sittlichkeit und Religion übern Haufen werfen, Lehren, von denen ich fühle und es in meiner Gewalt habe, die Ungereimtheit zu zeigen; so untersagt mir meine Pflicht selbst das Stillschweigen; besonders

wenn ich sehe, daß durch herrschenden Ton, Thorheit, oder noch strafbarere Ursachen eben diese Lehren mit jedem Tage weiter verbreitet werden, und daß sie Unwissenheit, Elend und Ausgelassenheit allenthalben erzeugen, wo sie das Uebergewicht erhalten. Laßt uns wenigstens versuchen, uns dem Strome entgegen zu sezen, wenn wir ihn auch nicht ganz aufhalten können. Der Eifer und das Beispiel der Schwachen haben oft die schlummernde Tapferkeit der Starken aufgeweckt.

Ich falle auch darinn meinen Gegnern bey, daß der Skeptizismus allemal, wenn er Menschen verfeinert und gutartig macht, und sie von Pedanterey und Muthwillen befreit, ohne der Gesellschaft oder einzelnen Personen zu schaden, eine vortrefliche Sache sey. Es giebt auch einige Arten von Skeptizismus, die wirklich diese Richtung haben. In der Weltweisheit, Geschichte, der Staatswissenschaft und selbst in der Theologie giebt es manche streitige Punkte, über die das Urtheil eines jeden sich auf die eine oder andere Seite neigen, oder zwischen beiden schweben kann, ohne daß er selbst oder andere den geringsten Schaden davon nehmen. Ob es einen leeren Raum gebe, und wie wir zum Begrif desselben gelangen; ob alle Kenntnisse des Menschen sich gut unter die zehn Kategorien des Aristoteles bringen lassen; ob Hannibal, als er

über die Alpen gieng, Eßig in seinem Heere hatte; ob Richard der Dritte sich durch Grausamkeit und einen hohen Rücken so sehr auszeichnete, als man gemeiniglich glaubt; ob Maria von Schottland Bothwell aus Liebe, oder durch die Nothwendigkeit ihrer Lage gezwungen heirathete; ob die Erde jezt besser, als in alten Zeiten bevölkert sey; ob öffentliche Gebete abgelesen, oder aus dem Gedächtnisse hergesagt werden sollten; — in Ansehung dieser und anderer ähnlichen Fragen kann ein wenig Skeptizismus heilsam seyn, und ich werde niemals von einem Manne schlechter denken, wenn er hierüber anderer Meinung ist, als ich. Und wenn ich jemals in den Fall kommen sollte, über dergleichen Fragen Streitigkeiten zu führen; so betheure ich hiemit vor dem Publiko, (absit invidia verbo!) daß ich die ganze Sache mit der exemplarischsten Kaltblütigkeit, und in der sanftesten Sprache behandeln werde. Ich habe beobachtet, daß feste Ueberzeugung weit mehr geneigt ist, bey unbedeutenden, als sehr wichtigen Materien Streitigkeiten zu erzeugen. Denn der ärgerlichen Zwistigkeiten, (die ich gern vergessen möchte,) nicht einmal zu erwähnen, die über elende Gebräuche und Lehren die christliche Welt getheilt haben; so darf ich den Leser nur an die gelehrten Kunstrichter und Ausleger, einen Salmasius, Valla und Scaliger erin-

nern, die in ihren Zänkereien über Worte sich eine so außerordentliche Heftigkeit und so giftige Schmähungen erlaubten, daß man fast keine ähnliche Beispiele in der Geschichte findet. In allen Fällen, wo dogmatische Ueberzeugung das Herz verhärten, oder Vorurtheile gebähren kann, die mit Offenheit, Menschlichkeit und Wahrheitsliebe nicht bestehen können, in allen diesen Fällen wird ein jeder rechtschaffener Mann Mäßigung und Mißtrauen sorgfältig in sich selbst zu erhalten suchen.

Allein es giebt andere Punkte, wo starke Ueberzeugung die besten, und schwache die schlimsten Wirkungen hervorbringt; und diese sind eben die Lehren, die unsere Skeptiker übern Haufen zu werfen, und ich hingegen zu befestigen suche. Daß die menschliche Seele ein wirkliches und fortdaurendes Wesen sey, daß ein Gott existire, daß Tugend und Laster wesentlich von einander unterschieden seyn, daß es Wahrheit gebe, und daß der Mensch in vielen Fällen im Stande sey, sie zu entdecken; diese sind einige von den Grundsäzen, die dies Buch zur Absicht hatte, gegen die Einwürfe der Skeptiker zu retten. Man hat es versucht, uns zu überreden, daß es in keiner Wissenschaft eine gewisse Erkenntniß der Wahrheit gebe; daß der menschliche Verstand nichts glauben, sondern vielmehr zwischen zween entgegengesezten

Meinungen in der Mitte schweben sollte; daß es unvernünftig sey, zu glauben, daß die Gottheit vollkommen weise und gut sey, oder daß sie nur einmal existire; daß die Seele des Menschen kein fortdaurendes Wesen und nichts von ihren gegenwärtigen Vorstellungen verschiedenes sey, die sich stets verwandeln und bald aufhören werden; und daß moralische Unterschiede sehr zweideutig sind Dieser Skeptizismus vernichtet, wie die Leser bemerken werden, Wissenschaften, Sittlichkeit, natürliche und geoffenbarte Religion gänzlich. Und dieser Skeptizismus ist es, dessen warme und ernstliche Bestreitung man an mir getadelt hat.

Ich möchte wissen, was für gute Folgen dieser Skeptizismus denn eigentlich hervorbringen soll? Er demüthigt, sagt man uns, den Stolz unserer Vernunft. Und können denn diejenigen als Muster von Demuth angesehen werden, die die Weisheit der vorigen Zeiten für nichts rechnen, die dem gemeinen Menverstande und Menschengefühl Troz bieten, und zu den besten und weisesten Menschen, die unsrer Natur je Ehre machten, sagen: ihr seyd entweder Thoren oder Heuchler, wir allein sind aufrichtig, ehrlich und rechtschaffen! Ist dies Demuth? würde man mich für demüthig halten, wenn ich eine solche Sprache redete? Ein jeder vernünftiger Mann würde das Urtheil über mich

sprechen, daß ich alle Schaam verloren, der Wahrheit und Tugend abtrünnig, und ein Feind des menschlichen Geschlechts geworden wäre: und mein eigenes Gewissen würde dieses Urtheil rechtfertigen.

Und es scheint also, daß Stolz von der Denkungsart derjenigen unzertrennlich sey, welche glauben, daß sie eine Seele haben, daß ein Gott sey, daß Tugend und Laster wesentlich verschieden sind und daß Menschen in einigen Fällen Irrthum und Wahrheit unterscheiden können! Und doch sezt das Evangelium den Glauben an alle diese Lehren voraus, und eben dies Evangelium gebeut uns auch demüthig zu seyn, und der Geist und Einfluß dieses Evangeliums haben die vollkommensten Muster dieser Tugend hervorgebracht, die jemals unter Menschen erschienen sind. Ein Gläubiger kann stolz seyn; es ist aber weder sein Glaube, noch das, was er glaubt, was ihn stolz macht: denn beide sollten ihn Demuth lehren. Diese ersten Grundsäze von Wissenschaften, Sittlichkeit und Religion, die alle vernünftige Menschen annehmen, entweder zu bezweifeln, oder auch zerstören zu wollen, ist gewiß der sicherste Beweis einer stolzen Vernunft; legt aber der Skeptiker dieses dem Glaubenden zur Last? Ich habe von einem Diebe gehört, der, als ihm stark nachgesezt wurde,

sich umkehrte, und seine Verfolger der Räuberey beschuldigte; ich denke aber nicht, daß dieses Beispiel von einem Philosophen nachgeahmt zu werden verdiene.

Die Verhütung der Bigotterie soll eine andere gesegnete Wirkung dieses Skeptizismus seyn. Wenn freilich die Skeptiker nach ihren eigenen Grundsäzen handeln wollten; so würde diese Bemerkung richtig seyn: denn von einem, der gar nichts glaubt, kann man nicht sagen, daß er sich einer Meinung blindlings ergeben habe, die einzige vielleicht ausgenommen, daß man nichts glauben müsse; welche er aber auch nicht einmal entscheidend behaupten wird, wenn ihm nur einigermaßen an Gleichförmigkeit des Charakters etwas gelegen ist. Allein alle, die nur einige Gelegenheit gehabt haben, sein Betragen zu beobachten, wissen es, daß der Skeptiker nur diejenigen Meinungen verwirft, die alle übrigen Menschen annehmen, und daß er in Rücksicht auf seine Paradoxa eben so dogmatisch, als andere ist. Ein sinnreicher Schriftsteller hat es daher sehr richtig zu einem von den Glaubensartikeln seiner Ungläubigen gemacht, daß er an allen Unglauben glaube. (Connoisseur No. 9.) Ungeachtet ein neuerer Schriftsteller in Ansehung des Daseyns seiner Seele und seines Leibes ein vollkommner Zweifler ist; so ist

er doch davon gewiß, daß die Menschen keine Begriffe von Kraft haben; ungeachtet er über die Evidenz mathematischer Wahrheiten manche Zweifel und Schwierigkeiten äußert; so behauptet er doch ganz positiv, daß seine Seele heute nicht eben das Ding sey, was sie gestern war, und ungeachtet er annimmt, daß es eine Wirkung des menschlichen Verstandes sey, daß zweimal zwey vier ausmachen; so kann er doch nicht zugeben, daß Stehlen oder Nichtstehlen, zu handeln oder aufhören zu handeln, in der Macht irgend eines Menschen sey. Beim Lesen skeptischer Bücher habe ich oft wahrgenommen, daß des Schriftstellers Anhänglichkeit an gewisse Meinungen in gleichem Verhältnisse mit ihrer Ungereimtheit zunehme. Wenn ein Saz nur wenig von der gemeinen Meinung abweicht; so giebt er sich seinetwegen nur wenig Mühe; ist er dem allgemeinen Glauben entgegengesezt, so sucht er die Sache mit mehrerm Eifer durchzusezen, und bringt, was er kann, zu ihrer Vertheidigung vor. Ist aber eine Behauptung von der Art, daß kein Mensch sie jemals glaubte, oder glauben konnte; so ist er noch mehr für seine Art zu beweisen eingenommen, und nennt sie eine Demonstration; ist sie gar unbegreiflich, so ist es ein Wunder, wenn er sie nicht als ausgemacht annimmt. So ist es z. B. undenkbar, daß unser Begrif von Ausdeh-

nung ausgedehnt sey, und doch scheint dieses in der Untersuchung über die menschliche Natur als bewiesen angenommen zu werden; daß die Materie allein in dem sie sich vorstellenden Geiste existire, ist eine Meinung, die kein Mensch jemals glaubte oder glauben konnte, und doch hat der Verfasser der Grundsäze der menschlichen Erkenntniß die Welt mit einem von den Modemetaphysikern sogenannten Beweise davon beglückt; daß intellektuale und moralische Tugenden von einerley Art sind, streitet mit dem allgemeinen Glauben der Menschen; ein berüchtigter Schriftsteller hat aber doch diese Materie weitläuftig abgehandelt, und sucht uns gar zu überreden, als wenn er sie bewiesen hätte; ungeachtet ich mich nicht besinne, daß er auf diesen Beweis als auf einen ganz unwiderstehlichen so stolz sey, als auf die, wodurch er den Begrif von Kraft vernichtet, und die Unwandelbarkeit denkender Wesen übern Haufen geworfen zu haben glaubt. Ich will unterdessen nicht behaupten, als wenn dies Verhältniß ganz allgemein sey. Denn man muß gestehen, daß Skeptiker eine recht zärtliche Liebe für alle ihre Ungereimtheiten, sowohl große als kleine, empfinden. Wenn sie für die erstern meistens stärker eingenommen sind; so kommt es vielleicht daher, daß sie vor-

aussehen, daß eben diese ihres Schuzes am meisten bedürfen.

Wir wollen jezt sehen, in wiefern der Skeptizismus aller Bigotterie vorbeuge. Er verhindert Bigotterie und alle starke Anhänglichkeit an die Parthey der Wahrheit und des gemeinen Menschenverstandes; allein in Rücksicht auf seine eigene Paradoxa erzeugt er die blindeste und hartnäckigste Bigotterie. Wahr ist es, Skeptiker sagen uns bisweilen, daß, ungeachtet sie einige Lehren fest zu behaupten scheinen, man sie doch nicht für dogmatische Vertheidiger derselben halten müsse. Sextus Empirikus that dieses, und hierinn haben ihm, glaube ich, einige der neuern Zweifler nachgeahmt. Gewöhnliche Leser verstehen sich aber nicht auf eine so seltsame Raffinerie, um zu glauben, daß ein Schriftsteller in allem Ernste, und doch auch zugleich nicht ernstlich rede; um zu glauben, daß, wenn er einige Punkte mit einer gewissen Bedenklichkeit und andere mit voller Zuversicht vertheidigt, er doch allenthalben gleich mißtrauisch sey.

Es ist nur ein einziger möglicher Weg, den ein Zweifler einschlagen muß, wenn er uns glauben machen will, daß er an allem in gleichem Grade zweifle. Er muß nämlich selbst nichts behaupten, keine Grundsäze widerlegen, die Meinungen anderer nicht bestreiten und auch selbst keine eigene

vortragen: mit einem Worte, er muß seine Zweifel, wenigstens die Gründe seines Zweifels in seiner eigenen Brust verschließen; oder sie auch bescheiden und insgeheim vortragen, nicht sowohl in der Absicht unsere Art zu denken umzuändern, als um sein eigenes Mißtrauen zu bezeugen. Denn in eben dem Augenblick, in welchem er anfängt, seine Zweifel dem Publiko oder einzelnen Personen aufzudringen, oder anderer Meinungen als weniger wahrscheinlich, als die Seinigen vorzutragen; in eben dem Augenblick wird er ein Dogmatiker, und man kann ihn für mehr oder weniger eingebildet halten, je nachdem seine Meinungen dem gemeinen Menschenverstande mehr oder weniger widersprechen, oder er auch mehr oder weniger eifrig ist, sie fortzupflanzen.

Wenn er auch weiter nichts thäte, als die Meinungen anderer anzugreifen, ohne eigene Grundsäze anzunehmen, (ein Grad von Mäßigung, den noch kein Zweifler erreicht hat,) so kann man ihn deswegen noch nicht für einen unschädlichen Mann erklären. Wenn nämlich seine Einwürfe die moralischen oder Religionsgrundsäze nur einer Person geschwächt haben; so hat er eben diese Person an ihrer empfindlichsten Seite beleidigt. Allen denjenigen, die den Werth der wahren Religion kennen, und ihre Wirkungen auf sich selbst oder andere

gefühlt haben, darf man es nicht beweisen, wie fürchterlich es einer zarten Seele sey, durch die Spizfindigkeiten der Unglaubigen in ihrem Glauben beunruhigt zu werden. Ein jeder, der nur gemeines menschliches Gefühl hat, würde bey dem bloßen Gedanken erzittern, dem frommen Christen Zweifel einzuflößen. Man nehme an, daß der Christ, aller Einwürfe ungeachtet, in seinem Glauben unerschüttert bleibe; so kann doch die bloße Widerlegung der Einwürfe ihn nicht anders als beunruhigen; und wann die Gewohnheit zu zweifeln einmal da ist, so kann sie in der lezten Stunde seines Lebens seiner Seelenruhe nachtheilig werden. Man misdeute oder verdrehe das nicht, was ich eben gesagt habe: ich rede hier nicht von den Glaubenslehren, die vernünftige Christen als gleichgültig ansehen; ich rede von den großen und wesentlichen Artikeln des Glaubens: vom Daseyn einer unendlich weisen, gütigen und mächtigen Gottheit; von der Gewißheit eines künftigen Zustandes der Vergeltung, und dem göttlichen Ansehen des Evangelii. Diese Lehren aber sind es, die einige neuere Schriftsteller zu stürzen alle ihre Kräfte anwenden; aber eben diese sind es auch, die ein jeder Freund der Tugend und Menschheit mit warmen Eifer vertheidigt sehen möchte. Ist es denn Bigotterie,

diese erhabenen Wahrheiten mit voller Ueberzeugung zu glauben; so bin ich stolz auf diese Bigotterie, und würde sie nicht für tausend Welten fahren lassen. Ich wünsche allen denjenigen Glück, die davon eingenommen sind: denn diese besizen unter allen den Mühseligkeiten dieses Lebens einen Schaz von Tröstungen, welche zu rauben das Glück nicht in seiner Gewalt hat. Mühseligkeiten, sage ich? Die Uebel dieses kurzen Lebens wird derjenige nicht einmal für solche halten, der eine gewisse und nahe Aussicht in eine glückliche Ewigkeit hat? — Kann man behaupten, daß die feste Ueberzeugung von diesen göttlichen Wahrheiten jemals Verfolgung oder Bosheit erzeugte? — So etwas wird kein Mensch sagen, der nur einigermaßen mit der Geschichte und der menschlichen Seele bekannt ist. Die Wirkungen eines solchen Glaubens, wenn er aufrichtig ist, und nicht durch strafbare Leidenschaften verdorben wird, sind Sanftmuth, Wohlwollen und eine Bereitwilligkeit, andern zu verzeihen. Es findet sich gar kein Buch, das allen zarten und erhabenen Neigungen so günstig, und dem Hasse, der Verfolgung, Tiranney, Ungerechtigkeit und einer jeden Art von Bosheit so feind wäre, als eben die Schrift, gegen welche unsere Skeptiker einen so heftigen Widerwillen

äußern. Dies kann ihnen nicht unbekannt seyn, wenn sie sie jemals gelesen haben: denn sie athmet allenthalben lauter Güte, Wohlwollen und Frieden. Haben sie sie aber nicht gelesen, so sind sie und ihre Vorurtheile so verächtlich, als irgend etwas hassenswürdiges nur seyn kann; haben sie sie aber gelesen, so ist ihr angeblicher Eifer für das Wohl der Menschheit nichts, als Heucheley und eine lautere Lüge. Sie haben gar nicht nöthig, sich gegen diese Anklage zu vertheidigen, bis sie bewiesen haben, daß die Sittenlehre der Schrift fehlerhaft oder unvollkommen, daß Tugend weder einzelnen Personen, noch der Gesellschaft nützlich sey; daß die Uebel des Lebens durch eine gänzliche Vernichtung aller Hofnung erleichtert werden; daß eine gänzliche Vernichtung eine Aussicht sey, die zur Tugend kräftiger ermuntere, als die gewisse Vorstellung einer ewigen Glückseligkeit; daß nichts das Laster mehr zurückhalte, als die gewisse Ueberzeugung, daß es nach diesem Leben nicht bestraft werde; und daß es ein niederschlagender Gedanke eines rechtschaffenen, an dem Grabe seines geliebten Freundes weinenden Mannes sey, wenn er glaubt, daß sie sich bald in einem bessern Zustande vereinigt sehen werden, um nie wieder von einander zu scheiden.

Ich wundere mich über diejenigen Menschen die alle Uebel, welche Aberglaube, Geiz, Sinnlichkeit und Begierde nach Macht über die christliche Welt gebracht haben, dem Christenthume anrechnen, und dann annehmen, daß man allen diesen Uebeln nicht durch die Ausrottung strafbarer Leidenschaften, sondern durch die Vertilgung der christlichen Religion, oder die Brechung ihres Einflusses vorbeugen könne. In der That bietet eben diese Religion die Mittel dar, diese Leidenschaften zu unterdrücken, und dem Uebel, worüber man klagt, zu steuren; und dies wird sie um destomehr oder weniger kräftig thun können, je größer oder kleiner ihr Einfluß auf die Gemüther der Menschen ist; und dieser Einfluß wird wieder um desto größer oder kleiner seyn, je nachdem ihre Lehren mehr oder weniger fest geglaubt werden. Nicht weil sie Christen, sondern weil sie gierig und grausam waren, verübten die erster Eroberer von Mexiko und Peru die teufelischen Grausamkeiten aus, deren bloße Erzählung der Menschlichkeit schon unerträglich ist. Wären sie anders als dem bloßen Namen nach Christen gewesen; so würden sie ihren Nächsten, wie sich selbst, geliebt haben, und keiner, der seinen Nächsten als sich selbst liebt, wird ihm je den Hals abschneiden oder lebendig braten, um sich seines Geldes zu bemächtigen.

Wenn Eifer in irgend einem Falle nöthig und verzeihlich ist; so muß er es in der gegenwärtigen Streitigkeit seyn: denn ich kenne gar keine an sich selbst so wichtige und einer gefühlvollen Seele so theure Wahrheiten, als diejenigen sind, die der Skeptizismus zu zerstören sucht. Aber warum, sagt man vielleicht, sollte denn Eifer in irgend einem Falle nothwendig seyn? Die Antwort ist leicht: weil er bey gewissen Gelegenheiten schicklich und natürlich ist. Wenn jemand an gewissen Materien den lebhaftesten Antheil nimmt; so ist es im geringsten nicht natürlich, das Ansehen einer so großen Kälte zu behaupten, als wenn er über die geringfügigsten Kleinigkeiten streitet; was aber unnatürlich ist, ist auch beleidigend. Wenn einer seine theuresten Freunde durch die Namen von Schurken und Bösewichtern brandmarken hörte; würde es denn natürlich, würde es schicklich seyn, wenn er dieselbige Gleichgültigkeit des Blicks und dieselbige Sanftheit des Betragens beibehielte, als wenn er eine Wahrheit aus der Lehre von den Kegelschnitten, oder die Ursache des Nordlichts, oder irgend eine Frage aus der alten Geschichte untersuchte. Sollte er nicht nur durch die Gründlichkeit, sondern auch die Schärfe seiner Antwort zeigen, daß er die Anklage nicht allein verwerfe,

sondern auch verabscheue? Wo ist der Mensch, dessen Unwille nicht durch eine solche Beschimpfung rege gemacht würde? Fände sich einer, so würde ich wenigstens das von ihm sagen, daß ich ihn nicht zu meinem Freunde wählen möchte. Wenn uns ein Gegenstand am Herzen liegt; so muß unsere Sprache lebhaft seyn, oder sie ist schlechter, als wenn sie ganz todt wäre; man wird sie für affektirt und heuchlerisch halten. Was aber kann einem Christen näher am Herzen liegen, als das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele? Wenn er die Gotteslästerungen gemeiner Freidenker in gewöhnlichem Umgange nicht mit Geduld anhören kann und soll; mit welcher Stimmung der Seele wird er denn die kalten, hinterlistigen und vergifteten Gottlosigkeiten des räsonnirenden Gotteslaugners anhören oder beantworten? — Ich schäme mich vor mir selbst, (fy on it! sagt der Verfasser,) daß ich eine so lange Schuzschrift deswegen schreiben muß, weil ich ein Feind von Gotteslaugnung und Unsinn bin.

„Aber warum war es überhaupt nöthig, sich „in diese Streitigkeit einzulassen? Man lasse „den Ungläubigen toben, wie er will, lasse ihn „Trugschlüsse auf Trugschlüsse häufen, und schim-

„pfen, und Gott lästern, so lang er will; wenn „die Religion von Gott kommt, oder auf die Ver„nunft gegründet ist; so kann sie doch nicht gestürzt „werden. Warum beunruhigen sie sich denn „selbst oder andere mit ihren Bemühungen, eine „Sache zu unterstüzen, von der gesagt wird, daß „die Hölle selbst sie nicht überwältigen solle? — Man hat diese Einwendung mit vieler Zuversicht gemacht, sie hat aber gerade so viel Gewicht, als die folgende. Warum werden Geseze gegen Mörder gegeben, oder ihnen Strafen auferlegt? Laßt sie wüthen, und erstechen, und würgen, und vergiften, so lange sie wollen, sie werden nie im Stande seyn, das menschliche Geschlecht zu vertilgen, oder eine einzige Provinz zu entvölkern. — Solch eitles Gerede verdient entweder gar keine, oder eine sehr kurze Antwort. Wir glauben und freuen uns darob, daß die Religion, Troz Sophistereien boshafter Menschen, dennoch beständig blühen werde. Sind aber ihre Sophistereien deswegen weniger verucht? verdienen sie deswegen nicht widerlegt, oder lächerlich gemacht zu werden? haben wir Ursache zu hoffen, daß einzelne Personen durch Wunder vom Unglauben gerettet, oder auch irgend ein Gläubiger gegen die Zweifel und Befürchtungen werde geschüzt werden, die die Schriften der

Ungläubigen zu erregen die Absicht haben? Ist es nicht unserer Zeit werth, ist es nicht unsere Pflicht, und sollte es nicht unser Verlangen seyn, unsere Bemühungen zur Abwendung solcher Unfälle anzuwenden? Man bilde sich auch nicht ein, als wenn dies allein eine Arbeit der Geistlichen wäre. Diese sind unstreitig am besten dazu geschickt; wir Layen aber haben dieselbige Verpflichtung auf uns, unsern Nebengeschöpfen nicht allein alles Gutes zu wünschen, sondern, so viel in unserer Macht ist, auch Gutes zu thun. Was mich anbetrift, so gestehe ich, daß, ungeachtet dies Buch mich mehr Mühe gekostet hat, als ich anfangs glaubte, ich es doch mit der größten Bereitwilligkeit würde geschrieben haben, wenn ich auch nur hätte hoffen können, einen einzigen Zweifler dadurch von seinen unglücklichen Vorurtheilen zurückzubringen, oder einen einzigen gläubigen Christen vor den Schrecken des Skeptizismus zu bewahren. Man sage mir nicht, daß diese Schrecken eingebildet sind: denn ich weiß das Gegentheil; auch nicht, daß die guten Absichten, die man sich vorsezt, durch Werke dieser Art nicht können erreicht werden. Auch hievon weiß ich, daß das Gegentheil wahr sey.

Man nehme an, daß eine Gesellschaft von Menschen, die der brittischen Regierung unterwor-

fen wären, Bücher bekannt machten, in denen behauptet würde: daß Freiheit, bürgerliche sowohl, als Religionsfreiheit, eine Ungereimtheit sey; daß das Urtheilfällen durch Geschworne, die Habeas corpus Akte, die magna charta, und die protestantische Religion unerträgliche Bürden wären; daß das Pabstthum, Despotismus und Inquisition sogleich durchs ganze brittische Reich müßten eingeführt werden; — Man nehme an, daß sie ihre Landsleute ermunterten, unsere vortreflichen Geseze und Regierungsverfassung übern Haufen zu werfen, oder wenigstens zu verachten, um ihre Seelen und Gewissen dem Pabste, ihre Güter und Leben dem Könige von Frankreich zu übergeben; — man seze endlich voraus, daß sie so vorsichtig schrieben, daß sie den Strafen der Geseze entwischten, und doch so überredend, daß sie manche verführten, und Unzufriedenheit, Zwietracht und Ausgelassenheit erzeugten, die der ganzen Gesellschaft sowohl, als einzelnen Mitgliedern nachtheilig würden; — mit was für Gesinnungen und welcher Stimmung der Seele würde ein Engländer von Gefühl und Geist solche Grundsäze widerlegen? Würde es schicklich, oder auch nur verzeihlich seyn, eine solche Materie kalt zu behandeln, oder solchen Gegnern mit aller Höflichkeit zu begegnen? Man

nehme an, daß sie andere glänzende Eigenschaften besizen, und daß ihre Parthey sie für aufrichtige, gelehrte und genievolle Männer erklärt: ich glaube doch nicht, daß der Freund der Freiheit und des menschlichen Geschlechts ihnen deswegen, oder auch um anderer Vorzüge willen, große Höflichkeiten bezeugen werde. Nun aber seze man ferner voraus, daß diese politischen Abtrünnige im Fortgange ihrer Streitigkeiten sich als Männer zeigten, denen man Unwissenheit und sophistische Räsonnements, elende, aber ausfluchtgebende Grübeleien, Verdrehung bekannter Erfahrungen und gewöhnlicher Ausdrücke, eine größere Anhänglichkeit an ihre Hipothesen, als an Wahrheit, übermäßige Schäzung ihrer eigenen Grillen vor dem gesunden Menschensinn, Sucht ihre ungemeßne Eitelkeit und Paradoxomanie selbst auf Unkosten der Glückseligkeit von Millionen zu befriedigen: — mit was für einer Stirn könnten alsdann ihre blindesten Bewunderer über die Strenge eines solchen Gegners klagen, der sie und ihre Grundsäze mit Verachtung und Unwillen behandelt hätte? mit welcher Stirn könnte man zu ihrer Rechtfertigung sagen, daß, ungeachtet sie in diesem Falle vielleicht etwas strafbar wären, sie und ihre Werke dennoch eine allgemeine Hochachtung und ehrfurchtsvolle Begegnung

wegen ihrer großen Kenntnisse in der Musik, Architektur, Geometrie, und in der griechischen sowohl als lateinischen Sprache verdienten? Würden sie deswegen in einem geringern Grade eine Pest der Gesellschaft und Feinde des menschlichen Geschlechts seyn? würden ihre Räsonnements weniger sophistisch, ihr Stolz weniger übermüthig und ihre Bosheit weniger verrucht seyn? Vergrößern nicht Menschen, die, wie Alexander, Machiavell, und der Verfasser der Pucelle d'Orleans, ihre großen Talente dazu brauchen, das menschliche Geschlecht entweder zu zerstören, oder zu verderben, die Summe ihrer Verbrechen durch die fürchterlichen Zusäze von Undankbarkeit und Eidbrüchigkeit? Verdienen sie nicht um destomehr allgemein verabscheut zu werden? Ein ungelehrter Dumkopf, der in Schenken und Gasthöfen dem Heilande der Menschen Hohn spricht, und die Unterschiede von Tugend und Laster aufzuheben bemüht ist, ist allerdings ein bösartiger Schurke; allein seine Bosheit läßt doch noch einen Schatten von Entschuldigung zu: er kann seine Unwissenheit, seine Dummheit und die noch verdorbenern Leben und Grundsäze derjenigen vorschüzen, die die Welt, durch eine sehr unzeitige Figur, vornehmere, edlere und bessere Menschen zu nennen pflegt; al-

lein Männer von Talenten und Gelehrsamkeit, die in dieses höllische Geschrey mit einstimmen, sind Bösewichter von einem höhern Range, zu deren Vertheidigung man nichts sagen kann, was nicht ihre Schuld vergrößerte.

Meine Absicht bey gegenwärtiger Schrift war die: andern Menschen dieselbigen Begriffe von der skeptischen Philosophie beizubringen, die ich hege. Dies würde ich aber nicht haben thun können, wenn ich nicht meine Gedanken frey und ohne alle Zurückhaltung vorgetragen hätte. Und in der That sah ich auch gar keinen Grund, gegen die Schriften der Zweifler nachsichtiger zu seyn, als diese es gegen anderer ihre sind. Der Geschmack des Publikums macht eine solche außerordentliche Höflichkeit gar nicht nothwendig. Wenn dieser Fall, was aber gar nicht wahrscheinlich ist, jemals eintreten sollte; so mag es alsdann der Klugheit gemäß seyn, sich darnach zu richten. Allein, so wie wir es verabscheuen, uns über Gegenstände von solcher Wichtigkeit nur halb zu äußern; so wollen wir alsdann auch Feder und Dinte zur Seite werfen, und nicht eher wieder nehmen, als bis wir mit Sicherheit schreiben und zu gleicher Zeit rechtschaffene Männer bleiben können.

Die Ungläubigen erlauben es sich, die Religion und ihre Freunde durch Beschimpfungen, Misdeutungen, unverdiente Spöttereien, und auf andere Arten zu mishandeln. Einige von ihnen behaupten mit dem entscheidendsten Tone Dinge, wovon sie selbst wissen, daß sie dem gemeinen Menschenverstande widersprechen. Alles dieses wird für Wiz und Beredsamkeit, freimüthige Untersuchungen und männlichen Geist gehalten. Wenn aber Freunde der Wahrheit sich der Sache, wovon sie wissen, daß sie mit dem allgemeinen Glauben und Menschensinn übereinstimmt, warm annehmen; so heißt das Bigotterie; und wenn der Christ mit Ernst diejenigen Grundsäze zu retten sucht, die er für äußerst wichtig und der menschlichen Glückseligkeit wesentlich hält; so beschuldigt man ihn sogleich eines Mangels der Mäßigung, der Schwärmerey und des Verfolgungsgeistes. Fern sey es von dem Freunde der Wahrheit, diese Schriftsteller in ihren Verdrehungen nachzuahmen, oder seine Gegner auf eine unverdiente Art lächerlich zu machen. Wenn aber jemand die Erlaubniß erhielte, Gift zu verkaufen; so würde es doch sehr hart seyn, wenn man seinem Nachbar untersagen wollte, Gegengift feil zu haben. Wenn man es zugiebt, daß sie ihre Meinungen mit Eifer ausbrei-

ten und empfehlen können; so muß es uns erlaubt seyn, die unsrigen mit eben der Wärme zu retten. Wenn dies nicht erlaubt seyn sollte, müßte man annehmen, daß das gegenwärtige Geschlecht der Ungläubigen, gleich den Königen, die jure divino eingesezt seyn wollen, eine ihnen ganz eigenthümliche Heiligkeit des Charakters besizen; daß alles, was sie sagten, als Gesez angenommen werden müßte; und daß ihrem Willen widersprechen, oder sich ihnen nur ohne Anbetung zu nähern, strafbar sey. Ich weiß nicht, warum und seit wann sie diese Miene von Erhabenheit und Unverlezlichkeit angenommen haben. Etwa darum, weil einige von ihnen einen hohen Rang in der gelehrten Welt behauptet haben? Dann würde ich ihnen sagen, daß es erst seit kurzer Zeit ist, daß solche Personen in die ersten Klassen sind aufgenommen worden, oder sich darum beworben haben. Spinoza, Hobbes, Collins, Woolston und die übrigen von dieser Zunft wurden in den lezten vierzig oder funfzig Jahren für eine sehr verächtliche Brüderschaft gehalten. Die großen Genies der lezten Zeitalter behandelten sie mit wenig Umständen; und würden, glaube ich, wenn sie noch jezt lebten, deren Nachahmern nicht mehr Hochachtung beweisen, als sie den Originalen selbst erzeigt ha-

ben. Wenn die Feinde unserer Religion sich durch Erfahrungen bessern wollten; so könnten sie es aus den Schicksalen einiger ihrer berühmtesten Brüder sehen, daß Unglaube, so modisch und einträglich er auch seyn mag, doch nicht das vortheilhafteste Feld zur Entwickelung aller Kräfte des Genies sey. Selbst seitdem Voltaire, getrieben durch Geiz und andere Schwachheiten, die einem hohen Alter ohne Grundsäze eigenthümlich sind, den Entschluß faßte, sich durch Schriften wider die christliche Religion Geld zu machen; ist er von einem Genie von nicht gemeiner Größe bis zu einem elenden Schmierer herabgesunken, und glaubt nun, große und schreckliche Thaten zu thun, wenn er die rohen und längst ausgepeitschten Thorheiten vorhergehender Freidenker wieder aufwärmt, die, wenn sie durch einige von seinen eigenen Schnizern, Misdeutungen und Zoten gewürzt sind, eine solche Maße von Falschheiten, Gottlosigkeiten, Unflätereien, und andern verabscheuungswürdigen Ingredienzen ausmachen, die nur allein der unnatürliche Gaumen eines unwissenden Ungläubigen aushalten und verdauen kann. Einige von unsern berüchtigsten Zweiflern haben es erlebt, daß die meisten von ihren ruchlosen Behauptungen sind widerlegt worden. Ich hoffe und wünsche es ernstlich, daß sie so lange le-

ben mögen, bis sie öffentlich und ohne Ausnahme ihre Meinungen wiederrufen. Einige von ihnen mußten es wissen, und viele von ihnen hätten es wissen können, daß ihre Lehren schon widerlegt waren, noch ehe sie sich zu ihnen bekannten, und nichts destoweniger nahmen sie sie mit eben so vieler Zuversicht an, und kramten sie vor der Welt aus, als wenn von der Gegenparthey noch gar nichts wäre gesagt worden. So habe ich einen hortnäckigen Dogmatiker gekannt, der, wenn alle seine Gründe widerlegt und alle seine Erfindungskräfte erschöpft waren, schlechtweg seine vorigen Säze bey einer jeden Verantwortung seines Gegners wiederholte.

Alle, die mit den Schriften der neuern Skeptiker bekannt sind, wissen es sehr gut, daß diese Herren nicht immer diejenige Mäßigung der Sprache beibehalten, die man von Personen von solchen Grundsäzen erwarten sollte; und wenn ich glaubte, daß mein Betragen durch die Beispiele solcher Vorgänger gerechtfertigt werden könnte oder dürfte; so würde ich ihr eigenes Muster zu meiner Rechtfertigung anführen. Allein ich entsage allen den Wohlthaten und Entschuldigungen, die solche Vorgänger mir darbieten könnten; ich schreibe nicht

mit einem Geiste der rächenden Wiedervergeltung, und wenn ich jemals Nachahmer werden will; so werde ich mich nach andern Mustern umsehen. Es läßt sich schwerlich glauben, daß ich mir solche Männer als Muster werde vorgesezt haben, oder vorsezen sollte, deren Grundsäze und Entwürfe den meinigen gerade entgegengesezt sind. Ihre Schriften zwecken dahin ab, die Grundlagen der menschlichen Erkenntniß umzuwerfen, die Quellen menschlicher Glückseligkeit zu vergiften, und diejenige Religion zu zerstören, die die besten und weisesten Menschen für göttlichen Ursprungs gehalten haben, und die jeder rechtschaffene Mann als den größten Segen verehren muß, den die Gottheit dem menschlichen Geschlechte verliehen hat. Ich schreibe in der Absicht, diesen Richtungen und Absichten entgegen zu arbeiten, indem ich die Grundwahrheiten der Religion gegen die Einwürfe der Zweifler vertheidige, und zu zeigen mich bemühe, daß niemand den Grundsäzen der menschlichen Erkenntniß widersprechen kann, ohne sich selbst zu widersprechen. Der allgemeinen Denkungsart der Menschen sezen sie ihre eigenen Grillen entgegen, als wenn diese mehr Glauben verdienten, als alle übrige göttliche und menschliche Zeugnisse und Ansehen. Ich behaupte nichts mit einer gewissen

Hize oder Zuversichtlichkeit, als wovon ich mit Grunde glauben kann, daß es das Ansehen des gemeinen Verstandes vor sich habe. Verdient denn nun ihre Sache oder die meinige die stärkste Theilnehmung und Anhänglichkeit? Haben sie oder ich es am meisten nöthig, sich vor Heftigkeit des Ausdrucks in Acht zu nehmen *)? So gewiß,

*) Es ist nicht möglich, sagt ein schöner und frommer Schriftsteller, den Forderungen einer falschen Delikatesse genug zu thun, weil es für diese keinen gewissen Maasstab giebt. Allein jeder, der Aufrichtigkeit und gesunden Verstand besizt, muß zugeben, daß die schüchterne Furchtsamkeit derer, die sich den Feinden der Religion gleich stellen, einem Manne übel stehen würde, der alle Streitigkeit vermeidet, aber Grundwahrheiten auf das Ansehen des Menschenverstandes zu vertheidigen sucht; und daß ein jeder, der die Religion auf diese Art verficht, das Recht hat, einen zuversichtlichern entscheidendern Ton anzunehmen, nicht um der Stärke seiner eigenen Urtheilskraft, sondern um der Ehrfurcht willen, die alle Menschen dem Tribunal schuldig sind, an welches er sich wendet.

als die Glückseligkeit der Menschen etwas wünschenswerthes ist; so gewiß ist meine Sache gut, und die ihrige schlecht.

Um aber endlich zu schließen, so ist Freimüthigkeit im Reden und Schreiben eins von den großen Vorzügen, wodurch Großbrittanien sich vor allen übrigen Völkern auszeichnet. Ein jeder guter Unterthan wünscht, daß dieses Vorrecht bis auf die späteste Nachkommenschaft erhalten werden möge, und würde bekümmert seyn, wenn er sähe, daß die bürgerliche Gewalt den Fortgang vernünftiger Untersuchungen hemmen wollte. Selbst alsdann, wenn Untersuchungen aufhören, vernünftig zu seyn, und gleich schimärisch und verderblich werden, wenn sie so weit gehen, als einige spätere Schriftsteller sie getrieben haben, und die Grundsäze der menschlichen Erkenntniß, der Sittlichkeit und Religion, und folglich die Grundgeseze der brittischen Verfassung und aller gutgeordneter Gesellschaften in Zweifel ziehen; so würde es selbst alsdann mehr Schaden als Nuzen stiften, wenn der weltliche Arm sich ihnen entgegensezen wollte. Denn Verfolgungen und Strafen um bloßer Meinungen willen verstärken fast immer die Parthey, die sie unterdrücken sollen; und wenn Meinungen nur

mit solchen Waffen bestritten werden, (was wahrscheinlich der Fall seyn würde, wenn das Gesez sich darzwischen legte,) so entsteht in den Gemüthern der Menschen der Verdacht, daß sie auch nur allein durch solche Waffen bestritten werden können; und daß also der Sektirer, ungeachtet es ihm an Macht gebricht, doch Gründe für sich und eine gerechte Sache habe. Man lasse also Meinungen durch die Vernunft bekämpfen, und Unsinn dem Gelächter der Menschen blos stellen. Und um ausgelassene Schriftsteller in der gehörigen Furcht zu erhalten, und sie zu zwingen, erst zu denken, bevor sie schreiben, Fakta zu prüfen, bevor sie Schlüsse daraus ziehen, Bücher zu lesen, ehe sie sie beurtheilen, und beide Seiten einer Frage zu untersuchen, bevor sie eine Entscheidung wagen; so würde es vielleicht nicht undienlich seyn, wenn ihre Thorheiten und Unarten als Schriftsteller bisweilen durch eine satyrische Schärfe des Ausdrucks gezüchtigt würden. Dies wäre eine angemessene Strafe für ihre Fehler; diese Strafe verdienen sie gewiß, und diese Strafe zu vollziehen, ist auch nicht unter der Würde eines Philosophen, oder Geistlichen, oder eines jeden andern Mannes, der Gott und seine Nebenmenschen liebt. Milton, Locke, Cudworth, Sidney, Tillotson und verschiedene von den größten und besten Schriftstellern

der gegenwärtigen Zeit sind hier schon vorgegangen, und haben, wie ich gar nicht zweifle, durch ihre starke und lebhafte Sprache eben sowohl, als durch die Gründlichkeit ihrer Räsonnements Gutes gestiftet. Wenn diese Strafe mit Vorsicht gebraucht wird; so kann sie unsere freigeisterischen Schriftsteller etwas mehr Bescheidenheit und Achtung gegen die Urtheile des menschlichen Geschlechts lehren, und würde, wie man hoffen kann, mit der Zeit ihren Stolz und die angenommene Ueberlegenheit dämpfen, die in den lezten Jahren ihre Schriften charakterisiren, und vielleicht mehr, als alle ihre Spizfindigkeiten und Sophistereien dazu beigetragen haben, die schwachen, unaufmerksamen und nach der Mode sich richtenden Menschen zu verführen. Die beste Sache kann freilich mit zu vieler Wärme verfochten werden, wenn nämlich der Vertheidiger durch seinen Eifer so sehr verblendet wird, daß er seine Materie ganz aus den Augen verliert, oder wenn er, um seinen Gegner lächerlich und verhaßt zu machen, auf solche Umstände seines Charakters oder seiner Lebensgeschichte anspielt, die man nicht aus seinen Schriften sammlen kann. Der erste Fehler wird immer der Sache nachtheilig, die ein Schriftsteller zu vertheidigen die Absicht hat: der leztere, den man eigentlich persönliche Satyre oder Mishandlung nennt,

ist an sich selbst so gehäßig, daß eine jede Person von nur gemeiner Klugheit ihn um ihrer selbst willen vermeiden müßte, wenn sie auch nicht durch wichtigere Bewegungsgründe abgehalten würde. Wenn eines Schriftstellers Werke die Tugend zerstören, und für die Privatglückseligkeit sowohl, als das allgemeine Beste nachtheilig werden; so müssen wir sie verabscheuen, und, um ihre schrecklichen Wirkungen zu hemmen, sie auch andern eben so verabscheuungswürdig zu machen suchen; so weit handeln wir als rechtschaffene Männer und gute Bürger; allein seine Geschichte geht uns nichts an, so wenig als sein Charakter, ausgenommen, in so fern er beide in seinen Schriften entwickelt und dem öffentlichen Urtheile unterworfen hat. Wenn diese seine Werke von der Art sind, daß wir sie nicht mit ihren rechten Farben schildern können, ohne auf seine Fähigkeiten oder moralischen Charakter anzuspielen; so dürfen wir Wahrheits- und Menschenliebe im geringsten nicht einer Gefälligkeit aufopfern, die, wenn wir das sind, was wir seyn wollen und sollen, wenigstens Heucheley, Verspottung des Publikums und Verrätherey unserer Sache seyn würde. Das Beste der Gesellschaft muß allemal als ein Gegenstand von einer größern Wichtigkeit, als die Befriedigung der Eitelkeit eines Schriftstellers angesehen werden. Wenn er dieses

nicht früh genug bedenkt, und dafür sorgt, daß das erstere mit der leztern bestehen könne; so hat er nachher sich selbst aller daraus entstehenden Folgen wegen zu tadeln. Colliers heftiger Angrif auf das Theater, am Ende des lezten Jahrhunderts, hatte, selbst nach dem Urtheile eines Mannes, der ihn für zu bitter hielt, (Colley Cibber. Man sehe seine Schuzschrift Vol. I. S. 201.) und den man gar keiner Partheilichkeit für dieses Schriftstellers Grundsäze argwohnen kann, sehr glückliche Wirkungen, weil es die folgenden dramatischen Dichter nöthigte, von der Unanständigkeit nachzulassen, die ihre Vorgänger weit über die Gränzen des guten Geschmacks und guter Sitten hinausgetrieben hatte. Wenn es uns nicht erlaubt wird, die Einwürfe des Ungläubigen so frey und ohne Zurückhaltung zu beantworten, als er sie macht; so ist der Streit auf unserer Seite sehr ungleich. Manche werden alsdann geneigt werden, am günstigsten von derjenigen Sache zu urtheilen, die mit der meisten Wärme vertheidigt wird, und einige können alsdann in Versuchung gerathen, etwas einer Furchtsamkeit, oder einem Mißtrauen in unsere Lehren zuzuschreiben, was doch aus einer viel verzeihlichern Schwachheit entstand.

Was mich selbst anbetrift, so soll doch, ungeachtet ich allemal mit der größten Freude eine jede

Vortreflichkeit, wo ich sie auch finde, bewundert habe, und bewundern werde, weder der Glanz des Reichthums, noch die Würde hoher Bedienungen, noch das Drohen der Großen, noch die Spötterey modischer Leutgen, noch auch das Geschrey des Gelehrtseynwollenden, mich jemals zu einer wirklichen oder vorgeblichen Bewunderung ausgelassener Räsonnements, sophistischer Grundsäze, oder der elenden Metaphysik, die in den lezten Jahren die Litteratur so entehrt und vergiftet hat, besänftigen oder hinschrecken. Ich bin so wenig Freund von Streitigkeiten, daß ich mich nie in eine einlassen werde, wenn ich die Sache selbst nicht für äußerst wichtig halte; solche Streitigkeiten aber kann und will ich nicht mit Kälte und ohne Theilnehmung führen. Wenn ich es thäte, so könnte ich vielleicht einer Parthey gefallen; allein, ich müßte das Publikum beleidigen: ich könnte vielleicht dem Tadel derjenigen entgehen, deren Lob ich nicht achte; allein ich würde auch die Achtung rechtschaffener Menschen und den Beifall meines eigenen Gewissens verlieren.

Ende des ersten Bandes.

S. 522. Z. 20. lies Menschenverstande.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beattie, James,

Jakob Beattie's, Professor der Moral und Logik in Aberdeen, neue philosophische Versuche

Bd.: Erster Band

Leipzig 1779

Ph.u. 36 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045177-3
VD18 80126006